

Königin Hortense

L Mühlbach


DOMI NUS ILLU
MINA TIO MEA
Taylor Institution.

Königin Hortense.

Ein Napoleonisches Lebensbild

von

L. Mühlbach.

Erster Band.

Fünfte Auflage.

Berlin, 1861.
Druck und Verlag von Otto Janke.

Inhalts-Verzeichniß des ersten Bandes.

Seite

Erstes Buch.

Tage der Rückkehr und der Revolution.

Zweites Buch.

Die Königin von Holland.

I.

Tage der Kindheit.

„Ein Augenblick des Glücks ist nicht zu theuer mit dem Tod bezahlt," sagte unser großer deutscher Dichter, und er mag Recht haben, aber zu theuer ist ein Augenblick des Glückes mit einem langen Leben voller Qual und Schmerzen bezahlt! Und wann war er denn für sie gekommen, dieser „Augenblick des Glückes," wann konnte Hortense Beauharnais von sich sagen: „Ich bin glücklich! Möge jetzt der Schmerz kommen und das Leid, ich habe das Glück kennen gelernt, und das ist in seinen Erinnerungen unvergänglich und ewig!"

Sie hat viel geweint und viel gelitten, diese Tochter einer Kaiserin, diese Mutter eines Kaisers. In frühester Jugend schon hat sie das Unglück und die Thränen kennen gelernt, und sie sind später nicht dem jungen Mädchen, nicht der Gattin, nicht der Mutter erspart worden.

Es ist eine rührend schöne Gestalt unter den Napoleoniden, diese Hortensia, diese zarte und doch stolze Königin, die, als sie herabgestiegen war vom Thron, als sie aufgehört hatte Königin zu sein, als sie, lebensmüde und matt, sich endlich in das Grab hinein gerettet hatte, doch noch als Königin unter uns blieb, nicht mehr die Königin der Völker, aber die Königin der Blumen. Die Blumen haben das Gedächtniß und die Erinnerung an die schöne Tochter Josephinens bewahrt, die Blumen haben nicht, wie so viele Menschen, sie verleugnet, als sie nicht mehr die Tochter des allmächtigen Kaisers, sondern die Tochter des „Verbannten" war. Unter den Blumen hat sie weiter gelebt, die schöne Hortensia, und Gavarny, der große Dichter der Blumen, hat in seinen „Fleurs animées" der Blumenkönigin Hortensia ein rührend schönes Denkmal errichtet. Auf

einem Hügel von Hortensien ruht das Bild der Königin Hortensia; in weiter Ferne, wie ein halbvergessenes Traumbild, sieht man die Kuppeln und Thürme von Paris. Weiter im Vordergrund liegt der Grabhügel von Hortensien mit dem Bilde der königlichen Schwester der Blumen. Einsamkeit herrscht ringsumher, aber droben in den Lüften schwebt der kaiserliche Adler! Der kaiserliche Mantel mit den goldenen Bienen wallt wie ein Kometenschweif hinter ihm her, das dunkelrothe Band der legion d'honneur mit dem goldenen Kreuz hängt um seinen Hals, in seinem Schnabel trägt er einen vollen Blüthenzweig der Kaiserkrone.

Es ist ein Stück Weltgeschichte, das uns aus diesem reizenden Bilde Gavarny's entgegentritt, ein Stück Weltgeschichte, das in wunderbaren phantastischen Schattenbildern an uns vorüberrauscht, wenn wir das Leben der Königin Hortensia mit prüfendem Auge betrachten und ihr Schicksal überdenken.

Sie hat alle Größe und alle Herrlichkeit der Erde kennen gelernt, und hat Alles in Staub zerfallen sehen. Nein, nicht Alles! Ihre Lieder und ihre Gedichte sind geblieben, das Genie bedarf keiner Krone, um unsterblich zu sein. Als Hortensia aufgehört hatte Königin von Napoleons Gnaden zu sein, blieb sie immer noch die Dichterin „von Gottes Gnaden." Anmuthig und lieblich sind ihre Gedichte, voll zarter Elegie, voll tiefer, leidenschaftlicher Gluth, die indessen nie die Gränzen zarter Weiblichkeit überschreitet; anmuthig und melodiös sind ihre Compositionen. Wer kennt nicht das Lied „Va t'en guerrier," das Hortensia gedichtet und componirt und das sie dann auf Napoleons Wunsch zu einem Militairmarsch transponirte. Bei den Klängen dieses Marsches verließen einst die Soldaten Frankreichs ihr Vaterland, um die französischen Adler nach Rußland zu tragen; bei den Klängen dieses Marsches hatten in jüngster Zeit wieder die Soldaten Frankreichs ihr Vaterland verlassen, um die französischen Adler nach Rußland zu tragen.

Hortensens Lied ist geblieben; einst sang es laut und jubelnd die Welt; dann unter den heimgekehrten Bourbonen summten es leise die zerschossenen, verkrüppelten Krieger des Invalidenhauses, wenn sie von der Gloire der belle France wie von einem schönen Jugendtraum heimlich zu einander flüsterten.

Jetzt schallt das Lied wieder mächtig durch Frankreich dahin, jetzt schwingt es sich jubelnd empor zu der Vendôme-Säule, und das eherne Antlitz des Kaisers scheint zu lächeln, wenn diese zitternden Tonwellen seine Stirn umrauschen, und die Hortensien auf dem Grabe der Königin heben träumerisch sinnend ihre Blüthenköpfe empor, in denen der Thau des Himmels oder die Thränen der heimgegangenen Königin wie kostbare Brillanten funkeln, und sie lauschen auf dieses Lied, welches jetzt für Frankreich eine heilige Bedeutung gewonnen, denn es ist das Hohelied einer Religion, welcher alle Völker und alle Menschen huldigen sollten, „der Religion der Erinnerungen." Und dieses „Va t'en guerrier," welches Frankreich jetzt singt, es ertönt über dem Grabe der Königin, wie die Ehrensalven über dem Grabe eines tapfern Kriegers.

Sie hat viel gekämpft, die unglückliche und liebenswürdige Königin, aber immer ist sie tapfer geblieben, und immer hat sie den Muth der Frauen bewahrt, den Muth: des Lächelns unter Thränen. Ihr Vater starb auf dem Schaffot, ihre Mutter, die doppelt entthronte Kaiserin, am gebrochenen Herzen, ihr Stiefvater, der Kaiser Napoleon, auf einer einsamen Felseninsel! Flüchtig und gemieden irrte ihre ganze Familie, irrten alle die entthronten Könige und Königinnen umher, verbannt aus ihrem Vaterlande, der Gnade Derer, welchen sie einst Gnade erwiesen, kaum ein Fleckchen Erde abringend, wo sie in stiller Verborgenheit, fern dem Weltgetriebe, ihren großen Erinnerungen und ihren großen Schmerzen leben konnten. Ihre Vergangenheit lag hinter ihnen, wie ein goldschimmerndes Mährchen, an welches jetzt Niemand mehr glaubte, und nur die Gegenwart schien den Menschen und den Völkern eine willkommene Wirklichkeit, die sie mit giftigem Stachel den entthronten Napoleoniden an die Stirn heften wollten. — Und trotz all dieser Schmerzen und dieser Demüthigungen hatte Hortensia den Muth, die Menschen nicht zu hassen und ihre Kinder zu lehren, die Menschen zu lieben und ihnen wohlzuthun. Das Herz der entthronten Königin blutete aus tausend Wunden, aber sie ließ diese Wunden nicht verharrschen und ihr Herz sich nicht unter den breiten Narben ausgebluteter Schmerzen verhärten. Sie liebte ihre Schmerzen und ihre Wunden und hielt sie offen mit ihren Thränen, aber eben weil sie gränzenlos litt, that es ihrem Herzen wohl, Andern Leiden ersparen und ihre Schmerzen

sänftigen zu können. So war ihr Leben ein stetes Wohlthun, und als sie starb, konnte sie wie ihre Mutter, die Kaiserin Josephine, von sich sagen: „Ich habe viel geweint, aber ich habe niemals Andere weinen gemacht.“

Hortensia war die Tochter des Vicomte von Beauharnais, der sich wider den Willen seiner Angehörigen mit der schönen Josephine Tascher de la Pagerie, einer jungen Creolin aus Martinique, vermählt hatte. Diese Ehe welche nur die Liebe geschlossen, schien indessen keine glückliche werden zu sollen. Da beide jung, beide unerfahren, leidenschaftlich und eifersüchtig, fehlte es ihnen beiden an Kraft und Energie, die wilden Wogen ihres Temperamentes in die kühle und stille Bahn einer ruhigen Ehe einzulenken. Der Vicomte war zu jung, um seiner Josephine nicht blos ein Liebhaber und zärtlicher Gatte, sondern auch ein rathender Freund, ein warnender Lehrer in der schweren Kunst des Lebens sein zu können, und Josephine war zu unschuldig, zu unerfahren, zu lebenslustig, um alles Das vermeiden zu können, was der auflauernden und feindlichen Familie ihres Gemahls Veranlassung zu üblen Vermuthungen geben konnte, die sie dem Vicomte als grausame Gewißheiten in's Ohr flüsterten. Es war daher begreiflich, daß diese Ehe bald von heftigen Stürmen und Schmerzen getrübt ward. Josephine war zu schön und liebenswürdig, um nicht überall Aufmerksamkeit und Bewunderung zu erregen, und sie war noch nicht blasirt und erfahrungsreich genug, um sich dieser Bewunderung und Anbetung nicht zu freuen, oder nicht das Ihrige zu thun, um sie hervorzurufen. Aber weil sie naiv war und unschuldigen Herzens, verlangte sie von dem Gemahl, daß diese kleinen äußeren Coquetterien ihn nicht beunruhigen und mißtrauisch machen sollten, daß er zu ihr ein unerschütterliches Vertrauen hegen solle. Ihr Stolz empörte sich gegen seinen Argwohn, wie seine Eifersucht sich gegen ihre anscheinende Leichtfertigkeit, und Beide würden sie willig trotz der Liebe, welche sie im Grunde ihres Herzens für einander empfanden, ihre Ehe getrennt haben, wenn nicht ihre Kinder ihnen diese Trennung unmöglich gemacht hätten. Diese Kinder waren ein Sohn, Eugène, und eine um vier Jahre jüngere Tochter, Hortensia. Beide Eltern liebten diese Kinder mit leidenschaftlicher Zärtlichkeit,

und oft, wenn im Beisein der Kinder irgend eine dieser stürmischen Ehescenen stattgefunden, genügte ein bittendes Wort Eugène's, eine Schmeichelei der kleinen Hortense, um die beiden Gatten, deren Zorn immer doch nichts weiter war, als zürnende Liebe, mit einander zu versöhnen.

Aber diese ehelichen Stürme wurden mit der Zeit heftiger, und jetzt war Eugène nicht mehr da, um seiner kleinen Schwester beizustehen, diese traurigen Zwistigkeiten ihrer Eltern zu versöhnen. Der Vicomte hatte den kleinen, jetzt sieben Jahre alten Eugène in ein Pensionat gethan, und die kleine Hortense, durch die Abwesenheit ihres Bruders muthlos gemacht, hatte nicht mehr die Mittel, diese Stürme, die zwischen ihren Eltern tobten, zu beschwichtigen; sie floh geängstigt und scheu bei diesen heftigen Scenen in irgend eine einsame Ecke und weinte da vor Angst und Schmerz über ein Unglück, dessen Größe ihr armes kleines Kinderherz doch nicht zu fassen vermochte.

In dieser schlimmen und sturmvollen Zeit erhielt die junge Vicomtesse Josephine einen Brief aus Martinique. Madame Tascher de la Pagerie schilderte in demselben ihrer Tochter die Schrecknisse ihrer Einsamkeit in ihrem großen schweigenden Hause, in welchem Niemand sie umgab, als Dienstleute und Sklaven, deren seltsam verändertes und oppositionelles Wesen die alte Dame beängstigte und mit heimlichen Besorgnissen vor der Zukunft erfüllte. Sie forderte daher von ihrer Tochter, daß sie zu ihr kommen und bei ihr wohnend, die letzten Lebensjahre ihrer Mutter mit dem Glanz ihrer Jugend verschönen solle.

Josephine nahm diesen rufenden Brief ihrer Mutter für einen Wink des Schicksals, und der häuslichen Zwistigkeiten müde, entschlossen, ihnen für immer ein Ende zu machen, nahm sie ihre kaum vierjährige Tochter Hortensia und verließ mit ihr Frankreich, um jenseits des Oceans in den Armen ihrer Mutter sich das neue Glück ungestörten Friedens zu suchen.

Aber der Friede war damals von der ganzen Welt entflohen. Ueberall wogten und gährten drohende Ungewitter. Durch die ganze Welt ging ein finsteres unterirdisches Grollen, ein dumpfes Donnern und Heulen, als wolle die Erde sich in einen einzigen feuerspeienden Berg verwandeln, als wolle sie zu einem unermeßlichen Krater sich öffnen, der mit seinen ausströmenden Lavagluthen und mit seinem feurigen Aschenregen das Glück

und den Frieden der ganzen Menschheit zerschmettern und begraben solle. Und endlich öffnete er sich wirklich, dieser furchtbare Krater, und spie Verheerung und Tod rings über die ganze Welt aus, und zerschmetterte mit dämonischem Zorn ganze Geschlechter und ganze Völker, und machte mit seinem tobenden Geheul das heitere Lachen und den harmlosen Scherz verstummen!

Dieser feuerspeiende Krater, welcher sich öffnete, war die Revolution. In Frankreich erfolgte die erste, die furchtbarste Explosion dieses grauenhaften Kraters, aber die ganze Erde bebte noch davon, überall gährte die wilde, unterirdische Masse empor und wollte das Unterste zum Obersten verkehren. — Auch bis Martinique hin empfand man dieses geistige Erdbeben, das in Frankreich schon aus dem grauenvollen Revolutionskrater die blutige Guillotine hervorgeschleudert hatte. Diese Guillotine war der Altar der sogenannten Völkerfreiheit geworden, und auf diesem Altar opferte die freudetrunkene, sinnlose Masse ihrem neuen Götzen Diejenigen, welche bis dahin ihre Herren und Gebieter gewesen und durch deren Tod sie sich jetzt die Freiheit für immer glaubten erkaufen zu können.

Egalité, fraternité, liberté! das waren die Schlachtrufe dieses heulenden, mordenden Volkes, das waren die drei Worte, welche in blutiger Flammenschrift über der Guillotine brannten, und als deren höhnendes Wahrzeichen das blitzende Fallbeil sich hernieder senkte, um die Häupter der „Aristokraten,“ welche man trotz der neuen Religion der drei Worte nicht als Brüder, nicht als Seinesgleichen erkennen, denen man nicht die Freiheit des Gedankens und des Lebens gönnen wollte, von ihrem Rumpfe zu trennen.

Und dieser Schlachtruf des mordenden französischen Volkes, er war auch bis Martinique gedrungen, er hatte die Sklaven aus ihrem dumpfen Gehorsam aufgeschreckt, und sie wollten jetzt mit Gewalt ihren ihnen so lange vorenthaltenen Antheil an der Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit sich ertrotzen. Ueberall erhoben sie sich in offener Empörung gegen ihre Herren, und die Brandfackeln, welche sie in die Häuser derselben schleuderten, däuchten ihnen die Hochzeitsfackeln ihrer Freiheit.

Auch in das Haus der Madame Tascher de la Pagerie schleuderten sie diese Brandfackeln.

In einer Nacht erwachte Josephine von dem grellen Schein der Flammen, welche schon in ihr Gemach eingedrungen waren. Mit einem Schrei des Entsetzens sprang sie von ihrem Lager empor, riß die ruhig in ihrem Bettchen schlummernde kleine Hortense in ihre Arme, hüllte sie in die Bettgardine und stürzte so, im leichten Nachtgewande, aus dem brennenden Hause, brach sich mit dem Löwenmuth der Mutterliebe Bahn durch die heulenden kämpfenden Schaaren der Soldaten und der Neger und rannte in entsetzensvoller Eile dem Hafen zu. Dort lag ein französisches Schiff, bereit die Anker zu lichten. Ein Officier, im Begriff, das kleine Boot zu besteigen, das ihn zu seinem Schiff bringen sollte, sah dieses junge Weib, das, ihr Kind fest an die Brust drückend, mit einem letzten Hülfeschrei fast bewußtlos am Ufer zusammensank. Voll tiefen Mitgefühls eilte er zu ihr hin, und Mutter und Kind in seine Arme hebend, trug er sie in sein Boot, das nun sofort vom Lande abstieß, und mit seiner schönen Last über die Wellen dahin schaukelte.

Bald war das Schiff erreicht, und Josephine, ihr Kind fest an ihre Brust drückend und glücklich, dieses einzige Kleinod gerettet zu haben, stieg auf der schwankenden Leiter zu dem Schiffe empor. Noch waren all' ihre Gedanken nur mit ihrem Kinde beschäftigt, und erst als sie die kleine Hortense in der Kajüte sicher gebettet, als sie sie von aller Gefahr befreit sah, erst als die Mutter ihre Pflichten erfüllt hatte, erwachte die Frau und warf ihre beschämten und geängstigten Blicke umher. Halb bekleidet nur, im leichten flatternden Nachtgewande, ohne weitere Umhüllung ihres Busens und Nackens als ihr schönes langherabfallendes Haar gewährte, das sie wie in einen dichten schwarzen Schleier einhüllte, so stand die junge Vicomtesse Josephine von Beauharnais in der Mitte der sie anstaunenden Männer da!

Einige der auf dem Schiffe befindlichen Damen standen ihr indeß hülfreich bei, und kaum war ihre Toilette geordnet, als Josephine verlangte, an's Land zurück gebracht zu werden, um zu ihrer Mutter eilen zu können. Aber der Capitain widersetzte sich diesem Verlangen, er wollte das junge Weib nicht den Mordbrennern in die Hände liefern, welche da am Lande sengten und mordeten, und deren Wuthgeheul man deutlich auf dem Schiffe vernehmen konnte. Die ganze Küste, so weit das Auge

reichte, schien sich in ein zweites Meer, ein Meer von Gluth und Flammen verwandelt zu haben, das seine spritzenden Wogen in hohen Garben zum dunklen Nachthimmel empor schleuderte. Es war ein furchtbarer, entsetzlicher Anblick, und vor ihm rettete sich Josephine an das Lager ihrer schlummerden kleinen Tochter. An ihrem Bettchen niederknieend, hob sie ihr von Thränen überfluthetes Antlitz zum Himmel empor und flehte zu Gott, sich ihrer Mutter zu erbarmen.

Das Schiff lichtete die Anker, es entfernte sich weiter und immer weiter von dieser flammenden Küste. Josephine stand auf dem Verdeck und blickte hinüber nach der brennenden Wohnung ihrer Mutter, die mehr und mehr ihren Augen sich entzog, jetzt nur noch wie ein kleiner Stern dort drüben am Horizont dämmerte und dann verschwand. Mit diesem Stern war ihre Kindheit und ihre Vergangenheit hinabgesunken in's Meer, und eine neue Welt, eine neue Zukunft erwartete Mutter und Kind. Die Vergangenheit war, wie die Schiffe des Columbus, hinter ihr abgebrannt, aber sie warf doch noch einen magischen Schein in ihre Zukunft hinüber, und wie Josephine, mit der kleinen Hortense im Arm, da auf dem Schiffe stand und der verschwundenen Insel ihrer Kindheit ihre letzten Grüße sandte, erinnerte sie sich dieser alten Mulattin, welche vor einigen Tagen ihr eine seltene Prophezeihung zugeflüstert hatte. Sie hatte zu ihr gesagt: „Du wirst nach Frankreich zurückkehren, und bald wird ganz Frankreich zu Deinen Füßen liegen; Du wirst dort mehr werden als eine Königin!“

II.

Die Prophezeihung.

Es war zu Ende des Jahres 1790, als Josephine mit ihrer kleinen Tochter Hortense wieder in Paris anlangte, und in einem bescheidenen Hôtel ihre Wohnung nahm. Dort erhielt sie bald die Nachricht von der

glücklichen Rettung ihrer Mutter, und von der Wiederherstellung der Ruhe in Martinique. In Frankreich aber wüthete immer noch die Revolution und die Guillotine, und das Banner der Schreckensherrschaft, die rothe Fahne, warf ihre blutigen Trauerschatten über Paris hin. Furcht und Entsetzen hielt alle Gemüther gebannt, Niemand wußte am Abend zu sagen, ob er am nächsten Morgen noch frei sein, ob er die Sonne noch einmal untergehen sehen würde. Der Tod lauerte vor jeder Thür und hielt in jedem Hause und in jeder Familie seine furchtbare Ernte. Diesen Schrecknissen gegenüber vergaß Josephine alle früheren Schmerzen, alle Beleidigungen und Demüthigungen, die sie von ihrem Gemahl erduldet; die alte Liebe erwachte wieder in ihr, und da es sein konnte, daß morgen schon der Tod an ihre Thür klopfte, wollte sie das Heute noch zu einer Versöhnung mit dem Gemahl, zu einem Wiedersehn mit ihrem Sohne benutzen.

Aber alle ihre Bemühungen um eine Annäherung, alle Schritte zu einer Versöhnung waren vergeblich. Der Vicomte hatte diese Flucht nach Martinique als einen zu tiefen Schimpf, eine zu harte Grausamkeit empfunden, um jetzt, nach zwei Jahren der Abwesenheit, in eine Versöhnung mit seiner Gemahlin willigen zu können. Theilnehmende Freunde vermittelten endlich eine Zusammenkunft der beiden Gatten, von der indeß der Vicomte nicht zuvor unterrichtet worden. Sein Zorn war daher groß, als er, der Einladung des Grafen Montmorin folgend, in dessen Salon trat und dort seine so hartnäckig und zornvoll gemiedene Gattin Josephine fand. Er wollte entfliehen, den Salon verlassen, da stürzte ein reizendes Kind mit ausgebreiteten Armen zu ihm hin, da rief eine silberhelle Stimme ihn mit zärtlichem Gruß und der Vicomte, bezaubert von diesen Klängen, hatte nicht mehr die Kraft zu fliehen. Er schloß sein Kind, seine Hortense, in seine Arme, er drückte sie fest, fest an seine Brust, und als das Kind jetzt mit einem reizenden Lächeln flehte: „nun küsse auch Mama, wie Du mich geküßt hast," als er vor sich das von Thränen bethaute schöne Antlitz Josephinens sah, als er die Stimme seines Vaters hörte, welcher zu ihm sagte: „mein Sohn, versöhne Dich mit meiner Tochter! Josephine ist auch meine Tochter, und ich würde sie nicht so nennen, wenn sie dessen nicht würdig wäre," als er seinen Sohn Eugène sah, der, sein

edles schönes Antlitz an die Schulter seiner Mutter gelehnt, mit zärtlichen Blicken zu ihm hinschaute, da vermochte er nicht mehr zu widerstehen. Mit der kleinen Hortense im Arm schritt er seiner Gemahlin entgegen, und mit einem lauten Freudenschrei, mit einem seligen Gruß der Liebe sank Josephine an seine Brust.

Der Friede war wieder hergestellt, und mit neuer Liebe schlossen die wiedervereinten Gatten sich jetzt inniger wie je aneinander. Die Stürme schienen für immer ausgetobt zu haben und der Himmel ihres Glückes war rein und wolkenlos. Aber bald sollte die Revolution ihre verfinsternden Schlagschatten darüber hinwerfen.

Der Vicomte von Beauharnais, von dem Adel von Blois als Deputirter in den neuen Staatskörper der Etats généraux gesandt, legte diese Stelle nieder, um statt mit der Zunge, mit dem Schwert für das Vaterland zu kämpfen. Mit dem Grade eines General-Adjutanten begab er sich zur Nord-Armee, begleitet von Josephinens Segenswünschen und Thränen. Eine unheilvolle Ahnung sagte ihr, daß sie den Gemahl nicht wiedersehen würde, und diese Ahnung hatte sie nicht betrogen. — Der Geist der Anarchie und des Aufruhrs herrschte nicht blos im Volk von Paris, sondern auch im Heer. Die Aristokraten, welche man in Paris der Guillotine überlieferte, wurden auch bei der Armee mit scheelen, mißtrauischen, gehässigen Blicken angesehen, und der Vicomte von Beauharnais, der auf dem Schlachtfelde von Soissons wegen seiner Tapferkeit zum commandirenden General en chef avancirt war, ward bald darauf von seinen Officieren als ein Feind des Vaterlandes und der neuen Ordnung der Dinge angeklagt. Man verhaftete ihn und führte ihn als Gefangenen nach Paris zurück, wo er in dem Gefängniß des Luxembourg neben so vielen anderen Opfern der Revolution eingekerkert ward.

Josephine erfuhr das Unglück ihres Gemahls, und diese Trauernachricht rief ihre ganze Energie, ihre ganze Liebe zu thatkräftigem Handeln wach. Sie schwur sich, den Gemahl, den Vater ihrer Kinder zu befreien, oder mit ihm zu sterben. Muthvoll warf sie sich allen Gefahren, allen Verdächtigungen entgegen, selig, als es ihr gelang, den Gemahl im Gefängniß aufzusuchen, ihn zu trösten, ihm Hoffnung zuzuflüstern.

Aber damals ward auch die Liebe und die Treue zu einem todes-

würdigen Verbrechen, und Josephine, doppelt schuldig, einmal, weil sie selber Aristokratin war, dann weil sie einen Aristokraten, einen angeklagten „Verräther des Landes" liebte und um sein Schicksal weinte, Josephine ward verhaftet und in das Gefängniß von St. Pelagie gebracht.

Eugène und Hortense waren nun kaum noch mehr als Waisen, denn die Gefangenen von Luxembourgs und St. Pelagie verließen damals ihr Gefängniß immer nur, um das Blutgerüst zu besteigen. Verlassen und jeder Hülfe beraubt, gemieden von Allen, die sie einst gekannt und geliebt, waren die beiden Kinder ganz allein, ganz hülflos, waren sie bedroht von Elend, Noth und Hunger sogar. Denn das Vermögen ihrer Aeltern war sequestrirt und in derselben Stunde, in welcher man Josephine in das Gefängniß abführte, hatte man auch die Eingänge und Thüren ihrer Wohnung versiegelt, den armen Kindern es überlassend, sich selber ein Obdach zu suchen. Aber sie waren doch nicht ganz verlassen, nicht ganz hülflos. Eine Freundin Josephinens, eine Madame Holstein, hatte den Muth, den beiden Kindern zu Hülfe zu kommen und sie in ihre eigene Familie aufzunehmen.

Aber man mußte vorsichtig und klug zu Werke gehen, um nicht den Groll und Haß derjenigen zu erregen, die, aus der untersten Hefe des Volkes hervorgestiegen, jetzt die gebietenden Herren von Frankreich waren, die sich aus dem Blute der Aristokraten den Purpurmantel ihrer eigenen Majestät zu zaubern vermeinten. Ein unvorsichtiges Wort, eine Miene, konnte genügen, um diese gute Madame Holstein, die muthvolle Retterin der beiden Kinder, zu verdächtigen und der Guillotine zu überliefern. Es war ohnehin schon ein Verbrechen, daß sie die Kinder der Angeklagten zu sich genommen und man mußte daher Alles thun, um den Verdacht der Machthaber zu beschwichtigen. Hortense mußte mit ihrer Beschützerin den Festen und patriotischen Prozessionen beiwohnen, die sich bei jeder „Decade" zu Ehren der Einen untheilbaren Republik erneuerten, aber niemals ward es ihr auferlegt, in diesen Prozessionen eine handelnde Rolle zu spielen. Man fand sie nicht würdig, unter den Töchtern des Volkes zu figuriren, man hatte es ihr noch immer nicht verziehen, daß sie die Tochter eines Vicomte, eines eingekerkerten „Cidevant" war. Eugène ward bei einem Zimmermann in die Lehre gegeben und oft sah man den Sohn des

Vicomte Beauharnais jetzt in einer Blouse, ein Brett auf der Schulter oder eine Säge unter dem Arm tragend, durch die Straßen dahinschreiten.

Während so die Kinder der beiden Angeklagten einer augenblicklichen Ruhe und Sicherheit genossen, verfinsterte sich die Zukunft ihrer Eltern mehr und mehr, und nicht blos das Leben des Generals, sondern auch das seiner Gemahlin war jetzt ernstlich bedroht. Josephine war von St. Pelagie in das Gefängniß der Carmeliter gebracht worden; damit war sie dem Blutgerüst einen Schritt näher getreten. Aber sie zitterte nicht für sich, sie dachte nur an ihre Kinder, an ihren Gemahl, sie schrieb dem Ersteren zärtliche Briefe, welche man durch reichliche Bestechung der Gefangenwärter zu befördern wußte, aber alle ihre Bemühungen, sich mit ihrem Gemahl in Verbindung zu setzen, waren vergeblich. Da erhielt sie eines Tages die Schreckensnachricht, daß ihr Gemahl in dieser Stunde vor das Revolutions-Tribunal geführt worden. In herzklopfender Angst wartete Josephine Stunde für Stunde auf irgend eine Nachricht. Hatte dieses Tribunal ihren Gemahl begnadigt, oder hatte es ihn zum Tode verurtheilt? War er schon frei, oder war er schon frei in einem höheren Sinne, war er todt? Wenn er frei war, würde er Mittel und Wege gefunden haben, ihr Kunde davon zu geben, aber wenn er schon hingerichtet worden, müßte sein Name doch auf der Liste der Verurtheilten stehen! Unter diesen Qualen war Josephinen der lange und schreckensvolle Tag vergangen, die Nacht brach herein. Sie vermochte nicht zu schlafen, und mit ihr wachten die Leidensgenossinnen, die Gefährtinnen der Qual, mit denen sie das Gefängniß theilte, und die gleich ihr dem Tode entgegensahen.

Es war eine glänzende auserlesene Gesellschaft, welche sich da in dem Gefängniß vereinigt fand. Da war die Herzogin Wittwe v. Choiseul, die Vicomtesse v. Maille, der man eben erst ihren siebenzehnjährigen Sohn guillotinirt hatte, da war die Marquise v. Créqui, die geistreiche pikante Frau, welche man oft die letzte Marquise des ancien régime genannt hat, und welche in ihren geistvollen Memoiren die französische Geschichte des achtzehnten Jahrhunderts vom aristokratischen Standpunkt aus geschrieben hat. Da war der Abbé Térirer, der, als ihm die Schreckensmänner mit der Laterne gedroht, weil er sich geweigert, den Eid auf die neue Verfassung zu leisten, ihnen geantwortet hatte: „Werdet Ihr heller sehen,

wenn Ihr mich an die Laterne gehangen habt?" — Da war endlich noch ein Herr Duvivier, ein Schüler Cagliostro's, der gleich seinem Meister es verstand in der Zukunft zu lesen, und mit Hülfe einer Caraffe voll Wasser und einer „Taube", das heißt, eines jungen unschuldigen Mädchens unter sieben Jahren, die geheimnißvollen Räthsel des Schicksals zu lösen. — An ihn, an den Groß-Cophta wandte sich die Vicomtesse Beauharnais jetzt nach diesem Tage der schreckensvollen Ungewißheit, von ihm verlangte sie jetzt Aufschluß über das Schicksal ihres Gemahls.

Es war eine eigenthümliche Scene, welche sich da in der Stille der Nacht in dem düsteren öden Gefängnißsaal begab. Der Gefangenwärter, durch eine Assignate von funfzig Francs, die freilich nur noch vierzig Sous werth war, bestochen, hatte darein gewilligt, daß sein kleines sechsjähriges Töchterchen dem Groß-Cophta als „Taube" diene, und hatte außerdem alle nöthigen Vorbereitungen getroffen. In der Mitte des Saales also war ein Tisch aufgestellt, auf welchem sich eine Caraffe, angefüllt mit hellem frischem Wasser, befand, um dieselbe waren in Form eines Triangels drei Lichter aufgestellt, und zwar so nahe als möglich neben der Flasche, damit die Taube desto besser sehen könnte. Das kleine Mädchen, eben aus dem Schlafe geweckt und im leichten Nachthemdchen aus ihrem Bett gehoben, saß auf einem Stuhl dicht an dem Tische und hinter ihr erhob sich die ernste düstere Gestalt des Groß-Cophta. Rings um den Tisch standen die Gefangenen, diese Herzoginnen und Marquisen, diese Damen des Hofes von Versailles, welche noch im Gefängniß ihre aristokratischen Alluren und Manieren beibehalten hatten und die Etiquette auch hier noch so streng beobachteten, daß die Herzoginnen und die Marquisen, welche in den Tuilerieen die Ehre des Tabourets genossen, auch hier im Gefängniß noch den Vortritt hatten und man ihnen alle möglichen Egards bewies. An der andern Seite des Tisches, bleich, in athemloser Spannung, die großen dunklen Augen mit einem rührenden Ausdruck der Erwartung auf das Kind gerichtet, stand die unglückliche Josephine, und in einiger Entfernung hinter den Frauen der Gefangenwärter mit seiner Gattin.

Jetzt legte der Groß-Cophta seine beiden Hände auf das Haupt des Kindes und rief mit lauter Stimme: „Oeffne Deine Augen und sieh!"

Das Kind erbleichte und schauerte in sich zusammen, indem es den starren Blick auf die Caraffe heftete.

„Was siehst Du?“ fragte der Groß-Cophta. „Ich will, daß Du in das Gefängniß des Generals von Beauharnais siehst. Was siehst Du?“

„Ich sehe ein kleines Zimmer,“ sagte das Kind lebhaft. „Auf einem Feldbett liegt ein junger Mann, welcher schläft, neben ihm sitzt ein anderer Mann, der auf einem Papier schreibt, welches auf einem großen Buche liegt.“

„Kannst Du lesen?“

„Ach, nein, Bürger. — Ach, ach, da schneidet der Herr seine Haare ab und legt sie in das Papier.“

„Der, welcher schläft?“

„Nein, der, welcher eben schrieb. Er schreibt jetzt etwas auf das Papier, in welches er die Haare gewickelt hat; nun öffnet er ein kleines rothes Portefeuille und nimmt Papiere heraus; es sind Assignaten, er zählt sie und legt sie dann wieder in sein Portefeuille. Nun erhebt er sich und geht ganz leise, ganz leise —“

„Wie denn ganz leise? Du hast doch bis jetzt nicht das mindeste Geräusch vernommen?“

„Nein, aber er geht auf den Fußspitzen durch das Zimmer.“

„Was siehst Du jetzt?“

„Jetzt legt er sein Gesicht in seine beiden Hände, und mir scheint, daß er weint.“

„Aber wo hat er sein Portefeuille gelassen?“

„Ah, parbleu, er hat sein Portefeuille und das Paket mit Haaren in die Tasche des Kleides gesteckt, das da auf dem Bette des Schlafenden liegt.“

„Von welcher Farbe ist das Kleid?“

„Das kann ich nicht genau unterscheiden; es ist roth oder braun, mit blauem Seidenzeug gefüttert und mit glänzenden Knöpfen besetzt.“

„Es ist genug,“ sagte der Groß-Cophta, „geh zu Bett, Kind!“

Er neigte sich über das Kind und hauchte auf ihre Stirn. Das kleine Mädchen schien wie aus einer Betäubung zu erwachen und eilte zu seinen Eltern hin, die es hinausführten.

„Der General Beauharnais lebt also noch!“ sagte der Groß-Cophta, sich an Josephine wendend.

„Ja er lebt,“ rief sie schmerzvoll, „aber er trifft seine Vorbereitungen zum Tode!“ *)

Josephine hatte sich nicht getäuscht. Wenige Tage später erhielt die Herzogin von Anville ein Paket und einen Brief. Ein Gefangener aus La Force, Namens de Segrais, sandte ihr dasselbe. Er war der Stubengenosse des Generals von Beauharnais gewesen und hatte am Morgen der Hinrichtung des Generals in seiner Kleidertasche das Paket und den Brief an die Herzogin gefunden.

In diesem Brief beschwor der General die Herzogin d'Anville, das Paket, welches seine Haare und den Abschiedsbrief an seine Gattin und seine Kinder enthalte, seiner Gemahlin zu übergeben.**)

Das war das einzige Vermächtniß, welches der General von Beauharnais seiner Josephine und ihren unglücklichen Kindern hinterlassen konnte! — Josephine ward von demselben so erschüttert, daß sie beim Anblick dieser geliebten Haare, beim Lesen dieser letzten zärtlichen Abschiedsworte ihres Gemahls ohnmächtig zusammensank, während ein Strom von Blut aus ihrem Munde hervorquoll.

Die Gefährtinnen ihrer Leiden bemühten sich zärtlich um sie und verlangten vor allen Dingen von dem Gefangenwärter, daß er eilig einen Arzt rufe.

„Wozu einen Arzt?“ fragte der Mann gleichgültig. „Der Tod ist der beste Arzt. Er hat heute den General gerufen, in einigen Tagen wird er ihm die Generalin zuführen.“

Fast wäre seine Prophezeihung Wahrheit geworden. Josephine, kaum von ihrer Krankheit genesen, erhielt vom Schreckens-Tribunal ihre Anklage-Acte; das war das Vorzeichen ihres sichern Todes, und sie bereitete sich mit entschlossenem Muthe, nur schmerzvoll ihrer verlassenen Kinder gedenkend, zu dem letzten, schweren Gange vor.

---

*) Diese Scene ist genau nach der Marquise von Créqui dargestellt, welche bei derselben zugegen war und sie in ihren Mémoires, Vol. VI. S. 238 erzählt.

**) Ebendaselbst S. 284.

Ein unvorhergesehenes, glückliches Ereigniß rettete ihr das Leben. Die Männer der Schreckensgewalt waren jetzt auf dem Gipfel ihrer Macht angelangt, und da es für sie keinen Stillstand gab, mußten auch sie in den Abgrund versinken, den sie selber gegraben.

Der Sturz Robespierre's öffnete die Gefängnisse und gab Tausende dieser schon verurtheilten Schlachtopfer der Revolution frei. — Die Vicomtesse Josephine verließ das Gefängniß. Sie war der Freiheit wiedergegeben, sie konnte zu ihren geliebten Kindern zurückkehren; aber sie kam als Wittwe, und zwar als arme Wittwe, denn ihr Vermögen und das ihrer Kinder war, gleich dem aller andern Aristokraten, von der „einigen und untheilbaren Republik“ mit Beschlag belegt worden.

III.

Folgen der Revolution.

Frankreich athmete wieder auf; die Schreckensherrschaft war beendet, und eine mildere und gesetzmäßigere Regierung schwang jetzt ihr Scepter über das arme, in Todesschmerzen zuckende Land. — Es war nicht mehr ein todeswürdiges Verbrechen, einen edlen Namen zu führen, besser gekleidet zu sein, als die Sansculotten, keine rothe Jacobiner-Mütze zu tragen, und mit den Emigranten verwandt zu sein. Die Guillotine, welche zwei furchtbare Jahre des Bluts und der Thränen über Paris geherrscht, ruhte jetzt ein wenig aus von ihrer entsetzlichen Arbeit und erlaubte den Parisern auch wieder an etwas Anderes zu denken, als an das Anfertigen ihres Testamentes und die Vorbereitungen zum Tode.

Da man das Leben wieder auf eine Stunde sein nennen konnte, wollte man diese ungewisse Stunde des Glückes genießen. Man hatte so lange geweint, daß man wohl auch einmal wieder lachen mochte, man hatte so lange in Trauer und Schmerzen gelebt, daß man sich endlich auch nach einer Zerstreuung, einer Erheiterung sehnte. Die schönen Frauen

von Paris, denen die Guillotine und die Schreckenszeit die Zügel aus der Hand gerissen und sie ihres Thrones beraubt hatte, fanden jetzt den Muth, diese Zügel wieder aufzunehmen und die Stelle, von welcher der Sturmwind der Revolution sie vertrieben, sich wieder zu erobern. Madame Tallien, die allmächtige Frau eines der fünf Directoren, welche jetzt an der Spitze des Senats und der General-Staaten über Frankreich herrschten; Madame Récamier, die Freundin aller hervorragenden und ausgezeichneten Männer jener Zeit; und Frau von Staël, die Tochter Neckers und die Gemahlin des Gesandten von Schweden, welches Land die französische Republik anerkannt hatte: diese drei Frauen gaben Paris seine Salons, seine Réunions, seine Feste, seine Moden und seinen Luxus wieder. Ganz Paris nahm jetzt wieder eine andere Gestalt an; und wenn man auch noch öffentlich nicht die Kirche wieder anerkannte, so glaubte man doch schon wieder an die Existenz Gottes. Robespierre schon hatte den Muth gehabt, über den Altären der Kirchen, die man bis dahin zum Tempel der Vernunft umgeschaffen, die Inschrift setzen zu lassen: „Es existirt ein höheres Wesen (un être suprême)“. Ja, es existirt ein höheres Wesen, und Robespierre, welcher das zuerst anerkannt, sollte es bald darauf an sich selber erfahren. Von seinen eigenen Genossen verrathen und angeklagt, daß er sich zum Dictator aufschwingen und der neuen römisch-französischen Republik ein neuer Cäsar sein wolle, verfiel Robespierre dem Schreckens-Tribunal, das er selber in's Leben gerufen. Eben damit beschäftigt, im Hôtel de Ville die Todesurtheile zu unterschreiben, welche den Guillotinen neue Opfer zuführen sollten, ward er von den Jacobinern und Nationalgarden, welche die Thüren des Stadthauses mit Gewalt erstürmten, verhaftet, und der Versuch, sich mit seinem Pistol das Gehirn zu zerschmettern, mißlang. Blutend, mit zerschmetterter Kinnlade, ward er fortgeschleppt, um von Fouquier-Tainville sein Urtheil zu empfangen und dann auf das Schaffot geführt zu werden. Aber um allen Formen zu genügen, brachte man ihn zuerst nach den Tuilerieen, wo das Comité der öffentlichen Sicherheit in dem Zimmer der Königin Marie Antoinette tagte. In dieses Schlafzimmer Marie Antoinettes, welche Robespierre auf das Schaffot gebracht, schleppte man jetzt den blutenden, halb leblosen Dictator. Wie ein verächtliches Packet Lumpen warf man ihn auf diesen großen Tisch,

der da in der Mitte des Zimmers stand. Gestern noch hatte Robespierre als allmächtiger Herrscher über das Leben und das Hab und Gut aller Franzosen an diesem Tische gethront, gestern noch hatte er da seine Decrete erlassen und Todesurtheile unterzeichnet, die noch unausgefertigt auf dem Tische umher lagen. Und diese Papiere waren jetzt der einzige Balsam, den der ächzende, röchelnde Mann auf seine Wunden legen konnte und mit denen er das Blut zu stillen versuchte, das in Strömen aus seinem Munde floß. Die von ihm selbst unterzeichneten Todesurtheile tranken jetzt Robespierre's eigenes Blut, und um die große klaffende Wunde an seinem Kopfe zu verbinden, hatte er nichts als den Fetzen einer Tricolore, den ein mitleidiger Sansculotte ihm zugeworfen. — Und wie er jetzt so, zerfetzt, blutend, ächzend und wimmernd inmitten der blutgetränkten Papiere da lag, rief ein alter Nationalgardist, mit ausgestrecktem Arm auf dieses Schreckbild hindeutend: „Ja, Robespierre hat Recht gehabt. Es existirt ein höheres Wesen!"

Diese Zeit des Schreckens und des Blutes war jetzt vorüber, Robespierre war todt, Théroigne de Méricourt war nicht mehr die Göttin der Vernunft und Mademoiselle Maillard nicht mehr die Göttin der Freiheit und der Tugend. Die Frauen hatten es aufgegeben, Göttinnen darzustellen, und als symbolische Figuren zu repräsentiren. Sie wollten wieder sie selbst sein und durch ihren Geist und ihre Anmuth in den Salons sich wieder den Thron aufrichten, den die Revolution ihnen zerbröckelt hatte.

Madame Tallien, Madame Récamier und Frau von Staël stellten die Salons und die Gesellschaft wieder her, und Jedermann drängte sich, zu diesen Salons den Zutritt zu gewinnen. Freilich sahen diese Gesellschaften und Réunions noch wunderlich und phantastisch genug aus, und die Mode, welche so lange der Carmagnole und der rothen Mütze hatte weichen müssen, suchte sich durch alle möglichen Launen und phantastischen Coquetterien für ihre lange Verbannung zu rächen, und nahm dabei eine ganz politische reactionäre Miene an. Man trug nicht mehr Coiffuren à la Jacobine, sondern Coiffuren à la Victime und au repentir. Man wollte seinen Geschmack an den schönen Künsten beweisen, und kleidete sich nach den Statuen Griechenlands und des alten Roms. Man gab griechische Feste, bei denen man die schwarze Suppe Lykurgs wieder zu

Ehren brachte, und römische Gastmäler, die an Pracht und Verschwendung denen des Lucullus wenig nachstanden.

Diese römischen Feste fanden besonders im Palast Luxembourg statt, wo die Directoren der Republik jetzt ihre Wohnung aufgeschlagen und wo Madame Tallien der neuen französischen Gesellschaft die neuen Wunder des Luxus und der Mode offenbarte. Zu stolz, um das allgemein adoptirte Costüm der griechischen Republik zu tragen, wählte Madame Tallien sich das Costüm der römischen Patricierfrauen, und die goldgestickten Purpurgewänder und das goldene Stirnband in ihrem schwarzen glänzenden Haar verlieh der reizend schönen Republikanerin den Glanz einer Imperatorin. Auch hatte sie einen glänzenden Hof um sich versammelt. Jedermann beeiferte sich, der mächtigen Gemahlin des mächtigen Tallien seine Ehrfurcht zu bezeigen und sich ihr Wohlwollen zu verdienen. Das Haus der Madame Tallien war der Mittelpunkt aller Derer, welche in Paris eine wichtige Stellung einnahmen oder doch sie einzunehmen wünschten. Während man im Salon der Madame Récamier, welche trotz der Republik eine treue Royalistin geblieben war, von der Vergangenheit und der schönen Zeit der Bourbonen flüsterte und seine geistvollen, oft sanglanten Bonmots über die Republik machte, während man im Salon der Frau von Staël den Künsten und Wissenschaften ein Asyl geöffnet hatte, lebte man im Salon der Madame Tallien nur der Gegenwart und dem Glanz, welchen diese über das Leben der Dictatoren Frankreichs ausbreitete.

Die Vicomtesse Josephine von Beauharnais indeß lebte mit ihren Kindern in stiller Zurückgezogenheit. Aber eines Tages mußte sie sich auch diesem letzten Trost der Unglücklichen, diesem Nachdenken ihrer Schmerzen entreißen, wenn sie nicht ihre Kinder dem Elend, dem Hunger Preis geben wollte, eines Tages mußte sie sich entschließen, aus ihrer Einsamkeit herauszutreten und als eine Bittende sich Denen gegenüberzustellen, welche die Macht hatten, ihr als eine Gnade zu gewähren, was doch nur ihr gutes Recht war, und ihr, wenn auch nur theilweise, ihr eingezogenes Vermögen wieder herauszugeben. Josephine hatte Madame Tallien gekannt, als diese noch Frau von Fontenay war, sie mußte sich jetzt dessen erinnern, um ihren Kindern vielleicht das Erbtheil ihres Vaters zu retten. Madame Tallien, die „Merveilleuse de Luxembourg,“

welche ihre Anbeter auch „Notre Dame de Thermidore" zu nennen pflegten, fühlte sich sehr geschmeichelt, von einer wirklichen Vicomtesse, welche am Hofe König Ludwigs schon eine glänzende Beachtung gefunden, aufgesucht zu werden, sie nahm sie daher mit zuvorkommender Freundlichkeit auf und bemühte sich, die schöne und liebreizende Vicomtesse zu ihrer Freundin zu machen.

Aber es war doch nicht so leicht, seine Güter wieder zu erlangen, als es leicht war, sie zu verlieren. Die einige und untheilbare Republik war immer sehr bereit zu nehmen, aber nicht zu geben, und selbst die Freundschaft der schönen Madame Tallien konnte der armen Josephine nicht so bald zur Wiedererlangung ihres Vermögens helfen, wie es ihre Noth erforderte. Und sie litt wirklich Noth, sie mußte mit ihren beiden Kindern die schwere Schule der Entbehrungen und der Demüthigungen, welche die Armuth mit sich führt, durchleiden. Aber inmitten ihres Elends blieben ihr doch wahre Freunde, Freunde, welche mit zarter Schonung für sie und ihre Kinder den Tisch deckten und es als einen Freundschaftsdienst erbaten, für ihre Garderobe sorgen zu dürfen. Damals überhaupt fühlte man sich nicht erniedrigt und nicht beschämt, von seinen Freunden Wohlthaten anzunehmen. Diejenigen, welche Alles verloren, hatten es nicht durch ihre Schuld verloren, und Diejenigen, welche aus dem Schiffbruch aller Verhältnisse sich ihr Eigenthum gerettet, hatten das nicht ihrem Verdienst und ihrer Klugheit, sondern nur dem Zufall zu verdanken. Sie betrachteten es daher als eine heilige Verpflichtung, mit Denen zu theilen, welche weniger glücklich gewesen waren als sie, und diese durften, mit Stolz auf ihre Armuth, welche ein Zeugniß war, daß sie sich selber und ihrer Gesinnung treu geblieben, annehmen, was ihnen die Freundschaft bot. Es war eine Art Communismus, welche die Revolution aus ihrem gährenden Schooß erzeugt hatte. Die Besitzenden hatten die Pflicht, mit den Besitzlosen zu theilen, und solche Theilung anzunehmen war ein gutes Recht, nicht eine empfangene Wohlthat.

Josephine durfte daher ohne Erröthen die Hülfsleistungen ihrer Freunde annehmen, sie durfte der Frau von Montmorin erlauben, für ihre und ihrer Tochter Toilette zu sorgen, sie durfte die Einladung der Madame Dumoulin annehmen und zwei Mal wöchentlich bei ihr mit Hortensen ihr

Diner einnehmen. Dort, bei Madame Dumoulin, versammelte sich an bestimmten Tagen eine Anzahl von Freunden, welche die Stürme der Revolution ihres Vermögens beraubt hatten. Madame Dumoulin, die Gattin eines reichen „Fourniers" der Armee, gab ihren Freunden das Diner, nur mußte Jeder zu demselben sein Weißbrot mitbringen. Das Weißbrot gehörte damals zu den größten Luxus-Artikeln, denn da man an Korn Mangel litt, hatte die Republik das Gesetz erlassen, daß in allen Sectionen von Paris nur eine bestimmte Anzahl von Brot ausgetheilt werden und kein Individuum davon mehr als zwei Unzen beanspruchen durfte. Es war daher allgemeiner Gebrauch geworden, bei allen Einladungen hinzuzufügen: „es wird gebeten, sein Weißbrot mitzubringen," weil man sich für Geld selbst nicht mehr zu verschaffen wußte, als das, was einem zustand, und was man theuer genug bezahlen mußte*). Josephine Beauharnais aber hatte nicht einmal so viel Geld, um ihre vom Gesetz erlaubte Portion Weißbrot zu bezahlen. Sie allein kam ohne Brot zu den Diners der Madame Dumoulin, die indessen sie auch für immer von dieser Mode, ihr Brot mitzubringen, befreite und immer für Josephine und ihre Tochter Hortense ein Weißbrot bereit hielt.

Aber die Vicomtesse von Beauharnais sollte bald darauf das Ende dieser Noth erreichen. Eines Tages, als sie bei Madame Tallien zu einem Diner eingeladen war und sich mit Hortensen zu Fuß dahin begeben hatte, kündigte ihr Tallien an, daß das Gouvernement auf seine Bitten bereit sei, „der Gemahlin eines hingeopferten wahren Vaterlandsfreundes einige Zuständnisse zu machen," daß er für sie eine Ordonnanz von der Administration der Domänen ausgewirkt habe, in Folge deren die Siegel von ihrem Mobiliar und ihrem beweglichen Vermögen sofort abgenommen werden sollten, und daß die Republik ihr ein Mandat auf den Tresor durch ihn zustellen lasse, bis auch binnen Kurzem das Sequester ihrer Güter aufgehoben werde.

Josephine fand keine Worte, um zu danken. Sie schloß ihre Tochter in ihre Arme und rief unter Thränen: „Wir werden endlich wieder glücklich sein! Meine Kinder werden keine Noth mehr leiden!" — Dies Mal

*) Mémoires de Monsieur de Bourienne sur Napoléon. Vol. I. S. 80.

waren es Thränen der Freude, welche Josephine weinte, die ersten, welche sie seit langen Jahren vergossen.

Die Noth und Sorge war jetzt vorüber. Josephine konnte jetzt ihren Kindern eine ihrem Range angemessene Erziehung geben, sie konnte selber wieder in der Gesellschaft die Stelle einnehmen, welche ihrer Schönheit, ihrer Jugend, ihrer Liebenswürdigkeit und ihrem Namen gebührte. Sie kam nicht mehr als eine Bittstellende in den Salon der Madame Tallien, sondern sie machte dessen Schmuck und Zierde aus, und Jedermann beeiferte sich, der schönen und liebreizenden Vicomtesse, der angebeteten Freundin der Madame Tallien, seine Huldigung darzubringen. Aber Josephine zog den glänzenden Gesellschaften das stille häusliche Glück vor, das sie im Kreise ihrer Kinder genoß. Mehr und mehr trat sie aus den lauten, geräuschvollen Kreisen zurück, um in friedseliger Stille sich ihren geliebten Kindern zu weihen, welche sich immer bedeutsamer und anmuthiger entwickelten.

Eugène war jetzt ein Jüngling von sechszehn Jahren, und da er nicht mehr um seiner Sicherheit willen genöthigt war, seinen Namen und seinen Stand zu verläugnen, hatte er die Werkstatt seines Meisters verlassen und seine Blouse ausgezogen. Er bereitete sich unter der Anleitung ausgezeichneter Lehrer zum Militairdienst vor, und setzte seine Lehrer durch seinen glühenden Eifer und seine seltene Fassungskraft in Erstaunen. Der Kriegsruhm und die Großthaten Frankreichs erfüllten ihn mit Begeisterung, und eines Tages, als er mit seinem Lehrer von den Thaten Turenne's sprach, rief Eugène mit strahlenden Augen und flammendem Angesicht: „Auch ich werde eines Tages ein tapferer General sein!"

Hortense, jetzt ein Mädchen von zwölf Jahren, lebte mit ihrer kaum dreißigjährigen Mutter in dieser süßen Vertraulichkeit einer älteren und jüngeren Schwester. Beide waren sie unzertrennliche Gefährtinnen; die Natur hatte Hortensen die Schönheit gegeben, ihre Mutter gab dieser Schönheit die Anmuth und Grazie. Befähigte Lehrer mußten die heranwachsende Tochter unterrichten und ihren Geist bilden, wie Josephine ihr Gemüth bildete. Früh an Kummer und Sorgen, an Entbehrung und Noth gewöhnt, hatte das Kind nicht diesen leichten flatternden Sinn, der sonst Mädchen ihres Alters eigen zu sein pflegt. Sie hatte zu früh die

Vergänglichkeit und Nichtigkeit aller irdischen Herrlichkeit einsehen gelernt, um nicht alle diese Dinge, auf welche junge Mädchen sonst Werth zu legen pflegen, gering zu achten. Sie trachtete nicht danach sich zu putzen und den eigensinnigen Launen der Mode ihr junges Haupt zu beugen, für sie gab es schon höhere Freuden, und nie war Hortense seliger, als wenn ihre Mutter sie davon dispensirte, sie zu den Gesellschaften bei Tallien oder Barras zu begleiten, und ihr erlaubte, daheim zu bleiben, um mit ihren Büchern und ihrer Harfe eine bessere und lohnendere Unterhaltung zu führen, als sie sie in den glänzenden Salons zu finden vermochte. Früh gereift in der Schule der Erfahrungen und Leiden, hatte das zwölfjährige Mädchen den Ernst und die Entschlossenheit einer erwachsenen, selbstständigen Jungfrau, und doch trugen ihre reinen, edlen Züge noch ganz den Ausdruck der Kindheit, und in ihren großen blauen Augen lag ein ganzer Himmel von Unschuld und Frieden. Wenn sie in der Dämmerung mit ihrer Harfe im Arm in der Fensternische saß, wenn die letzten Strahlen der Abendsonne ihr liebliches Antlitz beleuchteten und ihr schönes blondes Haar wie mit einer Glorie umgaben, dann glaubte Josephine eine dieser Engelsgestalten der Unschuld und Liebe vor sich zu sehen, wie sie die Dichter und die Maler uns verwirklichen. Mit einer Art Andacht lauschte sie den Klängen und Melodien, welche Hortense ihrer Harfe entlockte, und zu denen sie mit silberheller Stimme Worte sang, welche sie selber gedichtet und welche, halb Kindergebet, halb Liebesgedicht, die geheimsten Gedanken dieses unschuldvollen jungen Wesens kundgaben, das mit einem seligen Abschiedslächeln und ahnungsvollen Träumen an der Grenze stand, welche das Kind von der Jungfrau trennt.

IV.

Der General Buonaparte.

Während Josephine von Beauharnais nach langen sturmvollen Jahren selige Tage stillen Glückes und heitern Friedens durchlebte, zuckten in Frankreich noch immer die Stürme der Revolution in einzelnen heftigen Ausbrüchen nach und die Ruhe war immer noch nicht dauernd wieder hergestellt. Die Clubbs, diese Gebärhäuser der Revolution, übten noch immer ihren verpestenden Einfluß auf die Bevölkerung von Paris aus, und regten die rohen Massen zu immer neuer Unzufriedenheit und neuen Ruhestörungen auf.

Aber es hatte sich schon der Mann gefunden, welcher diese rohen Massen in seiner eisernen Faust zerdrücken und mit seinem flammenden Herrscherblick die Sprecher der Clubbs zu Staub zermalmen sollte.

Dieser Mann war der General Napoleon Buonaparte. Er war kaum neunundzwanzig Jahre alt, und doch sprach schon ganz Frankreich von ihm als von einem ruhmgekrönten Helden, doch lag schon eine glänzende Siegeslaufbahn hinter ihm. Als Bataillonschef hatte er bei der Wiedereinnahme von Toulon Wunder der Tapferkeit verrichtet, und war dann, zum General befördert, im Auftrage der Republik nach Italien zur Armee gegangen. Mit den Lorbeeren seiner italienischen Siege geschmückt, war der fünfundzwanzigjährige General nach Frankreich zurückgekehrt. Das Gouvernement, immer noch feindlich und argwöhnisch gegen ihn gestimmt, wollte ihn von Paris entfernen und als Brigade-General der Infanterie nach der Vendée senden. Buonaparte lehnte diese Sendung ab, weil er lieber bei der Artillerie zu bleiben wünschte, und das Gouvernement der Republik enthob ihn dafür seiner Würden und setzte den jungen General auf Wartegeld.

Buonaparte blieb also in Paris und wartete. Er wartete auf den glänzenden Stern, der bald für ihn am Firmament aufgehen und seine Strahlen über die ganze Welt ausgießen sollte. Vielleicht hatten ihm die Stimmen, welche in seiner Brust von einer glänzenden Zukunft und

einer märchenhaften Heldenlaufbahn geflüstert, schon den Aufgang seines Sterns verkündet.

Buonaparte blieb also in Paris und wartete. Er lebte still und in sich gekehrt dunkle, thatenlose Tage dahin, nur mit einigen wenigen treuen Freunden verkehrend, die mit taktvoller Schonung seiner äußeren beschränkten Lage zu Hülfe kamen. Denn Buonaparte war arm, er hatte in den Stürmen der Revolution sein geringes Vermögen verloren und sein einziges Besitzthum waren seine auf den Schlachtfeldern gewonnenen Lorbeeren und der Halbsold eines Brigade-Generals. Aber gleich der Vicomtesse von Beauharnais hatte Napoleon treue Freunde, welche es sich zur Ehre rechneten, ihn als Gast an ihrem Tische zu sehen, und gleich Josephinen war er zu arm, um der Sitte gemäß sein Weißbrod mit zu den Diners zu bringen. Oft speis'te er in Begleitung seines Bruders Louis bei seinem Jugendfreunde Bourienne, und sein dereinstiger Secretair war jetzt noch sein vom Glück begünstigter Gastfreund. Der junge General brachte statt des Weißbrodes gleich seinem Bruder nur seine „Ration" Schwarzbrod mit, welches er indessen seinem Bruder Louis überließ, der es begierig verzehrte, während Madame Bourienne dafür sorgte, daß der junge General immer auf seinem Teller sein Weißbrod fand. Sie hatten sich von dem Gute des Herrn von Bourienne Mehl nach Paris einschmuggeln lassen und ließen bei einem Pastetenbäcker davon heimlich Weißbrod backen, was, wenn man sie denuncirt hätte, ihnen unfehlbar den Weg zum Schaffot würde bereitet haben.*)

Im Kreise seiner Freunde also lebte der junge General Buonaparte oder, wie er sich später schrieb, „Bonaparte", stille Tage der Erwartung, hoffend, daß seine Wünsche, wenn das jetzige ihm feindliche Gouvernement durch ein anderes verdrängt werde, sich endlich erfüllen sollten. Diese Wünsche waren jetzt noch ziemlich bescheidener Art.

„Könnte ich ruhig hier in Paris leben," sagte er einst zu Bourienne, „dies hübsche kleine Haus da drüben, mit dem vis-à-vis auf meine Freunde, miethen und außerdem mir ein Cabriolet halten, so würde ich der glückseligste Mensch sein!"

---

*) Bourienne, Vol. I. S. 80.

Er dachte alles Ernstes daran, sich dieses „hübsche kleine Haus" mit seinem Oheim Fesch (dem nachherigen Cardinal) zu miethen, aber die wichtigen Ereignisse, welche bald darauf auf's Neue Paris erschütterten, verhinderten ihn daran, und der berühmte dreizehnte Vendémiaire des Jahres 1795 rief den jungen General aus seinem müßigen Hinbrüten wieder zu thatkräftigem Handeln auf. An diesem Tage des dreizehnten Vendémiaire (5. October) kam der Sturm, welcher so lange schon sein unterirdisches Grollen hatte vernehmen lassen, zum Ausbruch. Die Sectionen von Paris empörten sich gegen den National-Convent, welcher Frankreich mit einer neuen Constitution beschenkt und darin festgestellt hatte, daß zwei Drittheile des Convents als Mitglieder in den neuen Gesetzgebungskörper übergehen sollten. Die Sectionen von Paris aber waren nur dann zur Annahme der Constitution bereit, wenn der gesetzgebende Körper ganz und gar aus Neuwahlen gebildet würde. — Der Convent, in seinem ehrgeizigen Machtgelüste angegriffen, war entschlossen, seinen Platz zu behaupten, und rief die Repräsentanten, welche die bewaffnete Gewalt commandirten, zur Vertheidigung der Republik des Convents auf. Barras ward zum ersten commandirenden General en chef der Armee des Innern ernannt und Bonaparte zum zweiten General. — Bald entspann sich ein wüthender blutiger Straßenkampf zwischen der Armee und den revoltirenden Sectionen. Damals war man noch nicht immer gleich bereit, das Straßenpflaster zu Barricaden zu benutzen, und die Aufrührer, von dem furchtbaren Feuer und den heftigen Angriffen der Artillerie in die Flucht getrieben, machten die Kirche St. Roch und das Palais Royal zu ihren Barricaden. Sie wurden auch von dort vertrieben, der Straßenkampf begann auf's Neue und Ströme von Blut mußten erst fließen, bevor er beendigt war.

Nach zwei Tagen war die Ruhe wieder hergestellt, und Barras erklärte dem siegreichen National-Convent, daß man den Sieg über die Rebellen zumeist dem umsichtigen und tapfern Handeln des Generals Bonaparte verdanke.

Der National-Convent übertrug ihm aus Dankbarkeit auf die Dauer die Stelle des zweiten Generals der Armee des Innern, die er ihm am Tage der Gefahr provisorisch verliehen. Von diesem Tage an trat Bo-

naparte aus dem Dunkel hervor — sein Name war am Horizonte aufgegangen!

Er hatte nun eine Stellung, und er verstand jetzt schon besser die flüsternden Stimmen, die in seiner Brust das stolze Siegeslied seiner Zukunft sangen. Er wußte jetzt schon, daß er ein glänzendes Ziel vor Augen habe, ein Ziel, dem er jetzt noch keinen Namen zu geben wagte, das ihn wie ein goldnes Märchen umgaukelte, das er sich aber schwur, einst zur Wirklichkeit machen zu wollen.

Eines Tages kam in das Quartier des jungen Generals en chef ein junger Mann, der ihn dringend zu sprechen begehrte. Bonaparte ließ ihn vor sich kommen, und die stolze Gestalt, der kühne, feurige Blick, das edle, schöne Angesicht stimmten ihn sogleich zu Gunsten des jungen Mannes, den er mit sanfter Freundlichkeit nach seinem Begehr fragte.

„General," sagte der junge Mann, „ich heiße Eugène Beauharnais, ich bin der Sohn eines Cidevant, des Generals Beauharnais, welcher der Republik am Rhein gedient hat. Mein Vater ward dem Comité der öffentlichen Sicherheit als verdächtig denuncirt und dem Revolutions-Tribunal übergeben, welches ihn drei Tage vor dem Sturz Robespierre's ermorden ließ."

„Ermorden!" rief Bonaparte mit drohendem Ton.

„Ja, General, ermorden!" erwiederte Eugène mit Entschlossenheit. „Ich komme jetzt, um im Namen meiner Mutter Sie zu ersuchen, daß Sie die Güte haben wollen, Ihren Einfluß bei dem Comité dahin zu verwenden, daß man mir den Degen meines Vaters wiedergiebt. Ich will ihn treulich dazu anwenden, die Feinde des Vaterlandes zu bekämpfen und die Sache der Republik zu vertheidigen."

Diese so stolzen und edlen Worte riefen ein sanftes, wohlwollendes Lächeln auf das strenge, bleiche Antlitz des jungen Generals und der feurige Blitz seiner Augen milderte sich.

„Gut, junger Mann, sehr gut," sagte er, „ich liebe diesen Muth und diese kindliche Zärtlichkeit. Der Degen ihres Vaters, der Degen des Generals Beauharnais soll Ihnen zurückgegeben werden. Warten Sie!"

Er rief sogleich einen seiner Adjutanten und gab ihm die nöthigen

Befehle. Nach kurzer Zeit kehrte dieser zurück und brachte den Degen des Generals Beauharnais.

Bonaparte selber übergab ihn an Eugène. Der junge Mann, von tiefer Rührung ergriffen, drückte den Degen, das einzige theure Vermächtniß seines Vaters, an seine Lippen, an sein Herz, und Thränen heiliger Rührung entstürzten seinen Augen.

Sofort stand der General an seiner Seite und seine schlanke weiße Hand, die so gut den Degen zu führen wußte und so weich und fein, so durchsichtig weiß wie die Hand einer Herzogin war, legte sich sanft auf die Schulter Eugène's.

„Mein junger Freund," sagte er mit diesem weichen Ton, der ihm alle Herzen gewann, „mein junger Freund, ich würde mich sehr glücklich schätzen, wenn ich Etwas zu Gunsten Ihrer oder Ihrer Familie thun könnte."

Eugène sah ihn mit einem Ausdruck kindlichen Erstaunens an. „Gut, mein General," sagte er. „Mama und meine Schwester werden dann für Sie beten."

Diese Naivetät machte den General lächeln, und mit einem gütigen Nicken des Kopfes forderte er Eugène auf, seine Maman zu grüßen und ihn bald wieder aufzusuchen.

Dieses Begegnen Eugène's mit dem General Bonaparte war der Anfang der Bekanntschaft zwischen Bonaparte und Josephinen. Der Degen des guillotinirten Generals Beauharnais setzte eine Kaiserkrone auf das Haupt seiner Wittwe und schmückte die Stirnen seines Sohnes und seiner Tochter mit Königskronen.

V.

Die Vermählung.

Wenige Tage nach dieser Unterredung Bonaparte's mit Eugène traf Josephine in einer der glänzenden Abendgesellschaften des ersten Generals en chef Barras mit Bonaparte zusammen. Sie bat Barras, ihr den jungen General vorzustellen, und dann in ihrer offenen, aller Pruderie feindlichen, und doch immer zarten und sittsamen Weise Bonaparte ihre Hand darreichend, dankte sie ihm mit der zärtlichen Gluth einer Mutter für die Freundlichkeit und Güte, welche er ihrem Sohne erwiesen.

Der junge General betrachtete mit staunender Verwunderung diese junge, schöne Frau, welche sich die Mutter eines erwachsenen Sohnes nannte, deren reizendes Angesicht von Jugend und Schönheit strahlte, und deren große dunkle Augen ein Meer von Leidenschaft und Gluth ausströmten, während das sanfte liebreizende Lächeln ihres Mundes die zarte Weiblichkeit, die Sanftmuth ihres Charakters verrieth. Bonaparte hatte es niemals verstanden, den Frauen in der leichten gefälligen Weise eines Petit Maitre zu schmeicheln, und wenn er es versuchte, waren seine Schmeicheleien oft so seltsamer und schwerfälliger Art, daß sie eben so gut eine Beleidigung als eine Huldigung enthalten konnten. „Ach, ach, wie wunderbar das aussieht," sagte er einst als Kaiser zu der reizenden Herzogin von Chevreuse, „welche merkwürdige rothe Haare Sie haben!" — „Das ist möglich, Sire," erwiederte sie ihm, „aber es ist das erste Mal, daß mir ein Mann das sagt." Und die Herzogin hatte wohl Recht, denn ihr Haar war nicht roth, sondern von einem schönen Blond.*) — Zu einer andern Dame, deren runde schöne Arme ihm auffielen, sagte er einmal: „Ach mein Gott, was Sie für rothe Arme haben!" — Wieder zu einer andern: „Welch schönes Haar Sie haben! Aber wie häßlich diese Coiffüre ist, wer hat Sie denn so lächerlich aufgeputzt?"

---

*) Die Herzogin von Chevreuse ward bald darauf nach Tours verbannt, weil sie sich geweigert hatte, der Königin von Spanien als Ehrendame zu dienen.

Bonaparte, wie gesagt, verstand es nicht, den Frauen mit Worten zu schmeicheln, aber Josephine verstand sehr wohl die schmeichelhafte Sprache, welche seine Augen zu ihr redeten. Sie wußte, daß sie in dieser Stunde den kühnen jungen Löwen besiegt habe und sie selber fühlte sich stolz und glücklich dadurch, denn die ungewöhnliche imponirende Erscheinung des jungen Helden hatte ihr eigenes Herz, welches sie seit lange todt geglaubt, wieder zu rascheren Schlägen erweckt.

Von nun an sahen sie sich öfter, und bald empfing Josephine von Bonaparte das glühende Geständniß seiner Liebe. Sie erwiederte dieselbe und sagte ihm ihre Hand zu. Vergebens riethen ihre mächtigen Freunde Barras und Tallien ihr davon ab, sich mit diesem jungen, unbemittelten General zu verbinden, vergebens stellten sie ihr vor, daß er in der ersten Schlacht getödtet werden und sie zum zweiten Male als arme Wittwe zurückbleiben könnte. Josephine schüttelte mit einem seltsamen Lächeln ihr schönes Lockenhaupt. Vielleicht dachte sie an die Prophezeihung der Negerin auf Martinique, vielleicht hatte sie in den kühnen Feuerblicken Bonaparte's und auf seiner breiten gedankenvollen Stirn gelesen, daß er diese Prophezeihung zur Wahrheit machen könne, vielleicht liebte sie ihn glühend genug, um ein äußerlich beschränktes Loos an seiner Seite jeder anderen reichen und glänzenden Verbindung vorziehen zu wollen. Die Vorstellungen ihrer Freunde schreckten sie nicht zurück, sie blieb entschlossen, die Gemahlin des jungen, aber armen Generals zu werden. Der Tag ihrer Verbindung ward festgesetzt, und mit freudiger Ungeduld eilten Beide, ihre kleinen und bescheidenen Vorbereitungen zu ihrer neuen „Wirthschaft" zu machen. Noch hatte Bonaparte seinen Rêve de bonheur nicht verwirklichen können, noch besaß er weder ein Haus noch ein Cabriolet, und auch Josephine hatte keine Equipage. Sie mußten es sich also Beide gefallen lassen, oft zu Fuß durch die Straßen zu gehen, und vielleicht empfanden sie das Beide in dieser hellen Zeit ihres Glückes weniger als ein Mißgeschick, denn als eine Gunst des Schicksals. Das laute Geräusch der rollenden Räder störte nicht ihr zärtliches und inniges Zwiegespräch, man hatte nicht nöthig, durch das Aus- und Einsteigen seine süßen Plaudereien zu unterbrechen. Arm in Arm ging das Brautpaar durch die Straßen. Er stolz lächelnd, wenn die Vorübergehenden in unwillkürliche

Freudenrufe über Josephinens Schönheit ausbrachen, Sie glücklich und selig, wenn sie, mit dem General durch die Menge sich drängend, das leise Geflüster der Bewunderung und Anbetung vernahm, mit welchem das Volk Bonaparte überall folgte.

Eines Tages begleitete Bonaparte die Vicomtesse zu Ragideau, dem kleinsten Mann, aber dem größten Advokaten von Paris. Er war seit lange der Geschäftsanwalt der Familie Beauharnais gewesen und Josephine wollte jetzt von ihm eine ihr gehörige Summe zu ihrer Einrichtung entnehmen. Bonaparte blieb im Vorsaal zurück, während Josephine sich in das nebenanstoßende Arbeits-Cabinet Ragideau's begab.

„Ich komme, Ihnen anzuzeigen, daß ich mich wieder vermählen will," sagte Josephine mit ihrem reizenden Lächeln zu Ragideau.

Der kleine Advokat nickte ihr freundlich zu. „Sie thun wohl daran und ich gratulire Ihnen von Herzen, Vicomtesse," sagte er, „denn ich bin überzeugt, daß Sie nur eine würdige Wahl können getroffen haben."

„Gewiß, eine sehr würdige Wahl," rief Josephine mit dem glücklichen Stolz einer Liebenden. „Mein zukünftiger Gemahl ist der General Napoleon Bonaparte!"

Der kleine große Notar zuckte zusammen vor Schrecken. „Wie," rief er, „Sie, die Vicomtesse Beauharnais, Sie wollen diesen kleinen General Bonaparte heirathen, diesen General der Republik, die ihn schon einmal abgesetzt hat, und ihn morgen wieder absetzen und in das Nichts zurückwerfen kann?"

Josephine sagte statt aller Antwort: „Ich liebe ihn!"

„Ja, Sie lieben ihn jetzt," rief Ragideau eifrig. „Aber Sie haben doch Unrecht, ihn zu heirathen, und Sie werden es eines Tages bereuen. Sie begehen eine Thorheit, Vicomtesse, denn Sie wollen einen Mann heirathen, der nichts hat, als seinen Hut und seinen Degen!"

„Aber, der außerdem noch eine Zukunft hat," sagte Josephine freudig, und der Unterredung eine andere Wendung gebend, sprach sie zu dem Notar von den Geschäften, die sie hergeführt.

Als ihre Geschäfte mit dem Notar beendet waren, kehrte Josephine in den Vorsaal zurück, wo der General sie erwartete. Er kam ihr lächelnd entgegen, aber auf den ihr folgenden Notar Ragideau warf er einen so

zornvollen, flammenden Blick, daß dieser entsetzt zurückwich. Auch bemerkte Josephine, daß Bonaparte's Antlitz heute noch bleicher sei, als sonst, und daß er weniger mittheilsam und gesprächig war. Aber sie hatte schon gelernt, daß es nicht rathsam sei, ihn um den Grund seiner Verstimmungen zu fragen. Sie schwieg also, und ihrer Anmuth und Liebenswürdigkeit gelang es bald, die Wolken von Bonaparte's Stirn zu vertreiben.

Die Vermählung Bonaparte's und Josephinens erfolgte am neunten März 1796; die Trauzeugen waren außer Eugène und Hortense, Josephinens Kindern, Barras, Jean Lemarois, Tallien, Calmelet und Leclerq. — Die Civilacte ihrer Verbindung enthielt neben den unumstößlichen Thatsachen eine angenehme Schmeichelei für Josephine, denn um die Gleichheit der Jahre zwischen den beiden Gatten herzustellen, ließ Bonaparte sich fast um ein Jahr älter und Josephinen um vier Jahre jünger machen. Bonaparte war nicht, wie die Civilacte besagte, am 5. Februar 1768, sondern am 15. August 1769, Josephine nicht, wie es in der Acte heißt, am 23. Juli 1767, sondern am 23. Juni 1763 geboren.*)

Josephine dankte ihrem jungen Gemahl diese Galanterie auf fürstliche Weise. Sie brachte ihm als Hochzeitsgeschenk die Ernennung zum commandirenden General der italienischen Armee, welche Barras und Tallien ihr auf ihre Bitte gewährt hatten.

Aber bevor der junge Ehemann sich auf den Schauplatz seiner neuen Wirksamkeit begab, um neue Lorbeeren und neuen Ruhm zu erwerben, verbrachte er noch einige glückliche Wochen mit seiner jungen Gemahlin und seiner neuen Familie in dem kleinen Hôtel in der Straße Chantereine, das Bonaparte kurze Zeit vor seiner Vermählung gekauft und das Josephine mit diesem noblen und gewählten guten Geschmack, der ihr immer eigen gewesen, eingerichtet hatte.

Die eine Hälfte von Bonaparte's Lieblingswunsch war also nun erfüllt. Er hatte sein Haus, welches groß genug war, seine Freunde aufzunehmen. Es fehlte nur noch das Cabriolet, um den General Bonaparte „zu dem glücklichsten Menschen zu machen."

Aber wie die Wünsche der Menschen immer weiter gehen, war auch

---

*) Bourienne. Vol. I. S. 350.

Bonaparte jetzt nicht mehr zufrieden, ein kleines Hôtel in Paris zu bewohnen, sondern er wollte auch ein Landhaus haben. „Suche doch für mich," schrieb er um diese Zeit an Bourienne, welcher sich auf seinem Gute bei Sens aufhielt, „suche doch für mich in Deinem schönen Thal der Yonne ein kleines Besitzthum. So wie ich Geld habe, will ich es kaufen. Dahin will ich mich alsdann zurückziehen; nur vergiß nicht, daß ich kein National-Eigenthum will."*)

Was das Cabriolet anbelangt, so trug der Friede von Campo Formio dem siegreichen General Bonaparte ein prachtvolles Gespann von sechs Schimmeln ein, welches ein Geschenk des Kaisers von Oesterreich an den General der französischen Republik war, von dem der Kaiser nicht ahnte, daß er kaum ein Jahrzehent später sein Schwiegersohn werden sollte.

Diese prachtvollen sechs Schimmel waren indeß außer den Lorbeeren von Arcole, Marengo und Mantua die einzige Kriegsbeute, welche Bonaparte von seinem ruhmvollen italienischen Feldzuge heimbrachte, das einzige Geschenk, welches der General sich nicht weigerte anzunehmen.

Freilich ließen die sechs Schimmel sich nicht vor ein Cabriolet spannen, aber sie nahmen sich sehr stattlich aus vor der vergoldeten Staatscarosse, in der ein Jahr später der erste Consul seinen feierlichen Einzug in die Tuilerieen hielt.

VI.

Bonaparte in Italien.

Josephine, jetzt die Generalin Bonaparte, hatte also nur einige kurze Wochen sich ihres neuen schönen Glückes zu freuen und blieb dann einsam in Paris zurück, doppelt einsam, da sie jetzt sich nicht nur von ihrem Gemahl, sondern auch von ihren Kindern trennen mußte. Eugène begleitete

*) Bourienne. Vol. I. S. 103.

seinen jungen Stiefvater nach Italien und Hortense trat als Pensionärin in die Erziehungs-Anstalt der Madame Campan. Die einstige Kammerfrau der Königin Marie Antoinette hatte jetzt in St. Germain ein Pensionat errichtet und die vornehmen und großen Familien des neuen republikanischen Frankreichs liebten es, ihre Töchter in die Erziehungs-Anstalt der Madame Campan zu bringen, damit sie von der königlichen ci-devant Kammerfrau die Manieren und den feinen Anstand des alten königlichen Frankreichs erlernen möchten.

Hortense ward also jetzt in dies Pensionat gebracht und lebte dort, in Gesellschaft ihrer neuen Tante Karoline, der Schwester Bonaparte's und der nachherigen Königin von Neapel, und der jungen Gräfin Stephanie von Beauharnais, ihrer Cousine, einige glückliche Jahre der Arbeit, der Studien und der jungen Mädchenträume.

Mit eisernem Fleiß und mit nie ermattender Begeisterung lag Hortense jetzt ihren Studien ob, die indeß nicht blos im Erlernen der Sprachen, im Musiciren und Zeichnen, im Studium der Geschichte und Geographie bestanden, sondern mehr noch im Aneignen dieses sogenannten bon ton, und dieses aristokratischen savoir vivre, in welchem Madame Campan Meisterin war. Während Hortense also bei dem berühmten Alvimara das Spiel der Harfe, bei Isabey das Malen, bei Coulon den Tanz und bei Lambert den Gesang lernte, während sie auf dem Liebhaber-Theater des Pensionats die Rollen der Heldinnen und Liebhaberinnen ausführte, während sie auf Bällen und in Concerten, die Madame Campan veranstaltete, um vor den eingeladenen Freunden die Talente ihrer Pensionärinnen glänzen zu lassen, mitwirkte, während also mit einem Worte Hortense zu einer vornehmen Dame von Welt erzogen ward, ahnte sie doch nicht, wie sehr nöthig ihr eines Tages alle diese kleinen, anscheinend so nichtigen Dinge sein würden, und wie gut es war, daß sie bei Madame Campan gelernt hatte, zu repräsentiren und als „grande dame“ in der Gesellschaft zu erscheinen.

Josephine indeß lebte in Paris Tage stolzen Glückes und glänzender Triumphe, denn immer strahlender erhob sich der Stern ihres Helden am Horizont, immer machtvoller durchschallte der Name Bonaparte's die Welt und erfüllte ganz Europa mit einer Art ahnungsvollen Schreckens und Zitterns, wie das Meer erbebt, wenn die Sonne aufzugehen beginnt.

Sieg auf Sieg tönte jauchzend herüber von Italien, und unter Bonaparte's ehernem Heldenschritt stürzten Staaten zusammen, bildeten sich neue Staaten. Die alte glänzende Republik Venedig, einst der Schrecken der ganzen Welt, die siegreiche Königin des mittelländischen Meeres, mußte ihr Haupt beugen, und ihre Krone zerbrach zu den Füßen ihres siegreichen Ueberwinders; der Löwe von St. Marco machte nicht mehr mit seinem Wuthgebrüll die ganze Welt erbeben, und die schlanken Erinnerungssäulen auf der Piazzetta waren das Einzige, was der zerbröckelten und gefallenen Republik Venedig von ihrer eroberten Herrschaft über Candia, Morea und Cypern übrig blieb. Aber aus dem Schutt und der Asche der venetianischen Republik stieg auf Bonaparte's Befehl ein neuer Staat, stieg die cisalpinische Republik als eine neue junge Tochter der französischen hervor, und während der letzte Doge von Venedig Luigi Manin seine spitze Dogenkrone zu den Füßen Bonaparte's niederlegte und dann selber in Ohnmacht fiel, trat ein anderer Venetianer, der Sohn einer Familie, welche Venedig die größten und ruhmvollsten Dogen gegeben, trat Dandalo mit an die Spitze der neuen cisalpinischen Republik, Dandalo, welcher nach Bonaparte's Ausspruch „ein Mann" war. — „Guter Gott," sagte Bonaparte eines Tages zu Bourienne, „wie selten begegnet man auf der Welt doch Männern! Es wohnen in Italien achtzehn Millionen Menschen, aber ich habe unter ihnen nur zwei „Männer" gefunden, Dandalo und Melzi." *)

Aber während Bonaparte inmitten seiner Siege an den „Männern" verzweifelte, bewahrte er sich die heiße und sehnsuchtsvolle Liebe zu einer Frau, welcher er fast täglich die zärtlichsten und glühendsten Briefe schrieb, und deren Antworten er mit ungeduldiger Sehnsucht erwartete.

Josephinens Briefe machten allein eine Ausnahme von dieser seltsamen und drolligen Gewohnheit, welche Bonaparte während einer Zeit seines Feldzuges in Italien angenommen hatte, von dieser Gewohnheit, alle an ihn einlaufenden Briefe (mit Ausnahme derjenigen, welche durch außerordentliche Couriere ankamen) ungelesen in einen großen Korb zu werfen und sie erst einundzwanzig Tage nach ihrer Ankunft zu erbrechen

*) Bourienne. Vol. I. S. 139.

und zu lesen. General Bonaparte war also doch noch milder als der Cardinal Dubois, welcher alle an ihn ankommenden Briefe sofort ungelesen in die Flammen des Kamins warf, und während das grausame Feuer das Papier verzehrte, auf welchem vielleicht eine verzweifelnde Mutter um Gnade für ihren Sohn, eine trostlose Gattin um Mitleid für ihren Gemahl flehte, oder ein ehrgeiziger Staatsmann um eine Beförderung bat, mit einem sardonischen Lächeln sagte: „voilà ma correspondance faite!“ — Bonaparte las wenigstens einmal die Briefe, freilich drei Wochen später, als er sie erhalten, aber diese drei Wochen ersparten ihm und seinem Secretair Bourienne viel Zeit und Arbeit, denn wenn man endlich zu dieser Lectüre schritt, so ergab sich, daß vier Fünftheile dieser Briefe durch die Zeit und die Umstände schon erledigt waren, und daß nur ein Fünftheil noch der Beantwortung bedürfe, ein Ergebniß, welches Bonaparte herzlich lachen machte und ihn mit gerechtem Stolz über seine „glückliche Idee“ erfüllte.

Die Briefe Josephinens aber durften keine Stunde, keine Minute warten, ehe sie gelesen wurden. Bonaparte empfing sie stets mit freudeklopfendem Herzen und beantwortete sie stets in einer so leidenschaftlichen und glühenden Sprache, wie nur sein heißes, südliches Naturell sie erfinden konnte, und gegen welche Josephinens Briefe allerdings sich ein wenig kühl und leidenschaftslos ausnahmen.

Indessen bald genügte es Bonaparte nicht mehr, von seiner Josephine Briefe zu erhalten, er wollte sie selber haben, und kaum hatten daher die Stürme des Krieges sich ein wenig beruhigt, als der General seine Geliebte zu sich nach Mailand rief. Sie folgte mit Freuden seinem Ruf und eilte zu ihm nach Italien. Stolze Tage des Triumphes und der beseligten Liebe folgten jetzt. Ganz Italien jauchzte Bonaparte als dem siegreichen Helden entgegen, ganz Italien huldigte der Frau, welche seinen Namen trug, und deren unvergleichliche Anmuth und Liebenswürdigkeit, Schönheit und Grazie ihr alle Herzen gewann. Ihr Leben glich jetzt einem ruhmstrahlenden, köstlichen Triumphzuge, einem berauschenden Zauberfest, einem Märchen aus Tausend und Einer Nacht, das zur Wirklichkeit geworden, und dessen sternenfunkelnde, sonnenstrahlende Fee Josephine war.

VII.

Wechselfälle des Schicksals.

Glänzend war der Triumphzug, mit welchem Bonaparte nach seiner Heimkehr aus Italien seinen Einzug in Paris hielt. Im Vorhof des Luxembourg, welches Palais das Corps législatif bewohnte, stieg ein großes Amphitheater empor, auf welchem alle Autoritäten Frankreichs thronten; im Mittelpunkt des Amphitheaters erhob sich der Altar des Vaterlandes, überragt von den drei riesengroßen Statuen der Freiheit, der Gleichheit und des Friedens.

Als Bonaparte in diesen Raum eintrat, erhoben sich alle diese Männer, welche die Sitze des Amphitheaters in dichten Schaaren einnahmen, um mit entblößtem Haupte den Sieger von Italien zu begrüßen und die Fenster des Palastes waren dicht bekränzt mit schön geschmückten Frauen, welche den jungen Helden mit ihren wehenden Taschentüchern willkommen hießen. Plötzlich ward diese so glänzende Feier durch einen unglücklichen Zufall unterbrochen. Ein Beamter des Directoriums, der, um seine Neugierde besser zu befriedigen, auf das Gerüst des im Ausbau begriffenen rechten Seitenflügels des Palais hinaufgeklettert war, fiel von der Höhe desselben herab und fast gerade zu den Füßen Bonaparte's nieder. Ein allgemeiner tausendstimmiger Schrei des Entsetzens durchhallte die Lüfte, die Frauen erblaßten und traten schaudernd von den Fenstern zurück. Das vorher so köstlich mit lebendigen Blumen geschmückte Palais stand verödet und mit leeren Fensterhöhlen da, durch die Reihen des Corps législatif flog ein ahnungsvolles Grauen und flüsterte man sich hier und dort schon in's Ohr, daß dieser Fall eines der Beamten des Directoriums den nahen Sturz des Directoriums selber verkünde, und daß es bald, gleich diesem Unglücklichen, in Todeszuckungen zu Bonaparte's Füßen liegen würde.

Aber trotz dieses vorahnenden unheimlichen Gefühls beeiferte das Directorium sich dennoch, dem Sieger von Arcole täglich neue Feste zu geben, und wenn diese Feste beendigt waren und Bonaparte, ermattet von den

Reden, den Festlichkeiten, den Toasten, heimkehrte, so war da noch das Volk von Paris, welches sich auf seinem Wege gruppirte, um ihn jubelnd zu begrüßen, und dem er mit Händedrücken und Lächeln, mit Augenwinken und Kopfnicken danken mußte.

Es war ein allgemeiner Jubelrausch, der sich der Franzosen bemächtigt hatte. Jedermann sah in Bonaparte seinen eigenen Ruhm, seine eigene Größe. Jedermann betrachtete ihn als die glänzendste Verkörperung seines eigenen Ichs und liebte ihn daher mit einer Art anbetenden Entzückens.

Josephine gab sich der Freude dieser glanzvollen Tage mit ganzer Seele hin. Wenn Bonaparte, fast verschüchtert und ängstlich, diesen Ovationen der Pariser auswich, so erfüllten sie das Herz seiner Gemahlin mit stolzem Glück; wenn Bonaparte im Theater vor den Jubelrufen des Publikums, das seine Anwesenheit erfahren und ihn zu sehen verlangte, sich scheu hinter den Sessel seiner Gemahlin zurückzog, so dankte Josephine dem Publikum mit einem bezaubernden Lächeln und thränenfeuchten Blicken für diese Beweise einer Liebe, welche ihr nur eine gerechte Huldigung für ihren „Achill", ihren Heldenlöwen dünkte. — Aber Bonaparte ließ sich nicht blenden von diesen Zurufen, und als eines Tages der Enthusiasmus gar kein Ende nehmen wollte, als das Publikum gar nicht müde ward zu schreien: „Vive Bonaparte!" als Josephine sich freudestrahlend zu ihm umwandte und jauchzend rief: „Sieh, wie sie Dich lieben, diese guten Pariser!" da erwiederte Bonaparte mit einem fast traurigen Ausdruck: „Bah! das Volk würde sich mir eben so eifrig entgegen drängen, wenn man mich zum Schaffot führte." *)

Aber endlich erschöpften sich diese Freudenbezeugungen und Feste, und das Leben nahm wieder seinen stillern und ruhigern Gang. Bonaparte konnte jetzt mit seiner Josephine wieder einige stille Tage der Ruhe und des Behagens in seinem jetzt glänzender ausgeschmückten Palais der Straße de la Chantereine genießen, welche jetzt von den Stadtbehörden zu Ehren des Siegers von Arcole und Marengo in die Straße de la Victoire um-

---

*) Bourienne. Vol. II. S. 32.

getauft war. Er konnte nach so viel Schlachten und Triumphen ausruhen in den Armen des Glückes und der Liebe.

Indeß bald fing diese Ruhe an, seine Seele zu bedrücken. Er dürstete nach neuen Thaten, nach neuen Siegen. Er fühlte, daß er erst am Anfange, nicht am Ende seiner Siegeslaufbahn stände, er hörte immer vor seinem innern Ohr das Tönen der Schlacht-Trompete, die ihn zu neuen Siegen, zu neuen Ruhmesbahnen rief. Die Liebe konnte sein Herz nur beglücken, aber sie konnte es nicht ausfüllen. Die Ruhe däuchte ihm der Anfang des Sterbens.

„Wenn ich noch lange hier bleibe, ohne irgend Etwas zu thun, so bin ich verloren," sagte er. „Man bewahrt in Paris nicht die Erinnerung für irgend Etwas! Eine Berühmtheit verdrängt in diesem großen Babylon die andere; wenn ich mich noch oft dem Publikum zeige, wird es mich nicht mehr ansehen; wenn ich nicht bald etwas Neues unternehme, wird es mich vergessen."

Er unternahm also etwas Neues, etwas Unerhörtes, welches ganz Europa mit Staunen erfüllte; er verließ mit einem Heere Frankreich, um für die französische Republik das alte Aegypten, auf dessen Pyramiden das grüne Moos vergessener Jahrtausende wucherte, zu erobern.

Josephine begleitete ihn nicht; sie blieb in Paris zurück, aber sie bedurfte des Trostes und der Aufheiterung, um diese Trennung, von der Bonaparte ihr selbst gestanden, daß sie eben so gut sechs Jahre, als sechs Monate dauern könne, zu ertragen. Was aber konnte diesem zärtlichen Herzen Josephinens bessern Trost gewähren, als die Anwesenheit und die Nähe ihrer geliebten Tochter? Sie hatte den Sohn willig an ihren Gemahl abgetreten und er begleitete ihn nach Aegypten, aber die Tochter war ihr geblieben, und diese wollte sie jetzt Niemanden mehr abtreten, auch nicht dem Pensionat der Madame Campan.

Auch war Hortensens Erziehung nun vollendet. Das Kind, welches nach St. Germain gekommen, verließ das Pensionat nach zweijährigem Aufenthalt jetzt als schöne, blühende Jungfrau, geschmückt mit allen Reizen der Unschuld, der Jugend, der Grazie und der Bildung. Obwohl jetzt ein Mädchen von fast sechszehn Jahren, hatte sie sich doch noch immer den kindlichen Sinn, die unnahbare Unschuld bewahrt; ihr Herz war wie

ein weißes Blatt, auf welchem noch keine profane Hand einen irdischen Namen zu schreiben gewagt. Sie liebte noch nichts weiter als ihre Mutter, ihren Bruder, die Künste und die Blumen. Sie hatte für ihren jungen Stiefvater eine tiefe, aber wortlose Ehrfurcht; seine glühenden Flammenaugen machten sie scheu und ängstlich, seine gebieterische Stimme ließ ihr Herz ängstlich erbeben, sie verehrte ihn mit anbetender aber zu angstvoller Scheu, um ihn lieben zu können. Er war für sie immer der Held, der Herr und Gebieter, der Vater, welchem sie unbedingten Gehorsam schuldig war, aber sie wagte es nicht, ihn zu lieben, sie konnte ihn nur aus weiter Ferne anbeten und verehren.

Hortense liebte also noch nichts als ihre Mutter und ihren Bruder, als die Künste und die Blumen. Sie schaute noch mit offenen Kinderaugen in die Welt, die ihr so schön und lockend erschien, und von der sie noch ein großes, leuchtendes Glück erhoffte, ohne sich bewußt zu sein, worin es bestehen sollte. Sie liebte noch alle Menschen und glaubte an ihre Treue, ihre Aufrichtigkeit. Kein Stachel hatte noch ihr Herz verwundet, keine Enttäuschung, keine zertrümmerte Illusion hatte schon einen Schatten auf dieser hohen, klaren Stirn von durchsichtiger Weiße zurückgelassen. Der Ausdruck ihrer großen blauen Augen war noch ganz strahlend und ungetrübt, und ihr Lachen noch so hell und rein, daß es ihre Mutter fast traurig machte, es zu hören, denn es klang ihr wie das letzte Echo eines süßen, zauberhaften Kinderliedes, und sie wußte wohl, daß es bald verstummen werde.

Aber noch lachte Hortense, noch sang sie mit den Vögeln um die Wette, noch lag die Welt wie ein junger Morgentraum vor ihr und sie hoffte auf den Aufgang der Sonne.

So war Hortense, als ihre Mutter sie aus dem Pensionat der Madame Campan abholte, um mit ihrer Tochter in die Bäder von Plombières zu gehen. Aber fast hätte Hortense hier den ersten großen Schmerz ihres Lebens erfahren, fast hätte sie hier ihre Mutter verloren.

Sie war mit Josephinen und einigen Damen im Salon des von ihnen bewohnten Hauses in Plombières. Die Thüren nach dem Balcon waren geöffnet und ließen die warme Sommerluft einströmen. Hortense saß am Fenster und malte ein Bouquet Feldblumen, das sie gestern auf

den Bergen von Plombières sich selber gepflückt. Josephine fand die Luft des Zimmers zu schwül und forderte einige der Damen auf, mit ihr auf den Balcon hinauszutreten. Auf einmal vernahm man ein donnerähnliches Krachen, lautes Wehegeschrei, und als Hortense entsetzt empor sprang und nach den Balconthüren hinstürzte, war der Balcon mit ihrer Mutter und den Damen verschwunden. Sie waren mit dem Gebälk auf die Straße hinabgestürzt. Hortense, in dem ersten verzweiflungsvollen Schmerz, wollte sich der geliebten Mutter nachstürzen, und nur mit Mühe und Gewalt konnte man sie zurückhalten. Aber diesmal hatte das Schicksal noch Mitleid mit dem jungen Mädchen, es gönnte ihr noch den reinen, ungetrübten Himmel ihres Jugendglückes. Ihre Mutter kam mit dem Schrecken und einer leichten Verletzung am Arm davon, während eine der Damen sich beide Füße gebrochen hatte.

Josephine konnte noch nicht sterben, denn die Prophezeihung der Wahrsagerin hatte sich noch nicht erfüllt; Josephine war zwar die Gemahlin eines berühmten Generals, aber sie war doch noch nicht mehr als eine Königin.

VIII.

Bonaparte's Rückkehr aus Aegypten.

Bonaparte war aus Aegypten heimgekehrt. Der Sieg von Abukir hatte seine Stirn mit einem neuen Lorbeer geschmückt und ganz Frankreich jubelte dem heimkehrenden Sieger mit freudigem Stolz entgegen. Zum ersten Male wohnte Hortense jetzt den Festen bei, welche die Stadt Paris ihrem Stiefvater gab; zum ersten Male sah sie die Huldigungen, mit welcher Männer und Frauen, Greise und Kinder den Helden von Italien und Aegypten begrüßten. Diese Feste, diese Huldigungen erfüllten ihr Herz mit einem bangen Schauder und doch zugleich mit einem seligen Entzücken. Inmitten dieser Triumphe und dieser Ovationen, welche man

ihrem zweiten Vater darbrachte, erinnerte das junge Mädchen sich des Gefängnisses, in welchem ihre Mutter einst geschmachtet, des Schaffots, auf welchem das Haupt ihres ersten Vaters gefallen, und oft, wenn sie mit stolzer Freude auf die reiche goldgestickte Uniform ihres Bruders hinblickte, erinnerte sie ihn mit einem köstlichen Lächeln an die Zeit, wo Eugène in der blauen Blouse, mit dem langen Brett auf der Schulter, als Zimmergesell durch die Straßen von Paris gegangen.

Diese Erinnerungen an die ersten schreckensvollen Jahre ihrer Kindheit bewahrten Hortense vor dem Stolz und dem Hochmuth des Glückes, erhielten ihr den bescheidenen, anspruchslosen Sinn, ließen sie im Glück nicht übermüthig und hochfahrend, aber auch im Unglück nicht verzagt und hoffnungslos erscheinen. Sie wiegte sich niemals in Träume eines unvergänglichen Glückes ein, ihre Erinnerungen hielten ihr Auge wach, und darum, als das Unglück kam, überraschte es sie nicht, sondern fand sie gewaffnet und bereit, ihm zu widerstehen.

Aber doch genoß sie die Tage des Glückes mit vollen Zügen; doch war sie selig, ihre angebetete Mutter so im Strahlenkranz des Ruhms und der Liebe zu sehen, und im Namen ihres hingemordeten Vaters dankte sie es dem General Bonaparte in ihrem Herzen doppelt heiß, daß er ihrer Mutter, welche so viel gelitten in ihrer ersten Ehe, jetzt in der zweiten einen so glänzenden Tag der Herrlichkeit bereitet hatte.

Indeß sollten neue Tage der Stürme und der Ungewitter bald die kurze Ruhe des Glückes unterbrechen. Eine neue Revolution durchzitterte Frankreich und bald war Paris in zwei Heerlager getheilt, welche beide glühten, sich zu vernichten. Auf der einen Seite standen die demokratischen Republikaner, welche sich zurücksehnten nach den Tagen des Terrorismus und des Blutes, weil sie sehr gut fühlten, daß die Ruhe und der fortdauernde Frieden ihnen die Zügel der Herrschaft aus den Händen winden mußten, und welche sich deshalb durch den Schrecken die Macht sichern wollten. Diese Partei erklärte die Freiheit in Gefahr und die Constitution bedroht. Diese Partei rief die Sansculotten und die tobenden Republikaner der Clubbs zur Vertheidigung des bedrohten Vaterlandes unter die Waffen, und deutete mit drohender Hand auf Bonaparte, als auf

Denjenigen hin, welcher die Republik stürzen und Frankreich auf's Neue in die Bande der Knechtschaft schlagen wolle.

Auf der andern Seite standen die besonnenen Vaterlandsfreunde, die Republikaner par force, welche den Terrorismus verabscheuten und nur der Republik Treue geschworen, weil sie nur unter dieser Schlangenhaut sich vor dem drohenden Messer der Guillotine zu retten vermocht. Da standen die Männer des Geistes, die Künstler und Dichter, welche einer neuen Aera entgegen hofften, weil sie wußten, daß die Zeiten des Terrorismus und der tyrannisirenden demokratischen Republik nicht blos die Menschen, sondern auch die Künste und Wissenschaften auf das Schaffot brächten, da standen die Kaufleute und Handwerker, die Banquiers, die Geschäftsleute, die Grundbesitzer, welche Alle die Republik wenigstens auf ruhigerer und gemäßigterer Basis wollte gebaut sehen, um an ihre Dauer und Beständigkeit glauben und die Arbeiten des Friedens mit besserer Ueberzeugung des Erfolges beginnen zu können. Und an der Spitze dieser gemäßigten Republik stand Bonaparte.

Der achtzehnte Brumaire des Jahres 1798 war der Tag der Entscheidung. Es war ein furchtbarer Kampf, welcher da auf's Neue begann, ein Kampf, bei welchem indeß nur wenig Blut floß, und bei welchem nicht Menschen, sondern nur Principien getödtet wurden.

Der Rath der Alten, der Rath der Fünfhundert, das Directorium und die Constitution des Jahres III stürzten zusammen, und aus den Trümmern der blutigen, wilden, demokratischen Republik stieg die gemäßigte, geläuterte Republik des Jahres 1798 hervor. An ihrer Spitze standen drei Consuln: Bonaparte, Cambacères und Lebrun.

Am Tage nach dem achtzehnten Brumaire zogen diese drei Consuln unter dem Zujauchzen des Volkes in das Palais Luxembourg ein und schliefen als Sieger in den Betten des Directoriums von gestern.

Von diesem Tage an begann eine neue Welt sich zu gestalten und die Formen der Etiquette, welche sich unter der demokratischen Republik scheu in den dunkelsten Schlupfwinkeln des Luxembourg und der Tuilerieen verkrochen hatten, traten jetzt wieder, wenn auch nur langsam und besonnen, an das Tageslicht hervor. Man hatte nicht mehr nöthig, dem Princip der Gleichheit gemäß, jeden Unterschied der Stände und der Bildung mit

dem Worte Bürger und Bürgerin zu negiren, man war nicht mehr gezwungen, im Namen der Brüderlichkeit die nahe Vertraulichkeit jedes bramarbasirenden Straßenhelden zu ertragen, und im Namen der Freiheit sich seine persönliche Freiheit und sein persönliches Behagen in Fesseln schlagen zu lassen.

Die Etiquette, wie gesagt, trat wieder aus dem dunkeln Schlupfwinkel hervor, und den drei Consuln, welche in das Luxembourg eingezogen, flüsterte sie das Wort „Monsieur" in's Ohr, und Josephinen, welche am andern Tage mit ihrer Tochter die für sie bereiteten Zimmer im Luxembourg bezog, begrüßte sie mit dem Wort „Madame". — Vor einem Jahre noch hatten die beiden Worte, Monsieur und Madame, in Paris Revolten hervorgebracht und zu Blutvergießen veranlaßt, vor einem Jahre noch hatte der General Augereau in seiner Division die strenge Ordre publicirt, daß, „wer mündlich oder schriftlich, unter welchem Vorwande es immer sei, sich des Wortes Monsieur oder Madame bediene, von seinem Grade ausgestoßen und für unfähig erklärt werden solle, jemals wieder in der Armee der Republik zu dienen." *)

Jetzt hielten diese zwei proscribirten Worte mit den drei Consuln ihren Einzug in das von den demokratischen Tyrannen der Republik erlöste Palais Luxembourg.

Josephine war jetzt wenigstens „Madame" Bonaparte, Hortense „Mademoiselle" Beauharnais. Die Frau des Consuln Bonaparte durfte jetzt eine größere Zahl von Dienern, einen glänzenderen Haushalt haben: freilich wagte man noch nicht, von einem „Hof" der Madame Bonaparte, von „Hofdamen" der Mademoiselle Hortense zu sprechen, freilich mußte man jetzt noch mit den beschränkten Räumen des kleinen Luxembourg sich zufrieden geben, aber bald sollte man für dieses Alles Entschädigung haben, und wenn man sich im Luxembourg noch Monsieur und Madame nannte, so konnte man sich wenige Jahre später in den Tuilerieen „Ew. Hoheit, Majestät und Monseigneur" nennen lassen.

Das Hôtel Luxembourg erwies sich bald zu klein, um den drei Consuln als gemeinsame Wohnung zu dienen, zu klein für den Ehrgeiz Bo-

---

*) Bourienne. Vol. I. S. 229.

naparte's, der sich die beiden Männer, welche mit ihm die Oberherrschaft Frankreichs theilten, nicht zu nahe gerückt sehen mochte, zu klein für die Wünsche, welche jetzt mit immer lautern, immer machtvollern Stimmen in der Brust Bonaparte's ertönten und ihn vorwärts trieben, immer weiter vorwärts auf dieser Bahn des Ruhmes und der Herrlichkeit, die ihm anfangs nur als die Fata Morgana seiner Träume, jetzt aber schon als die glänzende Wahrheit und Wirklichkeit seines Wachens erschien. Das Luxembourg war zu klein für die drei Consuln. Aber man mußte doch vorsichtig und besonnen zu Werke gehen, um sich den Weg zu dem alten Königsschlosse der Bourbonen zu bahnen. Man durfte aus demselben nicht auf einmal die Volksrepräsentanten, welche bis jetzt darin tagten, verbannen, man durfte die argwöhnischen Republikaner nicht fürchten lassen, daß man damit umgehe, Frankreich wieder zu einer Monarchie umzugestalten und das vielköpfige Ungeheuer Republik wieder unter einer Krone und einem Scepter zu ersticken. Man mußte daher, bevor man in die Tuilerieen einzog, dem französischen Volk den Beweis liefern, daß man immer noch ein sehr guter Republikaner sein könne, wenn man auch in dem Schlafzimmer der Könige sein Lager aufzuschlagen wünschte.

Bevor also die drei Consuln in die Tuilerieen übersiedelten, mußte das Schloß der Könige erst zu einer für die Vertreter der Republik würdigen Wohnung umgeschaffen werden. Zuerst also ward in einer Galerie der Tuilerien die schöne Büste des ältern Brutus, eine Siegesbeute Bonaparte's, die er aus Italien mitgebracht, aufgestellt, sodann mußte David noch einige andere Statuen der Helden des republikanischen Griechenlands und Roms meißeln und in den Sälen aufstellen. — Eine Anzahl der demokratischen Republikaner, welche am dreizehnten Vendemiaire unterlagen und deportirt waren, erhielten die Erlaubniß zur Rückkehr nach Frankreich, und da um diese Zeit die Nachricht von dem Tode des edelsten und weisesten Republikaners, die Nachricht von dem Tode Washingtons einlief, gab Bonaparte den Armee-Befehl, daß das ganze Heer eine Trauer auf zehn Tage anzulegen habe. Man trug einen schwarzen Flor um den Arm und von den Fahnen wehten schwarze Schleifen nieder, zur Todtenfeier des großen Republikaners Washington.

Am Ende dieser zehn Tage aber, als Frankreich und sein Heer ge-

nugsam seinen Schmerz über den großen Republikaner manifestirt hatte, zogen die drei Consuln in die Tuilerieen ein durch das große Thor, zu dessen beiden Seiten sich zwei Freiheitsbäume erhoben, welche noch die alte Inschrift der Republik von 1792 trugen. Auf dem Baum zur Rechten las man: „Der 10. August 1792;“ auf dem zur Linken: „Das Königthum ist in Frankreich niedergeschmettert und wird sich niemals wieder erheben.“ Durch diese beiden bedeutungsvollen Bäume schritt Bonaparte zuerst in die Tuilerieen. Es war ein sehr feierlicher, sehr langer Zug von Wagen, welcher sich da durch die Straßen von Paris den Tuilerieen zu bewegte. Nur fehlte ihm der äußere Glanz und Pomp, welcher die späteren Feste des Kaiserthums so bewunderungswürdig machte. Mit Ausnahme des glänzenden Wagens, in welchem die drei Consuln saßen und der von den sechs Schimmeln, dem Geschenk des österreichischen Kaisers bei Campo-Formio, gezogen ward, sah man nur wenige gute Equipagen; das meiste waren Miethwagen und Fiacres, auf welchen man die Nummern einfach mit Papier überklebt hatte. Das neue Frankreich hatte sich noch keine Staatscarossen bauen können, und die des alten Frankreichs waren auf eine zu schmachvolle Weise gemißbraucht worden, als daß man derselben sich jemals wieder bedienen konnte. Denn unmöglich konnte man zu diesem feierlichen Zug der drei Consuln die Staatscarossen der alten Aristokratie verwenden, welche der demokratischen Republik zu Leichenwagen für die Hunde gedient hatten. — Das war in den Septembertagen des Jahres 1793 gewesen.

Die herrenlosen Hunde der flüchtigen oder gemordeten Aristokratie trieben sich damals zu Tausenden auf den Straßen umher und stillten ihren Durst an dem Blut, welches in Strömen von der Guillotine herniederfloß und die Gassen von Paris mit dem Purpur der neuen Volksfreiheit färbte. Der Geruch des frischen Blutes und die grausige Nahrung, welche die Guillotine ihnen lieferte, hatte den Hunden ihre ursprüngliche Wildheit und Blutdürstigkeit wiedergegeben; wer daher bis dahin das Glück gehabt, dem Mordbeil der Sansculotten zu entgehen, mußte jetzt befürchten, den scharfen Zähnen der wilden Bluthunde als Opfer zu fallen, und da diese Thiere keinen Unterschied zwischen den Aristokraten und Republikanern machten und Beide gleich wüthend anfielen, sah man sich

endlich genöthigt, diese neuen Feinde der Republik zu vernichten. Die Champs-Elysées wurden also von der bewaffneten Macht umzingelt, die Hunde sodann bis in die Rue-Royale und auf den Place-Royal vorwärts getrieben, wo man sie mit Flintenschüssen erlegte, so daß an diesem einzigen Tage mehr als dreitausend Hundeleichen auf den Straßen umher lagen. Und diese Leichen blieben dort drei Tage liegen, denn es hatte sich unter den Behörden ein Streit erhoben, welche von ihnen die Pflicht habe, die Leichen zu bestatten. Endlich übernahm der Convent diese Pflicht, und übertrug die Ausübung derselben dem Repräsentanten Gasparin, der es verstand, die Leichenbestattung der Hunde zu einer republikanischen Ceremonie zu erheben. Es waren ja die Hunde der Cidevants und Aristokraten, welche man begraben wollte, und es war daher sehr billig, daß man sie mit aristokratischen Ehren bestattete.

Gasparin ließ daher alle die Staatscarossen der geflüchteten oder gemordeten Aristokratie aus ihren Remisen hervorholen, und in diese vergoldeten Wappenkutschen des alten Frankreichs legte man jetzt die Hundeleichen. Sechs große Carossen des Königs eröffneten den Zug, und hinter den glänzenden Spiegelscheiben sah man die Schwänze, Köpfe, Leiber und Beine der unglücklichen Hunde in wilder Unordnung aufeinander gehäuft.*)

Nach diesem Hundeleichenbegängniß der einigen und untheilbaren Republik konnte man nicht füglich die goldenen Staatscarossen mehr zu einer menschlichen Freudenfeier benutzen, und deshalb fehlte es dem Consulnzug nach den Tuilerieen so sehr an Carossen und deshalb begnügte man sich mit Fiacres, deren Nummern verklebt waren.

Mit dem Einzug Bonaparte's in die Tuilerieen war die Revolution beendet; Bonaparte legte sein Siegerschwert über diesen gährenden, blutigen Abgrund, welcher zugleich das Blut der Aristokraten und der Demokraten getrunken; er machte dieses Schwert zu einer Brücke, auf welcher man aus einem Jahrhundert in das andere, und aus der Republik in das Kaiserreich hinüberschritt.

Wie Bonaparte an der Seite Josephinens und Hortensens am Morgen nach dem Einzug in die Tuilerieen durch die Dianen-Galerie dahinschritt,

*) Mémoires de la marquise de Créqui. Vol. VII. S. 10.

um mit seinen kunstsinnigen Damen die Statuen zu betrachten, welche er da hatte aufstellen lassen, blieb er vor der Statue des jungen Brutus stehen, welche dicht neben der Julius Cäsars sich erhob. Er betrachtete lange und sinnend die beiden ernsten, feierlichen Gestalten. Aber auf einmal, wie aus tiefen Träumen erwachend, warf er sein Haupt empor und seine Hand mit einer hastigen Bewegung auf Josephinens Schulter legend und mit flammenden, fast drohenden Blicken zu der Statue des Brutus emporblickend, sagte er mit einer Stimme, welche das Herz der beiden Damen erbeben machte:

„Es ist nicht genug, in den Tuilerieen zu sein, man muß auch darin bleiben! Wer nicht Alles hat schon dies Schloß bewohnt?! Straßenräuber und Conventionelle sogar! Habe ich nicht selbst gesehen, wie die wilden Jakobiner und die Cohorten der Sansculotten das Palais belagerten und den guten König Ludwig XVI. als Gefangenen fortführten? Ach, sei ruhig und unbesorgt, Josephine! Sie sollen es nur wagen, noch einmal hierher zu kommen!" *)

Und wie Bonaparte vor den Statuen des Brutus und des Julius Cäsar stehend so sprach, hallte seine Stimme wie ein grollender Donner durch die lange Galerie wieder und machte die Gestalten der Helden der todten Republiken auf ihren Postamenten erbeben.

Bonaparte aber hob drohend seine Arme zu der Statue des Brutus empor, als wolle er in diesem wilden Republikaner, der den Julius Cäsar ermordete, das ganze republikanische Frankreich, dem er ein Cäsar und ein Augustus zugleich sein wollte, zum Kampf herausfordern.

Die Revolution war geschlossen. Bonaparte war mit Josephinen und ihren beiden Kindern in die Tuilerieen eingezogen. Der Sohn und die Tochter des Generals Beauharnais, den die Republik gemordet, hatten jetzt einen Vater wiedergefunden, der diesen Mord an der Republik selber zu rächen bestimmt war.

Die Revolution war geschlossen.

---

*) Bourienne. Vol. IV. S. 3.

Zweites Buch.

Die Königin von Holland.

I.

Eine erste Liebe.

Mit dem Einzug Bonaparte's in die Tuilerieen war die Revolution geschlossen und glückselige Tage des Friedens und der heitern Feste folgten jetzt. Josephine und Hortense waren der Mittelpunkt aller dieser Feste, sie Beide waren es, welche diesen Festen die Grazie und Schönheit, die Liebenswürdigkeit und geistige Bedeutsamkeit verliehen.

Hortense war eine leidenschaftliche Tänzerin, und Niemand am „Hofe Josephinens" tanzte mit solcher Grazie und so anmuthiger Sittsamkeit, als Hortense. Jetzt, wie man sieht, sprach man schon von dem „Hofe" der Madame Bonaparte, der mächtigen Gemahlin des ersten Consuls von Frankreich. Jetzt wurden schon Audienzen ertheilt, und Josephine und Hortense hatten schon einen Hofstaat, der sich ihnen mit derselben Unterwürfigkeit und Demuth näherte, als wären sie Prinzessinnen von Geblüt.

Madame Bonaparte fuhr jetzt mit ihrer Tochter in einer reich vergoldeten Kutsche und unter Escorte eines Piquets Soldaten durch die Straßen von Paris, und wo das Volk ihrer ansichtig ward, begrüßte es die Gemahlin und die Tochter des ersten Consuls mit lauten Jubelrufen. Die Kutscher und Bediente Bonaparte's hatten jetzt eine Livrée bekommen und erschienen in grünen Röcken mit Goldstickerei und Tressen. Man hatte seine Kammerdiener und Lakaien, seine Vorreiter und Grooms, man gab glänzende Diners und Soiréen, und man empfing in feierlichen Audienzen die Gesandten der fremden Mächte; denn jetzt hatten alle europäischen Mächte die französische Republik unter dem Consulat anerkannt, und da Bonaparte jetzt auch mit England und Oesterreich Frieden geschlossen,

schickten auch diese beiden Mächte ihre Gesandten an den Hof des mächtigen Consuls Bonaparte.

Statt der Kriegesstreitigkeiten hatte man in den Tuilerieen jetzt Streitigkeiten um die Toilette, und ob gepudert oder nicht gepudert, das war jetzt eine der großen Fragen der Etiquette, in welcher Josephine indeß den Ausschlag gab, indem sie erklärte: „es solle sich Jeder so kleiden, wie es ihm angemessen scheine, aber sich bestreben, dabei den guten Geschmack walten zu lassen."

Seit einiger Zeit nahm indeß Hortense weniger lebhaft als sonst an den Zerstreuungen und Festen Theil, seit einiger Zeit suchte sie mehr als sonst die Einsamkeit, zog sie sich lieber in die Stille ihrer Gemächer zurück, und die schwermuthsvollen, zarten und innigen Melodieen, welche sie ihrer Harfe alsdann entlockte, schienen ihr eine bessere Unterhaltung, als die heitern und flatternden Gespräche, welche man im Salon ihrer Mutter führte.

Hortense suchte die Einsamkeit, denn der Einsamkeit durfe sie allein vertrauen, was ihr Herz bewegte, ihr allein durfte Hortense gestehen, daß sie liebte, liebte mit der ganzen Unschuld und Energie, der ganzen Gluth und Hingebung einer ersten Liebe. Wie selig waren diese Stunden des Träumens, des ahnungsvollen Schauens in die Zukunft, welche ihren strahlenden Blicken das Aufgehen einer neuen Sonne des Glückes zu verheißen schienen. Denn diese Liebe des jungen Mädchens hatte die geheime Billigung ihrer Mutter und ihres Stiefvaters, und Beide gaben sich lächelnd den Anschein, als ob sie gar nichts gewahrten von dem zärtlichen Einverständniß, das zwischen der Tochter Josephinens und dem ersten Adjutanten Bonaparte's, dem General Duroc, herrschte. Nur daß, während Josephine dasselbe für die erste zärtliche Spielerei eines erwachenden Mädchenherzens hielt, Bonaparte ihm eine gewichtigere Bedeutung gab und ernsthaft daran dachte, eine Verbindung zwischen Hortense und Duroc vorzubereiten. Er wollte also vor allen Dingen Duroc eine bedeutsamere und imposantere Stellung geben und schickte ihn deshalb als Gesandten nach Petersburg, um dem Kaiser Alexander, welcher so eben den Thron seines Vaters bestiegen, die Glückwünsche des ersten Consuls darzubringen.

Die armen jungen Liebenden, immer bewacht, immer von der jetzt

schon mächtiger hervorschreitenden Etiquette beengt, hatten nicht einmal den Trost, mit einem letzten unbewachten Händedruck, mit einem letzten zärtlichen Schwur ewiger Treue von einander Abschied nehmen zu können. Aber sie hofften auf die Zukunft, sie hofften auf Durocs Rückkehr, auf den köstlichen Lohn, den Bonaparte seinem Freunde andeutend verheißen — dieser Lohn war Hortensens Hand. Bis dahin mußte man sich begnügen mit diesem einzigen und süßesten Trost aller getrennten Liebenden, mit den Briefen, welche man sich schrieb, und deren treuer und discreter Beförderer Herr von Bourienne, der Secretär Bonaparte's, war.

„Ich spielte," erzählt Bourienne in seinen Memoiren, „ich spielte fast jeden Abend mit Mademoiselle Hortense eine Partie Billard, welches sie ganz vortrefflich spielte. Wenn ich ihr dann ganz leise sagte: „ich habe einen Brief," so hörte das Spiel sofort auf, sie eilte hastig auf ihr Zimmer und dahin brachte ich ihr dann den Brief. Ihre Augen füllten sich sofort mit Thränen der Rührung und des Entzückens, und erst nach langer Zeit ging sie wieder hinunter in den Salon, wohin ich ihr vorausgegangen war." *)

Hortense, nur mit ihrer jungen Liebe und ihren unschuldsvollen Zukunftsträumen beschäftigt, bekümmerte sich wenig um das, was um sie her geschah, und ahnte nicht, daß man ihr junges Herz zum Spielball häuslicher und politischer Intriguen zu machen bereit sei. —

Die Brüder Bonaparte's, eifersüchtig und neidisch auf den Einfluß und die Macht, welche die schöne und liebreizende Josephine auf den ersten Consul immer noch, wie in den ersten Tagen ihrer Ehe, ausübte, wollten, indem sie Hortense von ihrer Mutter entfernten, Josephinen einer der mächtigsten Stützen ihrer Macht berauben, und sich selber, indem sie Josephine isolirten, ihrem Bruder näher rücken. Sie kannten sehr wohl die Liebe, welche Bonaparte, der überhaupt Kinder sehr liebte, für die Kinder seiner Josephine hegte, sie wußten, daß Eugène und Hortense es eines Tages gewesen, welche, nicht durch Bitten oder Thränen, sondern nur durch ihr bloßes Dasein, eine Trennung Bonaparte's und Josephinens verhindert hatten.

---

*) Bourienne, Vol. IV. S. 319.

Dies war damals gewesen, als es den Einflüsterungen seiner Brüder und Junots gelungen war, den aus Aegypten heimkehrenden Bonaparte auf Josephine eifersüchtig zu machen.

Damals war Bonaparte entschlossen gewesen, sich von einer Frau zu trennen, welcher er indeß nur deshalb so sehr zürnte, weil er sie so sehr liebte, damals hatte er, als Bourienne ihn beschwor, wenigstens Josephine erst zu hören, bevor er sie verdammte, und erst abzuwarten, ob sie sich nicht entschuldigen und er ihr verzeihen könne, geantwortet: „Ich ihr verzeihen! Niemals! Wenn ich diesmal Meiner nicht sicher wäre, würde ich mir das Herz ausreißen und es in's Feuer werfen! — Und indem Napoleon mit vor Zorn zitternder Stimme so sprach, hatte er mit seinen Händen seine Brust gepackt, als wolle er sie zerreißen. — Das war am Abend gewesen; als aber am nächsten Morgen Bourienne in das Arbeits-Cabinet kam, trat ihm Bonaparte lächelnd und ein wenig verlegen entgegen.

„Nun, Bourienne," sagte er, „Sie werden zufrieden sein, sie ist hier! — Glauben Sie nicht, daß ich ihr verziehen habe, nein, gewiß nicht! Nein, ich habe ihr heftig gezürnt, ich habe sie fortgeschickt. Aber, was wollen Sie, als sie mich weinend verließ, bin ich ihr nachgegangen; wie sie gebeugten Hauptes die Treppe hinunterstieg, sah ich Eugène und Hortense, welche ihr schluchzend folgten. Ich habe nicht das Herz, um ungerührt Thränen fließen zu sehen. Eugène hat mich nach Aegypten begleitet; ich habe mich gewöhnt, ihn als meinen Adoptivsohn zu betrachten; er ist so tapfer und ein so guter junger Mensch! Hortense soll jetzt in die Welt eintreten; Jeder, der sie kennt, sagt nur Gutes von ihr. Ich gestehe es, Bourienne, ihr Anblick hat mich tief gerührt; das Schluchzen dieser beiden armen Kinder machte mich selber traurig. Ich sagte mir: sollen sie die Opfer der Fehler ihrer Mutter sein? Ich rief Eugène zurück. Hortense wandte sich um und folgte mit Josephinen ihrem Bruder; ich sah es und sagte nichts. Was konnte ich thun? Man kann nicht Mensch sein, ohne seine schwachen Stunden zu haben!"

„Seien Sie überzeugt, General," rief Bourienne, „daß Ihre Adoptivkinder es Ihnen lohnen werden!"

„Sie müssen es, Bourienne, sie müssen es, denn es ist ein großes Opfer, was ich ihnen gebracht habe!" *)

Aber dieses Opfer hatte doch sofort seinen Lohn gehabt, denn Josephine hatte sich zu rechtfertigen vermocht, und Bonaparte hatte die freudige Ueberzeugung gewonnen, daß die Beschuldigung seiner eifersüchtigen Brüder ungerecht gewesen.

Deshalb also wollten die Brüder Bonaparte's Hortense entfernen, weil sie wußten, daß sie eine Hauptstütze ihrer Mutter sei, daß sie mit ihrem sanften, überlegenen Geist, ihrer tactvollen Besonnenheit, ihrer durchschauenden und nie zu bethörenden Klugheit als ein weiser junger Mentor ihrer schönen, liebreizenden, vom Augenblick beherrschten, ein wenig eitlen und sehr verschwenderischen Mutter zur Seite stand.

Es war leichter, Josephinen bei Seite zu drängen, wenn man erst Hortense entfernt hatte. Und Josephine wollte man entfernen, weil sie den ehrgeizigen Wünschen der Brüder Bonaparte's hindernd in den Weg trat. Da sie nicht groß und berühmt sein konnten durch sich selber, wollten sie es durch ihren großen Bruder werden, und damit sie Könige werden konnten, mußte vor allen Dingen erst Bonaparte eine Krone tragen. Josephine war diesem Project entgegen; sie liebte Bonaparte genug, um die Gefahren zu fürchten, welche die Usurpation der Krone mit sich führte, sie war nicht ehrgeizig genug, um nicht ihr jetziges glänzendes und friedliches Loos dem stolzen aber gefahrvollen Glücke eines Thronhimmels vorzuziehen.

Deshalb mußte Josephine entfernt werden, deshalb mußte Bonaparte eine andere Gemahlin wählen, eine Gemahlin, in deren Adern legitimes königliches Blut floß und welche es daher wohl zufrieden sein mußte, eine Krone auf dem Haupte ihres Gemahls zu sehen.

---

*) Bourienne, Vol. IV. S. 119.

II.

Louis Bonaparte und Duroc.

Die Brüder Bonaparte's beschäftigten sich also vor allen Dingen damit, Hortense zu entfernen. Sie erzählten Bonaparte von der glühenden Liebe des jungen Paares, von den Briefen, welche sie mit einander wechselten, sie machten ihm den Vorschlag, Duroc mit einem höheren Grade zur italienischen Armee zu versetzen, und ihm dann Hortense zu geben. Sie beredeten den arglosen, großsinnigen, in diesen kleinen Dingen leicht zu täuschenden Helden, darum leicht zu täuschenden, weil er mit großen Plänen und großen Dingen beschäftigt war, sie beredeten ihn, die projectirte Verbindung jetzt noch als ein Geheimniß zu bewahren, und bei Durocs baldiger Rückkehr das junge Paar und auch Josephine zu überraschen.

Aber Josephine hatte diesmal die Pläne ihrer feindlichen Schwäger durchschaut; sie fühlte, daß ihre ganze Existenz, ihre ganze Zukunft gefährdet sei, wenn sie nicht in der Familie Bonaparte's selber sich Freunde und Bundesgenossen zu erwerben vermöchte. Es war nur Einer unter den Brüdern Bonaparte's, welcher ihr nicht feindlich gesinnt war, sondern der sie liebte, als die Gemahlin seines Bruders, dem er damals noch mit schwärmerischer und unterwürfiger Zärtlichkeit ergeben war.

Dieser Eine war Bonaparte's jüngster Bruder Louis, ein junger Mann von ernstem, stillem Wesen, mehr Gelehrter als Krieger, mehr Mann der Wissenschaft als des Staatsraths und des Salons. Eine schüchterne, stille, in sich abgeschlossene Natur, die indessen unter ihrer anscheinenden Sanftmuth für den rechten und entscheidenden Moment eine unbeugsame Entschlossenheit und Energie entwickelte, und dann weder durch Bitten noch durch Drohungen einzuschüchtern war. Eine wenig gefällige, etwas linkische äußere Erscheinung, die nur in den Momenten der Erregung imponirte durch das machtvolle Aufblitzen dieser großen blauen Augen, die gemeinhin mehr nach innen als nach außen schauten.

Louis Bonaparte war eine dieser tiefen, gehaltvollen, unscheinbaren

und glanzlosen Naturen, die man zu selten versteht, weil man in dem lauten Getriebe des Lebens nicht die Zeit und die Muße hat, sie zu ergründen. Nur eine Schwester oder eine Mutter sind im Stande, Männer dieser Art zu begreifen und zu lieben, weil das trauliche Beisammensein langer Jahre ihnen die verschlossene Blüthe dieser Sensitive, die vor jeder rauhen Berührung der Welt sich schaudernd zusammenzieht, geöffnet hat, — aber selten werden sie eine Geliebte finden, denn da ihr Herz zu schüchtern ist, um zu suchen, giebt sich Niemand die Mühe, es zu finden.

Dieser junge, kaum vierundzwanzigjährige Bruder ihres Gemahls schien Josephinen dazu geeignet, ihr eine Stütze in der Familie Bonaparte's zu gewähren.

Madame Laetitia liebte ihn nach ihrem Napoleon am zärtlichsten, er war, als der jüngste, der verzogene Liebling aller seiner Brüder, die ihn nicht fürchteten, weil er weder egoistisch, noch ehrgeizig genug war, ihre Pläne zu durchkreuzen, sondern sie still gewähren ließ und nur verlangte, daß man auch ihn in seinen stillen und ruhigen Neigungen gewähren lasse. Er war der Vertraute seiner jungen, schönen Schwestern, die immer gewiß waren, an ihm einen besonnenen Rathgeber, niemals aber einen Verräther zu finden, und endlich war er Derjenige von seinen Brüdern, dem Napoleon am aufrichtigsten und wärmsten zugethan war, weil er ihn hochschätzen mußte wegen seiner edlen Eigenschaften, und weil er niemals von ihm wie von seinen andern Brüdern belästigt ward. Denn der Ehrgeiz und die Habgier Jerome's, Josephs und Lucians waren schon damals für Bonaparte eine Quelle des Unmuths und der Widerwärtigkeiten.

„Wenn man meine Brüder hört, und mit welchem Ungestüm sie täglich von mir neue Summen fordern, so sollte man wahrhaftig glauben, ich hätte ihnen das Erbtheil ihres Vaters aufgegessen," sagte Bonaparte eines Tages zu Bourienne nach einer heftigen Scene, die er mit Jerome gehabt, und die, wie immer, damit endete, daß Jerome eine neue Anweisung auf die Privat-Chatoulle des ersten Consuls erhalten hatte.

Louis aber verlangte niemals Geld, sondern zeigte sich immer dankbar zufrieden mit dem, was Bonaparte ihm unaufgefordert bewilligte, und niemals gab es für ihn Streitigkeiten mit den Lieferanten zu schlichten oder Schulden zu bezahlen.

Dieser letztere Umstand war es, der Josephine mit einer Art achtungsvoller Scheu für ihren jungen Schwager erfüllte. Er verstand so gut, sich einzurichten, er machte niemals Schulden. Und das waren Eigenschaften, welche Josephine so sehr fehlten, denn sie konnte es gar nicht vermeiden, Schulden zu haben. Wie viel Verdrießlichkeiten, wie viel Angst und Sorge hatten ihr ihre Schulden nicht schon verursacht, wie oft hatte ihr Bonaparte deshalb schon gezürnt, wie oft hatte sie versprochen, sich zu ändern, und niemals mehr zu kaufen, als sie im Stande sei, zu bezahlen.

Aber diese Aenderung war ihrer sorglosen und großmüthigen Natur eine Unmöglichkeit, und wie sehr sie sonst ihres Gemahls zornblitzende Augen und sein donnerndes Scheltwort fürchtete, in diesem Einen Punkte konnte sie seinen Zorn nicht vermeiden, denn in diesem Einen Punkte verfiel die reuige Sünderin immer wieder in neue Sünde, — sie machte immer wieder Schulden!

Louis aber machte niemals Schulden, er war gerade so bedachtsam und ordentlich, wie ihre Hortense, und darum meinte Josephine, diese beiden jungen ordentlichen, bedachtsamen Naturen müßten gut zu einander passen und mit ihren Herzen ebenso besonnen zu wirthschaften verstehen, wie mit ihrer Börse.

Sie wollte also Louis Bonaparte zu ihrem Schwiegersohn machen, um ihr eigenes Schicksal dadurch zu stützen und zu verfestigen. Josephine hatte schon ein ahnungsvolles Grauen vor der Zukunft, und es konnte ihr zuweilen geschehen, daß sie den machtvollen Adler, der über ihrem Haupte schwebte, für den drohenden Vogel des Unglücks hielt, dessen unheilvolles Gekrächze sie zuweilen in der Stille der Nacht zu vernehmen glaubte.

Die Negerin auf Martinique hatte zu ihr gesagt: „Du wirst mehr sein, als eine Königin.“ Aber jetzt hatte Josephine die neue Zauberin in Paris, Madame Villeneuve, besucht, und diese hatte zu ihr gesagt: „Sie werden eine Krone auf Ihrem Haupte tragen, aber nur auf kurze Zeit.“

Nur auf kurze Zeit! Josephine war zu jung, zu glücklich und zu gesund, um an ihren baldigen Tod denken zu müssen, es war also etwas Anderes, was sie bedrohte. Es war vielleicht eine Scheidung; sie hatte keine Kinder, und Bonaparte wünschte so sehr, einen Sohn zu haben, und

seine Brüder wiederholten ihm täglich, daß dies für ihn eine politische Nothwendigkeit sei.

Josephine zitterte also für ihre eigene Zukunft, sie streckte angstvoll ihre Hände nach Hülfe aus, und in dem Egoismus ihres eigenen Kummers verlangte sie von ihrer Tochter, daß sie den Traum ihres eigenen Glückes dem wirklichen Glück ihrer Mutter opfern solle.

Doch Hortense liebte! Ihr junges Herz bäumte sich auf bei dem Gedanken, nicht blos ihrer Liebe entsagen, sondern einem ungeliebten Manne, einem Manne, der sie nie beachtet und den sie kaum jemals gewahr geworden, sich vermählen zu sollen. Sie hielt es für unmöglich, daß man von ihr fordern könne, sie solle ihr eigenes, schönes und heiliges Glück einer kalten Berechnung, einer künstlichen Familien-Intrigue opfern. Mit aller Begeisterung einer ersten Liebe schwur sie, eher sterben zu wollen, als ihrem Geliebten zu entsagen.

„Aber Duroc hat Dir kein Glück und keine Zukunft zu bieten," sagte Josephine. „Was er ist, ist er nur durch die Freundschaft Bonaparte's. Er hat kein Vermögen, keine Bedeutung, keinen Ruhm. Wenn Bonaparte ihn verläßt, fällt er in das Nichts und die Dunkelheit zurück."

Hortense antwortete, unter Thränen lächelnd: „Ich liebe ihn und ich habe keinen andern Ehrgeiz, als seine Gattin sein zu wollen!"

„Aber Er? Meinst Du, daß auch Er keinen andern Ehrgeiz hat, als nur Dein Gatte sein zu wollen? Meinst Du, daß er Dich liebt um Deiner selbst willen?"

„Ich weiß es," sagte das junge Mädchen mit strahlenden Augen, „Duroc hat mir gesagt, daß er mich und nur mich liebt. Er hat mir ewige Treue, ewige Liebe geschworen! Wir Beide verlangen nichts, als einander angehören zu dürfen!"

Josephine zuckte fast mitleidig die Achseln. „Und wenn ich behaupte, daß Duroc nur deshalb Dich heirathen will, weil er ehrgeizig ist und meint, daß Bonaparte alsdann ihn rascher befördern wird?"

„Das ist eine Verleumdung, eine Unmöglichkeit!" rief Hortense, in edlem Zorn erglühend. „Duroc liebt mich, und seine edle Seele ist fern von aller eigennützigen Berechnung."

„Und wenn ich Dir das Gegentheil beweise?" fragte Josephine, gereizt

von dem Widerstand ihrer Tochter und grausam in ihrer Sorge für ihr eigenes Glück.

Hortense erbleichte und ihre so begeisterte, so schöne Zuversicht ward wie von einem eisigen Todesschauer angehaucht.

„Wenn Du mir das beweisen kannst," sagte sie matt, „wenn Duroc mich nur aus Ehrgeiz liebt, dann bin ich bereit, ihm zu entsagen, und zu heirathen, wen Du willst!"

Josephine triumphirte. „Duroc kehrt heute von seiner Reise zurück," sagte sie, „in drei Tagen will ich Dir den Beweis geben, daß er nicht Dich liebt, sondern nur die Verwandtschaft, die Du ihm bietest."

Hortense hatte von den Worten ihrer Mutter nur den Anfang gehört, nur „Duroc kehrt heute zurück." Was kümmerte sie alles Andere! Sie sollte ihn wiedersehen, sie sollte aus seinem männlich schönen Gesicht sich Trost und Zuversicht lesen. Sie bedurfte dessen nicht einmal, denn sie glaubte an ihn, und nicht der leiseste Zweifel trübte ihr seliges Wiedersehen.

Josephinens schöne Hände waren indessen geschäftig, das Netz dieser Intrigue immer mehr zu verfestigen. Sie bedurfte durchaus in der Familie eine Stütze *gegen* die Familie, deshalb mußte Louis Hortensens Gemahl werden.

Bonaparte selber war dieser Verbindung entgegen und ganz entschlossen, Duroc mit seiner Stieftochter zu vermählen. Aber Josephine wußte ihn mit Bitten, mit Vorstellungen, mit Schmollen und Zärtlichkeit wenigstens schwankend zu machen in seinem Entschluß, sie wußte ihrem Gemahl mit so liebenswürdiger Beredtsamkeit auseinander zu setzen, daß Duroc Hortense gar nicht liebe, sondern nur eine ehrgeizige Speculation mit ihr machen wolle, daß Bonaparte beschloß, ihn wenigstens zu prüfen, und versprach, wenn Josephine Recht gehabt, Hortense mit seinem Bruder zu vermählen.

Nach dieser letzten Uebereinkunft mit Josephinen kehrte Bonaparte wieder in sein Arbeits-Cabinet zurück, wo er Bourienne wie immer an seinem Schreibtische fand.

„Wo ist Duroc?" fragte er hastig.

„Er ist ausgegangen. Ich glaube in die Oper."

„So wie er zurückkommt, sagen Sie ihm, daß, da ich ihm Hortense versprochen habe, er sie heirathen soll. Aber ich will, daß es spätestens in zwei Tagen geschehe. Ich gebe Hortensen fünf mal hunderttausend Francs; ich ernenne Duroc zum Commandanten der achten Militär-Division. Den Tag nach seiner Hochzeit wird er mit seiner Frau nach Toulon abreisen, und wir werden getrennt leben. Ich will keinen Schwiegersohn in meinem Hause haben. Da ich diese Sache endlich beendigt sehen will, so sagen Sie mir noch heute, ob Duroc meine Vorschläge annimmt."

„Ich glaube es nicht, General!"

„Nun gut! Dann wird Hortense meinen Bruder Louis heirathen!"

„Wird sie es wollen?"

„Sie wird es wollen müssen, Bourienne!"

Spät am Abend kam Duroc, und Bourienne theilte ihm genau, Wort für Wort das Ultimatum des ersten Consuls mit.

Duroc hörte ihm aufmerksam zu, aber während Bourienne sprach, verfinsterte sich sein Antlitz mehr und mehr.

„Wenn es so ist," rief er endlich, als Bourienne schwieg, „wenn Bonaparte nichts weiter für seinen Schwiegersohn thun will, so muß ich, so weh es mir thut, einer Heirath mit Hortensen entsagen, und statt nach Toulon zu gehen, werde ich dann in Paris bleiben können."

Und ohne eine Spur von Aufregung und Kummer nahm Duroc seinen Hut und ging.

Denselben Abend noch erhielt Josephine von ihrem Gemahl die Einwilligung zur Vermählung ihrer Tochter mit Louis Bonaparte.

Denselben Abend noch theilte Josephine ihrer Tochter mit, daß Duroc die Probe nicht bestanden, daß er ihr aus Ehrgeiz jetzt entsagt habe, wie er sie früher aus Ehrgeiz geliebt hatte.

Hortense starrte ihre Mutter mit thränenlosen Blicken an. Sie hatte kein Wort der Klage oder des Vorwurfs, sie war sich nur bewußt, daß eben ein Blitzstrahl hernieder gefahren war und ihre Liebe, ihre Hoffnung, ihre Zukunft und ihr Glück für immer zerschmettert hatte.

Aber sie hatte nicht mehr die Kraft und den Willen, dem Unheil, das seine Ketten nach ihr ausgeworfen, entfliehen zu wollen; sie unterwarf sich ihm. Sie war von der Liebe selber verrathen worden, was kümmerte sie

nun noch ihre Zukunft, ihr zerpflücktes, blüthenleeres, duftloses Leben, da Er sie verrathen, Er, der einzige, den sie geliebt.

Am andern Morgen trat Hortense gefaßt und lächelnd in das Cabinet Josephinens und erklärte sich bereit, die Wünsche ihrer Mutter zu erfüllen und Louis Bonaparte's Gattin zu werden.

Josephine schloß sie freudejauchzend in ihre Arme. Sie ahnte nicht, welch eine Nacht der Qualen und Schmerzen, der Thränen und der Verzweiflung Hortense durchgekämpft hatte, und daß ihre jetzige lächelnde Ruhe nichts weiter sei, als die dumpfe Hoffnungslosigkeit eines ausgebrannten Herzens.

Sie ahnte nicht, daß Hortense nur deshalb lächelte, weil Duroc nicht ahnen sollte, daß sie leide. Ihre Liebe zu ihm war gestorben, aber ihr jungfräulicher Stolz war wach geblieben, und der trocknete ihre Thränen und rief ein Lächeln auf ihre widerstrebenden Lippen, der machte, daß sie sich bereit erklärte, den Gemahl anzunehmen, den ihre Mutter ihr entgegen führte.

Josephine hatte also ihren Zweck erreicht: sie hatte einen Bruder Bonaparte's zu ihrem Sohn gemacht. Nur blieb es noch die Frage, ob sie durch diesen neuen Sohn auch den andern Zweck erreichen, ob sie an ihm eine Stütze gegen die Intriguen der beiden andern Brüder Bonaparte's finden würde.

III.

Consul und König.

Nur zwei Tage waren zwischen der Verlobung des jungen Brautpaares und ihrer Vermählung. Am 7. Januar 1802 ward Hortense dem Bruder des ersten Consuls, dem jungen Louis Bonaparte vermählt. Bonaparte, welcher sich selber mit der Civil-Trauung begnügte, und seiner Ehe mit Josephine niemals die kirchliche Weihe hatte geben lassen, Bonaparte

war minder nachsichtig und gefällig für diese junge Ehe, welche freilich sehr des himmlischen Segens bedurfte, um dem jungen Paare zum Glück zu gedeihen. Vielleicht glaubte Bonaparte, daß das Bewußtsein der Unauflöslichkeit ihrer Ehe die Neuvermählten zu dem ehrlichen und aufrichtigen Streben nach einer gegenseitigen Zuneigung führen würde, vielleicht war es deshalb, daß er ihnen eine Scheidung unmöglich machen wollte. Der Cardinal Caprara ward, nachdem der Civil-Act beendet war, in die Tuilerien berufen, und mußte dem jungen Paar den Segen Gottes und der Kirche verleihen.

Und nicht ein Wort, ein Blick war bis dahin zwischen den beiden jungen Gatten gewechselt worden. Schweigend bestiegen sie, nachdem die Ceremonie beendet war, den Wagen, der sie in ihre neue Wohnung trug, in dieses kleine Hôtel der Straße de la Victoire, welches ihre Mutter in den ersten glücklichen Wochen ihrer jungen Ehe mit Bonaparte bewohnt hatte.

Jetzt hielt wieder ein junges neuvermähltes Paar in dies Hôtel seinen Einzug, aber die Liebe kam nicht mit ihnen, die Liebe und das Glück glänzten nicht aus ihrem Angesicht, wie einst bei Bonaparte und Josephinen. Hortensens Augen waren von Thränen umdüstert und das Antlitz ihres jungen Gemahls war finster und mißmuthig. Denn auch er empfand keine Liebe für dieses junge Weib, und wie sie ihm nimmer verzieh, daß er ihre Hand angenommen, obwohl er wußte, daß sie einen andern liebe, so vergaß er ihr niemals, daß sie eingewilligt, seine Gattin zu werden, obwohl nicht er es gewesen, der sie darum gebeten, und obwohl er ihr niemals gesagt, daß er sie liebe. — Beide hatten sie sich in den Willen Dessen gebeugt, welcher nicht blos Frankreich, sondern auch seiner eigenen Familie Gesetze vorschrieb, und welcher schon der gebietende Herr der Republik geworden war. Beide hatten sie sich vermählt aus Gehorsam, nicht aus Liebe, und das Bewußtsein dieses Zwanges hob sich zwischen diesen beiden jungen verschüchterten und trotzigen Herzen wie eine unüberwindliche Barrière empor. In dem Bewußtsein dieses Zwanges wollten sie es nicht einmal versuchen, sich zu lieben, und Einer neben dem Andern das Glück zu gewinnen, welches anderswo zu finden ihnen verwehrt war.

Bleich und trauervoll, im glänzenden Schmuck, aber mit gramvollem

Herzen, wohnte Hortense den Festen bei, welche man zu Ehren ihrer Vermählung gab; mit finsterer Stirn und abgewandtem Angesicht nahm Louis Bonaparte die Glückwünsche zu dieser Vermählung entgegen, und während Alles um sie her eine heitere und freudige Miene zeigte, während man zu ihren Ehren Feste gab, tanzte und sang, war das junge Paar allein trübe und ernst. Louis vermied es, Hortense anzureden, und sie wandte ihre Blicke von ihm weg, vielleicht damit er nicht in denselben ihre tiefe, zürnende Gleichgültigkeit lesen solle.

Aber sie mußten ihr Geschick annehmen; da sie unauflöslich mit einander verbunden waren, mußten sie es wenigstens versuchen, mit einander zu leben. — Hortense, anscheinend so weich und biegsam, so mädchenhaft, schüchtern und zart, besaß dennoch eine starke und entschlossene Seele, und in dem edlen Stolz ihres keuschen Herzens wollte sie Keinem das Recht geben, sie zu bemitleiden. Sie weinte ihre Thränen in sich hinein und versuchte wieder zu lächeln, und wär's auch nur gewesen, um zu verhindern, daß Duroc auf ihren eingefallenen Wangen die Spur ihrer Thränen sehen solle. Sie hatte diese Liebe aus ihrem Herzen ausgerissen und sie zürnte sich selber, daß da noch eine Wunde zurückgeblieben war. Sie machte keine Ansprüche mehr auf das Glück, aber ihre Jugend, ihr stolzes Menschenbewußtsein empörte sich dagegen, hinfort nur eine Sclavin des Unglücks sein zu sollen; sie faßte also ihren Entschluß und mit einem traurigen und schwermuthsvollen Lächeln sagte sie zu sich selber: „Man muß auch glücklich sein können ohne Glück! Versuchen wir es!"

Sie versuchte es! Sie lächelte wieder und nahm wieder Theil an den glänzenden Festen, welche jetzt in St. Cloud, Malmaison und in den Tuilerien stattfanden, und welche jetzt schon nichts weiter waren, als der Schwanengesang der hinsterbenden Republik, oder wenn man will, das Wiegenlied der erwachenden Monarchie.

Denn mit jedem Tage mehr näherte man sich diesem großen Wendepunkt, an welchem das französische Volk zwischen einer scheinbaren Republik und einer wirklichen Monarchie wählen mußte. Frankreich war nur noch dem Schein nach eine Republik; die Monarchie war zwar erst ein neugebornes, nacktes Kindlein, aber es fehlte nur noch eine kühne Hand, welche den stolzen Muth hatte, es mit dem hermelinverbrämten Purpurgewande

zu kleiden, um sofort das hülflose Kind in einen stolzen, siegesgewissen Mann zu verwandeln.

Bonaparte hatte den Muth dazu, aber er hatte auch den größeren Muth, nur bedächtig und langsam vorwärts schreiten zu wollen. Er ließ das Kindlein Monarchie, das da nackt und hülflos zu seinen Füßen lag, noch ein wenig länger zappeln, und damit es nicht gar zu sehr frieren sollte, warf er ihm vorläufig den Mantel seines Consulats „auf Lebenszeit" über. Unter diesem Mantel konnte das Kindlein sich schon erwärmen und einige Wochen ruhig schlummern und seines Purpurmantels harren.

Bonaparte war jetzt durch den Willen des französischen Volkes Consul auf Lebenszeit. Er stand vor den Stufen eines Thrones, und es kam nur auf ihn an, ob er diese Stufen hinaufsteigen wollte, oder ob er, wie einst der General Monk, den geflüchteten König zurückrufen und ihm den Thron seiner Väter wiederschenken wollte. — Die Brüder Bonaparte's wünschten das Erstere, Josephine erflehte von dem Himmel das Letztere. Sie war zu sehr nur liebendes Weib, um diese kalten Freuden des Ehrgeizes zu ersehnen, sie war zu sehr mit ihrem persönlichen Glück beschäftigt, um nicht für dasselbe zu fürchten. Wenn Bonaparte eine Krone auf sein Haupt setzte, mußte er auch daran denken, der Gründer einer neuen Dynastie sein zu wollen, und um seinen Thron zu befestigen, mußte er sich einen legitimen Erben an die Seite stellen. — Josephine hatte ihrem Gemahl keine Kinder gegeben, und sie wußte, daß Bonaparte's Brüder Jerome und Lucian ihm mehr als einmal schon den Vorschlag gemacht, seine kinderlose Ehe zu trennen und sich eine junge Gemahlin zu wählen. Für sie bedeutete also eine Krönung Bonaparte's eine Scheidung von ihm, und Josephine liebte ihn noch zu sehr, und zu sehr mit der Liebe einer jungen Frau, um ein solches entsagungsvolles Unglück auf sich nehmen zu wollen.

Zudem war Josephine im Grunde ihres Herzens eine Royalistin, und nannte ganz heimlich den Grafen von Lille, welcher nach so vielen Stürmen und Irrfahrten zu Hartwell in England ein Asyl gefunden, den legitimen König von Frankreich.

Die Briefe, welche der Graf von Lille (der nachherige König Ludwig XVIII.) an Bonaparte geschrieben, hatten Josephinens Herz mit tiefer

Rührung erfüllt, und in einer Art banger Vorahnung hatte sie ihren Gemahl beschworen, dem unglücklichen Bruder des enthaupteten Königs wenigstens eine milde, schonende und versöhnliche Antwort zu geben. Ja, sie hatte es sogar gewagt, Bonaparte zu bitten, Das zu erfüllen, was Ludwig von ihm forderte, und ihm den Thron seiner Väter wieder zu geben. Aber Bonaparte hatte zu ihrem Vorschlag nur wie zu einem leichten Kinderscherz gelacht, es war ihm gar nicht in den Sinn gekommen, daß man im Ernst von ihm fordern könne, seine Lorbeeren und seine Sieges-Trophäen zu den Füßen eines Thrones niederzulegen, den nicht Er, sondern ein Mitglied dieser Bourbonen-Familie, welche Frankreich auf ewig verbannt hatte, besteigen solle.

Ludwig hatte an Bonaparte geschrieben: „Ich kann's nicht glauben, daß der Sieger von Lodi, Castiglione und Arcole, der Eroberer von Italien und Aegypten, nicht den wahren Ruhm einer eitlen Berühmtheit vorziehen sollte. Indeß verlieren Sie eine kostbare Zeit. Wir können den Ruhm Frankreichs sichern, ich sage wir, weil ich dazu Bonaparte's bedarf, und weil er es nicht ohne mich vollenden kann."

Aber Bonaparte fühlte schon die Kraft, nicht „Wir", sondern „Ich" zu sagen und sein Werk allein zu vollenden. Er antwortete also dem Grafen von Lille: „Sie können Ihre Rückkehr nach Frankreich nicht wünschen, denn Sie würden über hunderttausend Leichen dahinschreiten müssen. Opfern Sie Ihr Interesse der Ruhe und dem Glück Frankreichs. Die Geschichte wird es Ihnen Dank wissen."

Ludwig hatte in seinem Brief zu Bonaparte gesagt: „Wählen Sie sich Ihren Platz, bestimmen Sie das Schicksal Ihrer Freunde." Nun wohl, Bonaparte bestimmte sich selber seinen Platz, aber es war, unglücklicherweise für den Grafen von Lille, derselbe Platz, den dieser sich selbst vorzubehalten wünschte.

Josephine wäre gern bereit gewesen, dem „König" seine Stelle einzuräumen, wenn nur dadurch ihr Gemahl ihr erhalten bliebe. Sie sehnte sich nicht nach einer Krone, deren freilich ihr schönes, anmuthiges Haupt nicht bedurfte, um bewundert zu werden.

„Sie werden es nicht vermeiden können, eines Tages Königin oder Kaiserin zu werden," sagte Bourienne einmal zu ihr.

Josephine antwortete mit Thränen: „Mein Gott, ich bin fern davon, diesen Ehrgeiz zu haben; so lange ich lebe, die Frau Bonaparte's, des ersten Consuls, zu sein, das ist Alles, was ich wünsche! Sagen Sie ihm das! Beschwören Sie ihn, daß er sich nicht zum König mache." *)

Und Josephine begnügte sich nicht, Bourienne zu beauftragen, ihrem Gemahl das zu sagen, sie hatte auch den Muth, es ihm selber zu sagen.

Eines Tages kam sie in das Cabinet Bonaparte's, welcher sich ihr heute beim Déjeuner ungewöhnlich heiter und guter Laune gezeigt. Sie war eingetreten, ohne sich melden zu lassen, und näherte sich jetzt leise auf den Fußspitzen ihrem Gemahl, der ihr den Rücken zugekehrt und sie noch nicht gesehen hatte. Leise schlang sie den Arm um seinen Nacken und ließ sich auf seinen Schooß niedergleiten, und dann mit einem Ausdruck unaussprechlicher Liebe und Zärtlichkeit seine bleichen Wangen und sein glänzendes braunes Haar streichelnd, sagte sie: „Ich bitte Dich, Bonaparte, mache Dich nicht zum König. Dein böser Bruder Lucian will Dich dazu drängen, aber höre nicht auf ihn."

Bonaparte lachte. „Du bist eine Thörin, meine arme Josephine," sagte er. „Es sind Deine alten Wittwen aus dem Faubourg St. Germain und vor allen Dingen Deine La Rochefaucould, welche Dir solche Mährchen einreden, aber sie langweilen mich. Laß mich in Ruhe damit!"

Bonaparte hatte Josephine nur lachend und mit einem Scherzwort abgewiesen, aber mit seinen Vertrauten sprach er jetzt schon ernsthaft davon, eine Krone auf sein Haupt zu setzen. Bourienne sagte im Laufe eines solchen Gespräches zu ihm: „Sie sind als erster Consul der erste und berühmteste Mann in ganz Europa, während, wenn Sie eine Krone auf Ihr Haupt setzen, Sie der Jüngste der Könige sein werden und den Andern den Vortritt lassen müssen."

Bonaparte's Augen blitzten höher auf, und mit jenem kühnen und imponirenden Ausdruck, der ihm in den großen und entscheidenden Momenten eigen war, erwiederte er: „Der Jüngste der Könige? Nun, so

*) Bourienne, Vol. V. S. 47.

werde ich alle Fürsten von ihren Thronen verjagen und eine neue Dynastie gründen, dann wird man mich doch als den ältesten Fürsten anerkennen müssen!"

IV.

Die Verleumdung.

Die Verbindung Hortensens mit dem Bruder Bonaparte's hatte für Josephine nicht die Resultate gehabt, welche sie davon erhoffte. Sie hatte eine unglückliche Wahl getroffen, denn Louis Bonaparte war von allen Brüdern des ersten Consuls derjenige, welcher sich am wenigsten um Politik kümmerte, am wenigsten dazu geeignet war, Intriguen zu machen. Außerdem hatte diese Verbindung die Liebe, welche Louis Bonaparte für Josephine immer sonst empfunden, bedeutend vermindert. Er zürnte ihr in seinem edlen und redlichen Herzen, daß sie so egoistisch gewesen, ihrem persönlichen Wohl das Glück ihrer eigenen Tochter zu opfern, er zürnte ihr auch, daß sie ihn gezwungen, in eine Ehe zu treten, welche die Liebe nicht geschlossen, und wenn Louis Bonaparte sich gleichwohl niemals zu den Feinden Josephinens gesellte, so hatte sie doch an ihm einen Freund verloren.

Seltsam und ungewöhnlich war die Ehe dieser beiden jungen Leute; sie hatten einander offen die Abneigung gestanden, welche sie für einander fühlten, sie machten sich gegenseitig kein Hehl daraus, daß nur der Zwang sie zu dieser Vermählung getrieben. In dieser seltsamen Vertraulichkeit gingen sie so weit, einander zu bemitleiden und sich als Freunde zu trösten über das Unglück, welches sie als Gatten empfanden.

Sie sagten einander offenherzig, daß sie sich niemals lieben könnten, daß sie sich haßten, aber sie bemitleideten sich so sehr, daß aus diesem Mitleid die Zärtlichkeit, aus diesem Haß die Liebe hätte hervorblühen können. Schon konnte Louis stundenlang neben seiner Frau sitzen, bemüht, mit heiterem Scherzwort sie zu zerstreuen und die Schatten von ihrer Stirn

zu verjagen, schon hielt Hortense es für ihre heiligste und süßeste Pflicht, ihren Gemahl durch freundliches Entgegenkommen und zarte, aufmerksame Beachtung für das Unglück zu entschädigen, das er an ihrer Seite empfand, schon trösteten sie einander damit, daß das Kind, welches Hortense jetzt unter ihrem Herzen trug, ihnen dereinst Beiden ein Lohn und eine Vergeltung sein werde für ihre unglückliche Ehe und ihre verlorene Freiheit.

„Wenn ich Ihnen einen Sohn schenke," sagte Hortense lächelnd, „und wenn er sie einst mit dem süßen Worte „Vater" anredet, dann werden Sie mir verzeihen, daß ich seine Mutter bin."

„Und wenn Sie den Sohn an das Herz drücken, wenn Sie fühlen, daß Sie ihn grenzenlos lieben," sagte Louis, „dann werden Sie mir verzeihen, daß ich Ihr Gemahl bin, dann werden Sie mich wenigstens nicht mehr hassen, denn ich werde der Vater Ihres geliebten Kindes sein."

Hätte man diesen jungen, reinen und unschuldsvollen Herzen Zeit gelassen, sich selber zu begreifen und zu verstehen, so würden sie das Unglück besiegt und aus dem Hasse sich die Liebe geboren haben. Aber die Welt war ihnen erbarmunglos und grausam, sie hatte kein Mitleid mit ihrer Jugend und ihrem Leid, sie zerstörte mit harter Hand diese zarte Blüthe einer zukünftigen Liebe, welche da in ihrem Herzen zu knospen begann. — Josephine hatte Hortense an ihren Schwager vermählt, um durch ihn eine Stütze in der Familie zu haben, um ihre Tochter an ihrer Seite zu behalten; jetzt machte man ihre eigene Tochter zu einer Zielscheibe hämischer Angriffe und boshafter Verleumdungen, jetzt wollte man ein anderes Mittel versuchen, Hortense zu entfernen. Man hatte es nicht durch eine Heirath vermocht, jetzt wollte man es durch die Verleumdung versuchen.

Man flüsterte einander in's Ohr, daß Bonaparte nur deshalb seine Stieftochter mit seinem Bruder vermählt habe, weil er selber Hortense liebe, weil er selber eifersüchtig gewesen auf Duroc, man ging in diesen schamlosen Verleumdungen so weit, daß man sogar anzudeuten wagte, das Kind, welches Hortense unter ihrem Herzen trug, sei Bonaparte auf andere Weise verwandt, als nur dadurch, daß es das Kind seiner Stieftochter und seines Bruders sei.

Es war eine infernalische, aber klug berechnete Verleumdung, denn

man wußte sehr wohl, wie sehr Bonaparte auch nur den Verdacht solcher unsittlichen Verhältnisse haßte, wie streng er in seinen Grundsätzen war und wie widerlich es ihm daher sein mußte, sich selber zum Gegenstand solcher schmachvollen Verleumdungen gemacht zu sehen.

Man rechnete darauf, daß er, um diesen Verleumdungen ein Ende zu machen, seinen Bruder Louis und Hortense von sich entfernen würde, und dann stand Josephine ganz allein und vereinsamt da, dann war es leichter, sie zu entfernen und Bonaparte von seinem Schutzgeist zu trennen, der ihm mit schmeichelndem Flehen in's Ohr flüsterte: „Bonaparte, mache Dich nicht zum König! Sei damit zufrieden, der größte Mann zu sein! Setze nicht eine Krone auf Dein Haupt, mache Dich nicht zum König!"

In Paris, wie gesagt, flüsterte man sich diese schmachvollen Verleumdungen nur leise in's Ohr, aber im Auslande sprach man desto lauter davon. Die Feinde Bonaparte's bemächtigten sich dieses elenden Gerüchtes und machten daraus eine Waffe, mit welcher sie wenigstens Bonaparte als Mensch angreifen wollten, da er als Held unangreifbar schien.

Eines Morgens las Bonaparte ein englisches Journal, welches ihm immer feindlich gewesen, und welches, wie er wußte, das Organ des in Hartwell wohnenden Grafen von Artois war. Eine finstere Wolke zog, während er las, über die Stirn des ersten Consuls und mit einer zornigen Bewegung zerknitterte er das Papier in seiner geballten Faust. Dann plötzlich erhellte sich sein Antlitz und ein stolzes Lächeln flog darüber hin. Er ließ seinen Haushofmeister rufen und befahl ihm, sofort die nöthigen Einladungen zu einem Ball ergehen zu lassen, den er am nächsten Tage in St. Cloud geben wolle. Sodann begab sich Bonaparte selber zu Josephine, um ihr die Nachricht von dem morgenden Feste zu bringen, und sie zu beauftragen, Hortensen, welche seit einiger Zeit leidend war, zu sagen, daß er durchaus von ihr fordere, morgen auf dem Balle zu erscheinen.

Hortense war es zu sehr gewohnt, den Befehlen ihres Stiefvaters zu gehorsamen, als daß sie es gewagt haben sollte, ihm zu opponiren. Sie erhob sich von ihrer Chaise longue, auf welcher sie seit Wochen schon träumend und sinnend zu liegen pflegte, und befahl ihren Frauen, sie zu dem Feste zu schmücken. Sie fühlte sich leidend und belästigt von diesem Putz, der so wenig zu ihrer Stimmung und auch zu ihrer Figur

paßte, denn sie erwartete schon in einigen Wochen ihre Entbindung, aber in ihrem sanften und ergebenen Sinn wagte sie es nicht einmal, mit einem Gedanken zu murren gegen diesen Zwang, welchen der Befehl ihres Stiefvaters ihr auferlegte.

Sie begab sich also zur festgesetzten Stunde nach St. Cloud zu dem Ball. Bonaparte kam ihr mit einem freundlichen Lächeln entgegen, und statt ihr dafür zu danken, daß sie überhaupt gekommen, forderte er sie dringend auf zu tanzen.

Hortense sah ihn erstaunt an. Sie wußte, daß Bonaparte sonst den Anblick einer schwangern Frau gern vermied: er hatte oft gesagt, daß er nichts indecenter finde, als eine schwangere Frau tanzen zu sehen, und jetzt war er es, welcher sie dazu aufforderte.

Hortense weigerte sich daher, dem Wunsche des ersten Consuls zu genügen, aber Bonaparte ward nur um so dringender und lebhafter in seinem Begehren.

„Du weißt, wie gern ich Dich tanzen sehe, Hortense," sagte er mit seinem unwiderstehlichen Lächeln. „Also thue es mir zu Liebe, tanze, wenn auch nur ein einziges Mal, wenn auch nur einen einzigen Contretanz!"

Und Hortense, obwohl widerstrebend, obwohl schamvoll erröthend, sich so in dieser unförmlichen Gestalt den Blicken Aller Preis zu geben, Hortense gehorchte dennoch und tanzte. —

Das war in der Nacht geschehen; wie sehr also mußte Hortense erstaunen, schon am nächsten Morgen in dem Journal, welches sie las, ein Gedicht zu finden, welches in entzückenden und schmeichlerischen Worten von ihrem Tanze sprach und es als eine besondere Liebenswürdigkeit pries, daß Hortense, trotz ihrer vorgerückten Schwangerschaft, dennoch einen Contretanz getanzt habe.

Hortense fühlte sich durch dieses emphatische Gedicht nicht geschmeichelt, sondern beleidigt, und sie eilte sofort nach den Tuilerieen, um sich bei ihrer Mutter zu beklagen und sie zu befragen, wie es möglich sei, daß schon in den Zeitungen des nächsten Morgens Gedichte über das sich befinden könnten, was sich auf dem Ball während der Nacht begeben. Bonaparte, welcher sich eben bei Josephinen befand, als Hortense eintrat, und an den sie jetzt zuerst ihre Frage richtete, gab ihr nur eine ausweichende, scherzende

Antwort und entfernte sich. Hortense wandte sich dann an ihre Mutter, an Josephine, welche da mit verweinten Augen und gramvollem Herzen auf dem Divan lehnte. Ihr hatte Bonaparte keine ausweichende Antwort gegeben, ihr hatte er die volle Wahrheit gesagt, und Josephinens Herz war jetzt noch zu kummervoll, zu überfüllt von diesem neuen, bittern Weh, als daß sie es vermocht hätte, dasselbe schweigend in sich zu verschließen.

Hortense verlangte eine Erklärung und ihre Mutter gab sie ihr; sie sagte ihr, daß Bonaparte sie nur gebeten habe, einen Contretanz zu tanzen, weil er das Gedicht über denselben schon vorher von dem Poeten Esmenard habe anfertigen lassen, daß er den Ball nur befohlen habe, damit Hortense tanzen, damit das Gedicht, welches von Hortensens Schwangerschaft und ihrem Contretanz sprach, am andern Morgen in der Zeitung erscheinen könne.

Und als Hortense entsetzt nach dem Grund aller dieser Veranstaltungen forschte, hatte Josephine den grausamen Muth, ihr von den Verleumdungen zu erzählen, welche man über sie und Bonaparte verbreitet habe, ihr zu sagen, daß Bonaparte das Gedicht, ihren Tanz und den Ball überhaupt nur deshalb gewollt habe, weil er gestern in einem englischen Journal die verleumderische Anzeige gelesen, Madame Louis Bonaparte sei schon vor einigen Wochen von einem gesunden und kräftigen Kinde glücklich entbunden worden, und weil er diese boshafte Anzeige auf diese Weise habe widerlegen wollen.

Hortense empfing diese neue Wunde mit einem kalten verächtlichen Lächeln. Sie hatte für diese unerhörte Beleidigung, diese schmachvolle Verleumdung kein Wort des Zornes oder der Indignation, sie weinte nicht und klagte nicht, nur als sie sich erhob, um ihre Mutter zu verlassen, sank sie ohnmächtig zusammen, und es bedurfte stundenlanger Bemühungen, um sie in's Leben zurückzurufen.

Einige Wochen später gebar Hortense einen todten Knaben, und damit war ihr letzter Traum von Glück zerstört, damit war die Hoffnung einer Annäherung zwischen ihr und ihrem Gemahl auf immer vernichtet.

Hortense erhob sich von ihrem Krankenlager mit einem festen und entschlossenen Herzen; in diesen langen und einsamen Tagen, die sie auf

ihrem Lager verbracht, hatte sie Muße und Zeit gehabt, Vieles zu bedenken, Vieles zu durchschauen, und mit scharfem Blick ihre ganze Stellung und ihre Zukunft zu erwägen. Sie war jetzt Mutter geworden, ohne ein Kind zu haben; indeß die Energie und Entschlossenheit einer Mutter war ihr geblieben. Das junge, sanfte, träumerische, schwärmerische Mädchen hatte sich jetzt in ein entschlossenes, thatkräftiges, energievolles Weib verwandelt, das sich nicht mehr dem Unglück gramvoll beugen, sondern ihm eine stolze, klare Stirn entgegenstellen wollte. Da ihr Schicksal unabänderlich war, nahm sie es an, aber sie wollte sich von demselben nicht mehr unterjochen lassen, sondern sie wollte es beherrschen, sie wollte versuchen, glücklich zu sein, nicht durch das Herz sondern durch den Geist, und da es ihr denn versagt war, eine schöne stillbefriedigte, harmonische Häuslichkeit zu haben, so wollte sie versuchen, ihr Haus wenigstens zu einem angenehmen Mittelpunkt für ihre Freunde, für die Männer der Wissenschaft und der Künste, für die Dichter und Sänger, für die Maler und Bildhauer, für die Gelehrten und Künstler zu machen. Bald sprach man in ganz Paris von dem „Salon der Madame Louis Bonaparte," von den heitern, kunstvollen Festen, welche man dort veranstaltete, von den Concerten, welche dort stattfanden, in denen die ersten Sänger der großen Oper die Compositionen Hortensens aufführten, in denen Talma mit seiner wunderbar klangvollen Stimme die Poesieen Hortensens recitirte; Jedermann sehnte sich, Zutritt zu haben zu diesen Soiréen, in denen man nicht blos repräsentirte, sondern sich amüsirte, in denen man nicht medisirte und einander verlästerte, sondern wo man edlere und bessere Gegenstände der Unterhaltung fand, wo man die Werke der Künstler und Dichter bewunderte und des wiedererwachenden Geisteslebens sich freute.

Hortense wollte, da sie das Leben einmal angenommen hatte, sich dasselbe so viel wie möglich verschönern, und das Häßliche und Abstoßende, welches es enthielt, wollte sie nicht sehen, sondern wandte sich mit einem edlen verachtungsvollen Stolz davon ab. Niemals hatte sie nur mit Einem Wort jener entsetzlichen Verleumdungen gedacht, welche ihre Mutter ihr hinterbracht, niemals hatte sie es für möglich erachtet, daß es ihrerseits einer Rechtfertigung, einer Darlegung ihrer Unschuld bedürfe. Sie fühlte, daß es Anschuldigungen gebe, gegen die zu streiten schon eine An-

nahme ihrer Möglichkeit sei, und die man daher nur durch Schweigen bekämpfen müsse; diese Verleumdung, welche man gegen sie geschleudert, lag so tief unter ihr, daß sie sie nicht erreichen konnte, daß sie machtlos zu ihren Füßen niedergefallen war, und daß sie es nicht einmal der Mühe werth hielt, sie mit dem Fuß von sich zu stoßen.

Aber Bonaparte fühlte sich immer noch beleidigt und verletzt von dieser Verleumdung, und es kränkte ihn tief, daß diese Gerüchte immer noch fortdauerten, daß seine Feinde sich bemühten, sie immer auf's Neue wach zu rufen, um seine ruhmvoll errungenen Lorbeeren mit dem Schatten eines schmachvollen Verbrechens zu verdüstern.

„Man verbreitet immer noch das Gerücht von einer Liaison zwischen mir und Hortense," sagte er eines Tages zu Bourienne. Man hat sogar abscheuliche Dinge über ihr erstes Kind ausgesprengt. Ich glaubte damals, daß man diese Gerüchte nur im Publikum ausgebreitet habe, weil dies so sehr wünschte, daß ich ein Kind haben möchte, einen Erben meines Namens. Aber, nicht wahr, man spricht immer noch davon?"

„Ja, General, man spricht noch davon, und ich gestehe, daß ich nicht geglaubt habe, daß sich diese Verleumdung so lange erhalten würde."

„Es ist wahrhaft abscheulich," rief Bonaparte mit zornblitzenden Augen; „Sie, Bourienne, Sie wissen am Besten, was daran ist. Sie haben Alles gehört, Alles gesehen, nicht der kleinste Umstand konnte Ihnen entgehen. Sie waren der Vertraute ihres Liebesverhältnisses mit Duroc. Ich erwarte von Ihnen, daß, wenn sie eines Tages über mich etwas schreiben, Sie mich von diesem infamen Vorwurf rein waschen werden; ich will nicht, daß er mich in die Nachwelt escortire. Ich rechne auf Sie, Bourienne, denn nicht wahr, Bourienne, Sie haben niemals an diese abscheuliche Verleumdung geglaubt?"

„Nein, niemals, General."

„Ich rechne also auf Sie, Bourienne, nicht blos um meinetwegen, sondern auch um der armen Hortense willen. Sie ist ohnedies schon unglücklich genug, und auch mein Bruder ist es. Ich bekümmere mich darüber, weil ich sie Beide liebe, und weil dadurch nur die abscheulichen Gerüchte, welche müßige Schwätzer über meine Beziehung zu ihr ver-

breiten, neue Nahrung erhalten. Also gedenken Sie daran, wenn Sie über mich schreiben."

„Ich werde daran gedenken, General, ich werde die Wahrheit sagen, aber unglücklicher Weise hängt es nicht von mir ab, daß die Wahrheit von der Welt geglaubt werde." —

Aber Bourienne hat jedenfalls sein Wort erfüllt und die Wahrheit gesagt. Mit einer tiefen Entrüstung weist er diese Verleumdung, mit welcher man noch bis auf unsere Zeit das Andenken an Bonaparte und Hortense besudeln möchte, zurück, und in seinem Zorn vergißt er sogar die feine und rücksichtsvolle Sprache der höflichen Diplomaten, welche ihm sonst immer eigen ist.

„Man lügt in seinen Hals hinein," sagte Bourienne, „wenn man behauptet, daß Bonaparte für Hortense andere Gefühle als die eines Stiefvaters für seine Stieftochter hegte! — Hortense hatte für den ersten Consul eine achtungsvolle Furcht, sie sprach nur zitternd zu ihm. Niemals wagte sie ihn um etwas zu bitten. Sie wandte sich an mich, ich mußte ihre Wünsche vortragen, und nur, wenn ich bei Bonaparte Widerstand fand, nannte ich ihm die Bittstellerin. „„Die kleine Thörin,"" sagte der erste Consul, „„warum spricht sie nicht selbst? Hat sie denn Furcht vor mir?"" — Napoleon hat immer für sie eine wahrhaft väterliche Liebe gehegt. Er liebte sie seit seiner Verheirathung, so wie er ein eigenes Kind würde geliebt haben. Ich, welcher Jahre lang Zeuge ihrer Handlungen und ihres intimen Privatlebens gewesen, ich erkläre, niemals etwas gehört und gesehen zu haben, welches auch nur die kleinste Spur einer frevelhaften Vertraulichkeit verrathen hätte. Man muß diese Verleumdung zu denen rechnen, welche die Bosheit gern über diejenigen Menschen, die ein großes Eclat machen, verbreitet, und welche die Leichtgläubigkeit und der Neid gern glaubt. Ich erkläre freimüthig, daß wenn ich auch nur den mindesten Zweifel über diese entsetzliche Anschuldigung hegte, ich es sagen würde. Aber Bonaparte ist nicht mehr! Die unparteiische Geschichte darf und soll also diesen Vorwurf nicht aufbewahren, sie darf nicht leichtfertiger Weise aus einem Vater, einem Freund, einen üppigen Liebhaber machen wollen! — Gehässige und feindselige Schriftsteller haben, ohne indessen Beweise geben zu können, behauptet, daß eine verbrecherische

Liaison zwischen Bonaparte und Hortense bestanden habe. Lüge, unwürdige Lüge! Und dieses Gerücht ist ganz allgemein nicht blos in Frankreich, sondern in ganz Europa verbreitet gewesen. Ach, sollte es denn wahr sein, daß die Verläumdung einen so mächtigen Zauber ausübt, daß, wenn sie sich einmal eines Menschen bemächtigt hat, er nicht wieder von ihr befreit werden kann." *)

V.

König oder Kaiser.

Josephinens Bitten waren fruchtlos gewesen, oder wenigstens hatte Bonaparte sie nur dem Wortlaut nach befriedigt. Sie hatte gesagt: „Ich bitte Dich, mache Dich nicht zum König." — Nun wohl, Bonaparte machte sich nicht zum König, sondern zum Kaiser. Er nahm die Krone nicht auf, welche von dem Haupte der Bourbonen herabgefallen war, er schuf sich eine neue, eine Krone, welche ihm indessen von dem französischen Volk und dem Senat angeboten ward. Die Revolution stand noch immer als ein drohendes Schreckgespenst hinter dem französischen Volk, man fürchtete immer noch ihre Wiederkehr, und seit der entdeckten Verschwörung von Georges, Moreau und Pichegru fragte man sich angstvoll, was aus Frankreich werden solle, wenn es den Verschworenen gelänge, Bonaparte zu ermorden, und wenn die Republik ohne Lenker und Steuermann wieder hinaus gestoßen würde auf das wilde Meer der Revolution. Das Volk verlangte also eine Feststellung und Sicherung der Institutionen und nur eine monarchische Regierung, nur eine Dynastie war im Stande, eine solche zu bieten. Das Consulat auf Lebenszeit mußte daher in ein erbliches Kaiserreich verwandelt werden. Hatte doch Bonaparte selber gesagt: „Man kann Kaiser einer Republik sein, aber nicht König einer Republik;

*) Bourienne. Vol. IV. S. 322 und Vol. V. S. 278.

das sind zwei Ausdrücke, die gegeneinander schwören." Man wollte also Bonaparte zum Kaiser machen, weil man sich schmeichelte, dabei immer noch die Republik erhalten zu können.

Am 18. Mai des Jahres 1804 ward der so lange, so sorgsam vorbereitete Plan ausgeführt. Am 18. Mai begab sich der Senat nach St. Cloud, um im Namen des Volkes und des Heeres Bonaparte zu bitten, die Kaiserwürde anzunehmen und den römischen Stuhl eines Consuls mit dem französischen Thron eines Kaisers zu vertauschen.

Cambacères, jüngst noch der zweite Consul der Republik, stand an der Spitze des Senats und hatte die Pflicht, Bonaparte die Wünsche des französischen Volkes vorzutragen. Cambacères, welcher einst als Mitglied des Convents seine Stimme zu der Verurtheilung Ludwigs XVI. gegeben, damit das Königthum auf immer aus Frankreich verbannt werde, Cambacères war jetzt der Erste, welcher Bonaparte als „Kaiserliche Majestät" und mit dem kleinen, so bedeutungsvollen Worte „Sire" anredete. Dafür belohnte ihn der neue Kaiser, indem er gleich an diesem ersten Tage seines Kaiserthums, und als erste That seines neuen Herrscherthums, an Cambacères schrieb, und ihn zum Erzkanzler und Erzschatzmeister des Reichs ernannte. In diesem Brief, dem ersten Schriftstück, welches Bonaparte mit dem einfachen „Napoleon" unterzeichnete, behielt der Kaiser indeß noch die Schreibart des Republikaners bei. Er redete Cambacères als „Bürger Consul" an und behielt noch die Zeitrechnung der Revolution bei, denn sein Brief enthielt das Datum „den 28. Floréal des Jahres 12."

Die zweite That des Kaisers am ersten Tage seiner neuen Würde war, daß er auch den Mitgliedern seiner Familie neue Würden verlieh und sie zu Prinzen von Frankreich mit dem Titel „Kaiserliche Hoheit" erhob. Außerdem ernannte er seinen Bruder Joseph zum Kurfürsten, seinen Bruder Louis zum Connetable. In dieser neuen Würde hatte Louis dem neuen Kaiser schon am selben Tage die Generäle und Stabsoffiziere der Armee vorzustellen, und sie sodann zur Kaiserin zu führen, zur Kaiserin Josephine.

Die Prophezeihung der Negerin von Martinique war jetzt erfüllt, Josephine war „mehr als eine Königin." Aber Josephine, inmitten ihrer neuen Herrlichkeit und des Glanzes dieser neuen Würde, dachte mit angst-

vollem Herzen nur an die Prophezeihung der Wahrsagerin von Paris, welche zu ihr gesagt: „Sie werden eine Krone tragen, aber nur auf kurze Zeit." Sie fühlte wohl, daß dieses märchenhafte Glück nicht lange dauern könne, daß der neue Kaiser es mindestens machen müsse, wie die Könige des Alterthums, daß er seinem Glück das Liebste und Theuerste würde opfern müssen, um die grollenden Dämonen der Rache und des Neides zu befriedigen, daß er sie also opfern werde, um dafür sich die Dauer seines eigenen Glückes und eine Dynastie zu sichern.

Deshalb also war die neue Kaiserin traurig und wehmuthsvoll, deshalb erschreckte sie diese neue Größe, und nur mit bangem Zagen nahm sie Besitz von den neuen Titeln und Würden, welche das Schicksal wie aus einem unerschöpflichen Füllhorn des Glückes über sie ausgoß. Mit einer Art schamvollen Erschreckens hörte sie sich jetzt mit diesem Titel anreden, mit dem sie einst vor Jahren in diesen selben Räumen die Königin von Frankreich angeredet, wenn sie als Marquise von Beauharnais in die Tuilerien kam, der schönen Marie Antoinette ihre Huldigung darzubringen. Marie Antoinette war auf dem Schaffot gestorben, jetzt war Josephine die „Majestät," welche in den Tuilerien thronte und ihren „Hofstaat" um sich vereinigte, während in einem Winkel von England der legitime König von Frankreich ein einsames und düsteres Leben hinträumte.

Josephine, wie gesagt, war eine gute Royalistin, und sie trauerte noch als Kaiserin über das Loos der unglücklichen Bourbonen und erachtete es als ihre heilige Pflicht, Denen helfend und rathend zur Seite zu stehen, welche treu ihren Prinzipien und Pflichten, den königlichen Flüchtlingen gefolgt oder, um wenigstens nicht dem neuen System zu huldigen, emigrirt waren. Den Emigrirten stand daher immer ihre Börse offen, und wenn Josephine immer neue Schulden machte und in neue Geldverlegenheiten gerieth, trotz der enormen Summen, welche sie allmonatlich erhielt, so war nicht blos ihre Verschwendung daran Schuld, sondern auch ihr gutes und großmüthiges Herz, denn Josephine hatte die Hälfte ihrer Monats-Einnahmen zur Unterstützung armer Emigrirter bestimmt, und wie sehr sie selber auch zuweilen in Verlegenheit sein mochte, wie sehr ihre Gläubiger sie belästigten, niemals duldete Josephine, daß

für sie von diesen Summen genommen ward, welche sie dem Unglück und der Treue geweiht hatte. *)

Josephine war also jetzt eine Kaiserin, und ihre Tochter, die Gemahlin des Connetable von Frankreich, nahm nach ihrer Mutter an diesem glänzenden Hofe des Kaisers die zweite Stelle ein. Die Tochter des enthaupteten Vicomte von Beauharnais war jetzt eine Prinzessin von Frankreich, eine „Kaiserliche Hoheit,“ welcher man sich nur ehrerbietig nahete, welche ihren Hof und ihre Ehrendamen hatte, und deren Freiheit und persönliches Behagen gleich dem ihrer Mutter von der strengen Etiquette, welche Napoleon an dem neuen Kaiserhofe eingeführt sehen wollte, in Fesseln geschlagen ward.

Aber weder Josephine noch Hortense ließen sich blenden von dem neuen Glanz; die Krone hatte Josephinen keine neue Würde zu verleihen vermocht, die glänzenden Titel hatten Hortensens Schönheit und Jugend nicht zu steigern, ihr verschwiegenes Leid nicht zu mindern vermocht. Sie wäre glücklich gewesen in einer bescheidenen Zurückgezogenheit an der Seite eines geliebten Mannes; ihre imposante Stellung vermochte sie nicht zu entschädigen für das verlorne Frauenglück.

Aber das Schicksal schien Mitleid zu haben mit diesem edlen, sanften Wesen, welches das Unglück und die Größe mit gleicher lächelnder Würde zu tragen wußte, das Schicksal wollte Hortensen einen Ersatz bieten für die Enttäuschung ihres ersten Mutterglückes und eine neue Hoffnung regte sich unter ihrem Herzen.

Josephine empfing diese Nachricht mit Entzücken, denn diese Hoffnung ihrer Tochter war auch eine Hoffnung für sie. Wenn Hortense einen Sohn gebar, so mochte das Unglück von dem Haupt der Kaiserin abgewandt werden, so mochten die unterirdischen Götter versöhnt sein. Denn mit diesem Sohn war die Dynastie der neuen Kaiser-Familie gesichert, dieser Sohn konnte der Erbe des Kaiserthrons sein, und Napoleon konnte das Kind, welches zugleich sein Neffe und sein Enkel war, wohl zu seinem Sohn adoptiren. Und Napoleon versprach Josephinen,

---

*) **Mémoires sur la reine Hortense. Par le Baron van Schelten. Vol. I. S. 145.**

daß er das thun werde und wolle, daß er sich lieber begnügen wolle mit einem Adoptivsohn, in dessen Adern das Blut des Kaisers und der Kaiserin gemischt war, als sich von ihr, von seiner Josephine trennen zu müssen.

Noch liebte Napoleon seine Gemahlin, noch verglich er Alles, was ihm lieb und schön und genußvoll erschien, mit Josephinen, welche lächelnd an seiner Seite stand und seine Größe mit ihrer holden Anmuth und Güte segnete und feierte.

Als das Volk Napoleon, seinen neuen Kaiser, mit lauten Jubelrufen begrüßte, als es mit donnerndem Applaus ihn empfing, da sagte Napoleon mit leuchtenden Augen und strahlendem Angesicht: „O, welch' eine köstliche Musik ist das! Diese Acclamationen und Grüße, sie klingen mir so süß, so sanft, wie die Stimme Josephinens. Wie stolz und glücklich bin ich, von einem solchen Volk geliebt zu werden.“ *)

Aber immer noch nicht war dem stolzen Ehrgeiz Napoleons genug gethan. Wie er einst, als er in die Tuilerien als erster Consul seinen Einzug gehalten, gesagt hatte: „Es ist nicht genug, in den Tuilerien zu sein, man muß auch darin bleiben,“ so sagte er jetzt: „Es ist nicht genug, vom französischen Volk zum Kaiser ernannt zu sein, man muß auch vom römischen Papst die Weihe als Kaiser erhalten haben.“

Und Napoleon war jetzt schon mächtig genug, um der ganzen Welt Gesetze geben zu können, um nicht blos Frankreich, sondern auch fremde Souveraine sich seinem Willen beugen zu sehen.

Napoleon wollte für seine Kaiserkrone die Weihe des Papstes haben und der Papst verließ die heilige Stadt der Christenheit und machte sich auf nach Paris, um in Notre-Dame dem neuen Kaiser die Weihe der Kirche zu geben.

Das war eine neue Glorie, welche das Haupt Napoleons umstrahlte, ein neuer unermeßlicher Triumph, welchen Napoleon über Frankreich, über die ganze Welt und ihre Vorurtheile, über alle Dynastieen von Gottes Gnaden feierte! Der Papst kam nach Paris, um den Kaiser zu krönen. Die deutschen Kaiser hatten nach Rom wallfahrten müssen, um die Weihe

*) Bourienne. Vol. VI. S. 228.

des Papstes zu empfangen, aber jetzt wallfahrtete der Papst nach Paris, um den französischen Kaiser zu krönen und den Sohn der Revolution anzuerkennen als den geweiheten Sohn der Kirche.

Ganz Frankreich war wie in einem Taumel des Entzückens über diese Nachricht, ganz Frankreich betete den Helden an, der die Mährchen zur Wirklichkeit schuf, und dem selbst der heilige Stuhl zu Rom sich zum Fußschemel seiner Größe verwandeln mußte. Napoleons Reise, die er mit Josephinen durch Frankreich unternahm, während man den Papst erwartete, glich daher einem einzigen strahlenden Triumphzug, und es war nicht blos das Volk, welches ihn überall mit Jubel empfing, sondern auch die Kirche sang ihm überall ihr Sanctus, Sanctus entgegen, und die Priester empfingen ihn mit lauten Segenswünschen vor den Pforten der Kirchen und priesen ihn als den Retter Frankreichs. Ueberall empfing man das Kaiserpaar mit Jauchzen, mit Glockengeläut, mit Ehrenpforten und feierlichen Begrüßungsreden, die zuweilen einen seltsam überschwänglichen Flug nahmen.

„Gott schuf Bonaparte," sagte der Präfect von Arras in seiner begeisterten Rede zu dem Kaiser, „Gott schuf Bonaparte und dann ruhete er aus." Und der Graf Louis von Narbonne, welcher damals noch nicht vom Kaiser gewonnen und noch nicht Großmarschall des Kaiserhofes war, flüsterte ziemlich vernehmlich: „Gott hätte klüger gethan, sich ein wenig früher zu ruhen."

Endlich durchlief ganz Frankreich die Kunde, daß das Unerhörte, an welches man immer noch nicht zu glauben gewagt, Wahrheit geworden, daß der Papst Pius VII. die Gränzen Frankreichs überschritten habe, daß er sich der Hauptstadt nähere. Ueberall ward der heilige Vater der Kirche, die sich jetzt wieder siegreich aus den Trümmern und Leichen der Revolution erhoben hatte, vom Volk und von den Behörden mit den größten Auszeichnungen empfangen. Das alte Schloß der Könige, Fontainebleau, war auf Befehl des Kaisers mit kaiserlicher Pracht neu meublirt worden, und in einer besonders zarten Aufmerksamkeit hatte man das Schlafzimmer des Papstes genau so eingerichtet, wie sein Schlafzimmer im Quirinal zu Rom war. Nach Fontainebleau also begab sich der Kaiser mit der Kaiserin und dem Hofe, um Papst Pius VII. zu empfangen.

Man hatte indeß das ganze Ceremoniell schon genau vorher bestimmt und geordnet, und sich mit dem Papst über die verschiedenen Fragen der Etiquette geeinigt. Diesem Ceremoniell gemäß begab sich der Kaiser, als die Couriere ihm die Annäherung des Papstes meldeten, auf die Jagd, um anscheinend zufällig dem Papste auf seinem Wege zu begegnen. Im Walde von Nemours waren die Equipagen und der kaiserliche Hofstaat aufgestellt. Napoleon aber ritt im Jagdkleide mit seiner Suite den kleinen Hügel hinan, den der Wagen des Papstes eben erreicht hatte. Der Papst befahl sofort anzuhalten, und auch der Kaiser gebot mit einem Wink seiner Hand seiner Suite Stillstand. Eine tiefe, feierliche Stille trat ein. Jedermann fühlte, daß sich da ein ungeheures, welthistorisches Ereigniß begab, und Aller Blicke waren mit flammender, staunender Erwartung auf die beiden Hauptfiguren dieser Scene gerichtet, auf den Kaiser, der da im einfachen Jagdkleide auf seinem Pferde saß, auf den Papst, der in seiner von sechs Rappen gezogenen Kutsche im reichen goldgestickten Gewande lehnte.

Als Napoleon vom Pferde stieg, beeilte sich der Papst, aus dem Wagen zu steigen, indeß wie er schon den Fuß auf den Wagentritt gesetzt hatte, zögerte er einen Augenblick; aber Napoleons Fuß hatte schon die Erde berührt. Pius durfte also nicht mehr zaudern, er mußte sich entschließen, mit seinen weißen, goldgestickten Atlaspantoffeln in den feuchten Schmutz der Landstraße, welche von Regengüssen der vergangenen Tage aufgeweicht war, zu treten. Die Jagdstiefeln des Kaisers waren freilich besser zu diesem Rencontre auf der Landstraße geeignet, als die weißen Atlaspantoffeln des Papstes.

Der Kaiser und der Papst näherten sich einander und umarmten sich zärtlich, dann, gleichsam aus Unachtsamkeit der Piqueurs, zogen die Pferde der kaiserlichen Equipage plötzlich an und trennten im hastigen Vorwärtssprengen die zärtliche Umarmung. Es war ganz zufällig, wie es schien, daß der Kaiser auf der rechten Seite, der Papst auf der linken Seite des Wagens stand, der jetzt wieder anhielt. Zu gleicher Zeit wurden von den Lakaien die beiden Wagenthüren geöffnet und zu gleicher Zeit stieg auf der linken Seite der Papst, auf der rechten Seite der Kaiser in den Wagen, zu gleicher Zeit nahmen sie nebeneinander auf dem Sitz

Platz. Damit war die Etiquette entschieden. Keiner von Beiden hatte vor dem Andern den Vortritt gehabt, nur nahm der Kaiser den Ehrenplatz zur Rechten des Papstes ein.

Am 2. December 1804 fand die feierliche Krönung des Kaiserpaares zu Notre-Dame statt. Ganz Paris nicht blos, sondern ganz Frankreich war an diesem Tage in Bewegung. Eine ungeheure Menschenmasse wogte und drängte in den Straßen, die Fenster aller Häuser waren mit reichgeschmückten schönen Frauen besetzt, von allen Kirchen läuteten die Glocken, überall hörte man das Schmettern der Fanfaren, untermischt mit dem Jubelgeschrei des Volkes.

Einen Augenblick indessen verwandelte das Jauchzen des Volkes sich in ein lautes, fröhliches Lachen. Das war in dem Moment, als der päpstliche Zug sich nahete, dem vorauf, einem alten Gebrauche Rom's gemäß, eine Eselin geführt ward. — Während der Papst sich mit der hohen Geistlichkeit in den Dom begab, um dort das Kaiserpaar zu erwarten, legte Napoleon in den Tuilerien den Kaiser-Ornat an, umhüllte er sich mit dem hermelinverbrämten, mit goldenen Bienen übersäeten, von Brillanten flimmernden grünen Sammetmantel, legte er den ganzen glänzenden Schmuck seiner neuen Würde an. Dann, schon im Begriff, mit seiner Gemahlin, die im kaiserlichen Schmuck an seiner Seite stand, die Tuilerien zu verlassen, gab Bonaparte plötzlich den Befehl, man solle sofort den Notar Ragideau zu ihm rufen, er müsse Ragideau sogleich sprechen. —

Es wurden sofort Eilboten zu ihm gesandt, eine kaiserliche Equipage holte ihn von seiner Wohnung ab, und nach einer Viertelstunde trat der kleine Notar Ragideau in das Cabinet der Kaiserin, in welchem Niemand sich befand, als das kaiserliche Paar im vollen, goldprunkenden, brillantenfunkelnden Ornat.

Mit leuchtendem Antlitz und einem wunderbaren, triumphirenden Lächeln trat Napoleon dem kleinen erstaunten Notar entgegen. „Nun, Meister Ragideau,“ sagte er heiter, „ich habe Sie rufen lassen, blos um Sie zu fragen, ob der General Bonaparte wirklich nichts besitzt, als seinen Hut und seinen Degen, oder ob Sie es der Vicomtesse Beauharnais heute verzeihen wollen, daß sie mich geheirathet hat?“ Und als Ragideau ihn erstaunt ansah, als Josephine ihn um den Sinn seiner seltsamen

Worte befragt, da erzählte ihnen Bonaparte, daß er damals, als er im Vorzimmer bei Ragideau stand, sehr wohl gehört habe, wie Ragideau Josephinen rieth, sich nicht mit dem armen kleinen Bonaparte zu vermählen, nicht die Gemahlin des Generals zu werden, der nichts besäße als seinen Hut und seinen Degen!

Die Worte des Notars hatten sich damals wie ein Dolchstoß in das Herz des ehrgeizigen jungen Generals gebohrt und ihn tief und schmerzlich verwundet. Indeß niemals hatte er darüber geklagt, nie ein Wort darüber gesprochen; heute aber, am Tage seines höchstens Triumphes, heute erinnerte sich der Kaiser an jenen Moment der Demüthigung, und im vollen Ornat der höchsten irdischen Würde gönnte er sich den Triumph, den kleinen Notar daran zu erinnern, daß er einst Josephinen den Rath gegeben, ihn um seiner Armuth willen nicht zu heirathen.

Der arme General Bonaparte hatte sich jetzt in den machtvollen Kaiser Napoleon verwandelt. Damals besaß er nichts als seinen Hut und seinen Degen, aber jetzt wartete in Notre-Dame der Papst auf ihn, um die goldene Kaiserkrone auf sein Haupt zu setzen.

VI.

Napoleon's Erbe.

Hortense hatte an den Festlichkeiten der Kaiserkrönung keinen Antheil nehmen können, aber für sie hatte sich im Innern ihrer Gemächer eine andere Festlichkeit bereitet, denn sie hatte einen Sohn geboren, ein Kind, aus dessen Anblick die junge, glückselige Mutter sich neuen Muth und neue Lebenskraft schöpfte. —

Josephine, welche nur mit ahnungsvoller Wehmuth die Kaiserkrone angenommen, Josephine empfing die Botschaft von der Geburt ihres Enkels mit lautem Jubel; es schien ihr, als ob die Wolken, welche so lange über ihrem Haupte geschwebt, sich jetzt zerstreuten, als ob ein reiner

sonnenheller Tag des Glückes ihr wieder lächele. Hortense hatte die Zukunft ihrer Mutter gesichert, denn sie hatte einen Sohn geboren, sie hatte der neuen kaiserlichen Dynastie die erste Stütze gegeben. Jetzt hatte Napoleon nicht mehr nöthig, an eine Scheidung zu denken, denn der Sohn war da, dem er eines Tages den Kaiserthron von Frankreich vererben konnte.

Auch schien der Kaiser ganz gesonnen zu sein, die Hoffnungen Josephinens zu erfüllen und den Sohn seines Bruders zu seinem Adoptivsohn anzunehmen. Er selber bat den Papst, seine Abreise noch um einige Tage zu verschieben, um an dem Kinde die Taufe zu vollziehen; in St. Cloud fand diese Taufe statt, der Papst verrichtete diese heilige Ceremonie, der Kaiser hielt das Kind über dem Taufbecken und die Madame Laetitia stand als zweiter Taufzeuge neben ihm.

Hortense hatte jetzt ein Wesen gefunden, das sie lieben durfte mit der ganzen Gluth und Energie, die so lange in ihrem Herzen sich hatte verbergen müssen! Der kleine Napoleon Carl war Hortensens erste glückliche Liebe und mit einem wahrhaften Entzücken gab sie sich diesem berauschenden Gefühl hin.

Jetzt war ihr Haus ihre schönste und beste Heimath, und doppelt glücklich pries sie sich jetzt, denn sie durfte diese schöne Heimath nicht mit dem Gemahl theilen, sie hatte nicht nöthig, dem Vater ihres Kindes einen Antheil an der Liebe zu ihrem Kinde, an ihrer zärtlichen Sorge zu bewilligen. Louis Bonaparte, der Groß-Connetable von Frankreich, war von Napoleon zum Gouverneur von Piemont ernannt worden, und Hortense verdankte es ihrer noch schwankenden Gesundheit, daß sie nicht nöthig hatte, ihren Gemahl zu begleiten, sondern daß ihr verstattet ward, in ihrem kleinen Hôtel in Paris zu bleiben, das sie, als der Sommer kam, mit dem Schloß von Saint-Leu, der neuen Besitzung ihres Gemahls, vertauschen durfte.

Aber diese Ruhe, welche Hortense in dem reizenden Landaufenthalt, nur beschäftigt mit ihrem herrlich gedeihenden Kinde, genoß, sollte nur von kurzer Dauer sein. Der Bruder und die ihm verschwägerte Tochter des Kaisers durften nicht hoffen, ein stilles, prunkloses, unscheinbares Leben führen zu können. Sie waren Strahlen dieser Sonne, welche jetzt die Augen der ganzen Welt blendete, sie mußten ihre Bestimmung erfüllen

und durch ihr eigenes helles Leuchten den Glanz der Sonne doppelt strahlend erscheinen lassen.

Ein Befehl Napoleons rief den Connetable, welcher seit kurzem von Piemont zurückgekehrt und nach St. Leu geeilt war, um seinen Sohn zu sehen, nach Paris und gebot seiner Gemahlin Hortense, ihn zu begleiten. Der Kaiser hatte seinem Bruder ein glänzendes Loos auserwählt, der Connetable von Frankreich sollte sich zu einem König verklären. — Abgeordnete der Republik Batavia, des alten Hollands, waren nach Paris gekommen und hatten den mächtigen Nachbar, den Kaiser Napoleon, gebeten, ihnen einen König zu geben, der sie mit dem glänzenden Frankreich durch verwandtschaftliche Bande einige. — Napoleon wollte ihre Wünsche erfüllen und ihnen seinen Bruder Louis als König schenken.

Aber Louis empfing diese Nachricht mit einem tiefen Gefühl des Schreckens und weigerte sich, diese Würde, welche seine Augen entsetzte, statt sie zu blenden, anzunehmen. Und diesmal befand er sich in vollkommenster Harmonie mit seiner Gemahlin, die seine Kraft des Widerstandes nur befeuerte und ihr immer neue Energie verlieh. Beide fühlten sie, daß diese Krone, welche man auf ihr Haupt setzen wolle, nichts weiter sein würde, als eine goldene Kette der Abhängigkeit, daß der König von Holland nichts weiter sein dürfe, als der Vasall von Frankreich. Und diesem politischen Bedenken fügte ihre persönliche Stellung zu einander neue Gründe hinzu.

In Paris konnten beide Ehegatten die Kette vergessen, welche sie aneinander fesselte, sie waren da im Kreise ihrer Verwandten, ihrer Freunde, sie konnten es vermeiden, einander zu begegnen, der große glänzende Kaiserhof, der große kaiserliche Familienkreis stellte sich trennend und versöhnend zwischen die beiden jungen Gatten, welche es sich Beide niemals verzeihen konnten, daß sie Einer den Andern in diese unfreiwillige Ehe hineingezwängt hatten. In Paris hatten sie die Zerstreuungen, die Freunde, die Gesellschaft, während sie in Holland ganz auf einander angewiesen sein mußten, während sie da immer und ewig das Klirren dieser Kette hören mußten, welche sie an die Galeere einer Ehe ohne Liebe gefesselt hielt. In Paris konnten sie wenigstens als gleichgültige Freunde neben-

einander hingehen, aber in Holland mußte die Stille, das Aufeinanderangewiesensein sie in zürnende Feinde verwandeln.

Das fühlten Beide und darum vereinigten sie sich in dem Bestreben, dieses neue Unglück, welches in Gestalt einer Königskrone über ihnen schwebte, von ihrem Haupte abzuwenden.

Aber wo hätten sie die Macht hernehmen sollen, dem Willen Napoleons mit Erfolg zu trotzen! Hortense hatte niemals den Muth gehabt, sich mit ihren Wünschen und Bitten unmittelbar an Napoleon selbst zu wenden, und Josephine fühlte schon, daß ihre Bitten und ihre Wünsche nicht mehr die Gewalt früherer Tage auf den Kaiser ausübten. Sie vermied es daher, in einer Sache die Vermittelung zu übernehmen, wo sie nicht sicher war Erfolg zu haben.

Louis indeß hatte anfangs noch den Muth, seinem Bruder mit offenem Widerstreben entgegen zu treten. Aber Napoleons zornblitzendes Auge schmetterte seinen Willen zu Boden, und seine sanfte und kränkliche Natur mußte sich in Gehorsam fügen.

Im Beisein der Deputation der Batavischen Republik, welche sich so sehr nach einem Scepter und einer Krone sehnte, forderte Napoleon seinen Bruder Louis auf, die Krone von Holland, welche man ihm „freiwillig" darreiche, anzunehmen, und seinem Lande ein König zu sein, welcher seine Freiheiten, seine Gesetze und seine Religion achte und schütze.

Louis Bonaparte erklärte sich mit bewegter Stimme bereit, diese Krone anzunehmen und schwur, seinem neuen Volk ein guter und treuer Herrscher zu sein.

Und diesen Schwur getreulich zu erfüllen, war von nun an sein einziges und heiliges Bestreben, dem er seine ganze Thatkraft, sein ganzes Sinnen und Denken weihete. Da die Holländer ihn einmal zu ihrem König gewählt hatten, wollte er dieser Wahl Ehre machen; da er sich einmal hatte entschließen müssen, sein Vaterland aufzugeben und nicht mehr Franzose zu sein, wollte er mit Herz und Sinn, mit allen seinen Wünschen und Gedanken seinem neuen Vaterlande angehören und ganz und gar ein Holländer werden, weil er nicht mehr Franzose sein konnte. —

Diese sonst so sanfte, leidende Natur entwickelte jetzt eine ganz neue, nie geahnte Energie, der träumerische, bleiche, schweigsame Bruder des

Kaisers verwandelte sich plötzlich in einen selbstbewußten, freien, thatkräftigen Mann, der sich ein großes Ziel gesteckt hatte und alle Mittel seines Wesens aufbot, es zu erreichen. —

Als König von Holland wollte er vor allen Dingen von seinen Unterthanen geliebt sein, und zu ihrem Wohlergehen und Glück beitragen können. Er lernte daher mit unermüdlichem Fleiß ihre Sprache, er machte sich bekannt mit ihren Sitten und Gebräuchen und bemühete sich, dieselben sich anzueignen, er forschte nach den Quellen ihres Wohlstandes und ihrer Leiden und suchte die einen zu erweitern, die andern zu verstopfen. Er war immer rastlos thätig, immer bemüht, für sein Land zu sorgen, und die Liebe und das Zutrauen zu verdienen, welches seine Unterthanen ihm entgegen trugen.

Und gleich ihm war auch seine Gemahlin bemüht, ihrer neuen und glänzenden Stellung zu genügen und die Krone, welche sie so ungern angenommen, mit Würde zu tragen. In ihren Salons vereinigte sie die alte Aristokratie und den jungen Adel von Holland zu glänzenden und heiteren Festen, und lehrte die steife und langweilige Gesellschaft von Holland den feinen ungezwungenen Ton und die geistvolle anregende Unterhaltung der französischen Salons. Die Künste und Wissenschaften traten an Hortensens Hand und unter ihren lächelnden, Beifall spendenden Blicken zuerst in die Salons der hohen Aristokratie von Holland ein, und verliehen denselben eine höhere und schönere Bedeutung.

Aber Hortense war nicht blos die Beschützerin der Künste und Wissenschaften, sondern auch die Mutter der Armen, der hülfreiche Engel der Unglücklichen, deren Thränen sie trocknete, deren Leiden sie sänftigte, — und dieses Königspaar, von seinem neuen Volk angebetet und gesegnet, konnte doch im Innern seines Palastes nicht den leisesten Widerschein des Glückes finden, das sie außerhalb desselben Andern so schön zu bereiten verstanden. — Beide, sonst so weich und nachgiebig, hatten sie in ihrem Verhältniß zu einander sich einen seltsamen Eigensinn des Widerstandes bewahrt, und nichts, nicht einmal die Geburt eines zweiten und eines dritten Sohnes, konnte diese Kluft ausfüllen, welche ewig und immerdar zwischen den beiden Gatten lag.

Und bald sollte ein neuer Schlag des Schicksals diese Kluft noch

größer machen. Der älteste von Hortensens Söhnen, der Adoptivsohn Napoleons, der einstige muthmaßliche Erbe seines Thrones, dieses Kind, welches Napoleon so sehr liebte, daß man ihn oft Stunden lang auf der Terrasse von St. Cloud mit ihm spielen gesehen, welches Josephine anbetete, weil es ihr eine Sicherung ihres eigenen Glückes erschien, welches Hortense das erste köstliche Gefühl des Mutterglückes gegeben, welches Louis Bonaparte sogar oft mit heitern und glücklichen Zukunftgedanken über die unerquickliche Gegenwartet getröstet hatte, der kleine Napoleon Carl starb im Jahre 1807 an den Masern.

Es war ein zerschmetternder Schlag, der nicht blos die Aeltern, sondern auch das französische Kaiserpaar mit gleicher Gewalt traf. Napoleons Augen füllten sich mit Thränen, als man ihm diese Nachricht brachte, und ein Schrei des Entsetzens tönte von Josephinens Lippen.

„Jetzt bin ich verloren," murmelte sie leise, „jetzt ist mein Schicksal entschieden. Er wird mich verstoßen."

Aber nach diesem ersten egoistischen Ausbruch ihres eigenen Schmerzes dachte sie an ihre Tochter und eilte zu ihr nach dem Haag, um mit ihr zu weinen und sie dem Ort ihrer Trauer und ihres Schmerzes zu entreißen.

Hortense folgte der Kaiserin in willenlosem, wortlosem Schmerz nach St. Cloud, ihr Gemahl, dessen schwache Gesundheit dem Gram fast unterlag, mußte in die Pyrenäenbäder gehen, um sich zu stärken. Das Königsschloß im Haag stand jetzt wieder vereinsamt da, der Tod hatte das Leben und die Freude aus demselben vertrieben, und wenn auch das Königspaar wieder dahin zurückkehren mußte, die Freude und das Glück kamen nicht mehr mit ihnen.

König Louis war finsterer als je aus den Bädern heimgekehrt, ein krankhaftes Mißtrauen, eine gehässige Reizbarkeit hatte sich seines ganzen Wesens bemeistert, und seine junge Gemahlin hatte jetzt nicht mehr den guten Willen, seine Launen ertragen, seine reizbare Stimmung entschuldigen zu wollen. In ihren Ansichten, ihren Wünschen, ihren Neigungen und Bestrebungen ganz und gar verschieden, waren auch die Kinder ihnen kein Mittelpunkt der Einigung, sondern der neuen Entzweiung, denn Jeder

wollte sie als sein ausschließliches Eigenthum betrachten und ihnen eine Erziehung nach seinen Ansichten und Wünschen geben lassen.

Aber bald sollte Hortense ihre eigenen häuslichen Kümmernisse und Sorgen in dem noch größeren Leid ihrer Mutter vergessen und aufgehen lassen. Ein Brief Josephinens, der nichts weiter war, als ein tiefer, trostbedürftiger Schmerzensschrei, rief Hortense an die Seite ihrer Mutter, und Hortense verließ den Haag, und eilte nach Paris.

VII.

Vorahnungen.

Josephinens Ahnungen und die Weissagungen der französischen Prophetin wollten sich jetzt erfüllen. Die Krone, welche Josephine widerstrebend und kummervoll auf ihr Haupt gesetzt, welche sie dann mit so viel Anmuth und Liebenswürdigkeit, so viel natürlicher Majestät und Würde getragen, die Krone war im Begriff, von ihrem Haupte zu fallen. Napoleon hatte den grausamen Muth, diese Frau, welche ihn geliebt und ihn gewählt hatte, als er ihr nichts zu bieten hatte, außer den Hoffnungen auf seine Zukunft, diese Frau jetzt zu verstoßen, da die Zukunft sich erfüllt hatte. Josephine, welche mit lächelndem Muth und tapferer Treue in den Zeiten der Gefahren, der Sorgen, der Entbehrungen und der Demüthigungen an seiner Seite gestanden, Josephine sollte jetzt von seiner Seite verbannt und in die Einsamkeit eines glanzvollen Wittwenthums hineingestoßen werden. Napoleon hatte den Muth, dies zu wollen, aber es fehlte ihm doch der Muth, es Josephinen zu sagen und das Wort der Scheidung selbst auszusprechen. Er wollte seinem Ehrgeiz die Frau, welche er so lange „seinen guten Engel" genannt, aufopfern, aber er, welcher in keiner Schlacht gezittert, er zitterte doch vor ihren Thränen und vermied es, ihren traurigen und flehenden Blicken zu begegnen.

Aber Josephine errieth dieses ganze furchtbare Unglück, das drohend

über ihrem Haupt schwebte. Sie las es in dem finstern, abgewandten Gesicht des Kaisers, der, seit er jetzt von Wien zurückgekehrt war, ohne Josephinen davon zu benachrichtigen, die Verbindungsthür hatte schließen lassen, welche seine Zimmer mit denen seiner Gemahlin vereinigte, sie las es in den Gesichtern der Höflinge, die es wagten, ihr mit minderer Ehrfurcht, aber mit einem Anflug mitleidiger Theilnahme zu begegnen, sie hörte es an dem leisen Geflüster, welches verstummte, wenn sie irgend einer Gesellschaftsgruppe in ihrem Salon sich näherte, sie errieth es an diesen versteckten, mysteriösen Andeutungen der Journale, welche der Reise des Kaisers nach Wien eine weitgreifende, tiefe Bedeutung beilegten.

Sie wußte, daß ihr Geschick sich jetzt erfüllen mußte und daß sie zu schwach und machtlos sei, um ihm einen Widerstand entgegensetzen zu können. Aber sie wollte bis zum letzten Moment ihre Rolle als Frau und als Kaiserin würdig zu Ende führen; sie wollte ihre Thränen nicht nach außen fließen lassen, sondern nach innen in ihr gramerfülltes Herz hinein, sie erstickte ihre Schmerzensseufzer unter einem Lächeln, und verbarg ihre bleichen Wangen unter der Schminke. Aber sie sehnte sich nach einem Herzen, dem sie ihren Jammer klagen und ihre Thränen zeigen durfte, und deshalb rief sie ihre Tochter an ihre Seite.

Wie schmerzvoll bitter war dieses Wiedersehen zwischen Mutter und Tochter, wie viel Thränen wurden da vergossen, wie viel Klagen flüsterte Josephine in das Ohr ihrer Hortense!

„Oh,“ sagte sie, „wenn Du wüßtest, in welchen Qualen ich diese letzten Wochen hingebracht habe, diese Wochen, wo ich nicht mehr seine Gemahlin war, und doch genöthigt war, als solche vor Aller Augen zu erscheinen. Welche Blicke, Hortense, welche Blicke sind das, welche die Höflinge auf eine verstoßene Frau heften! In welcher Ungewißheit, welcher Erwartung, die grausamer war, als der Tod, habe ich gelebt und lebe ich noch immer, denkend, daß der zerschmetternde Blitz, der längst in Napoleons Augen glüht, vor mir niederfallen wird.“ *)

Hortense hörte diesen wehmuthsvollen Klagen ihrer Mutter mit gram-

*) Josephinens eigene Worte. Bourienne. Vol. VIII. S. 243.

vollem Herzen und bitterer Pein zu. Sie dachte daran, wie sie dem Glück ihrer Mutter ihr eigenes Glück hatte opfern müssen, wie sie zu einer Ehe ohne Liebe und ohne Glück verurtheilt worden, damit dadurch die Ehe ihrer Mutter gesichert und gefestigt werde. Und jetzt war Alles vergeblich gewesen, das Opfer hatte nicht genügt das Unglück aufzuhalten, es war bereit, zerschmetternd über ihre Mutter hereinzubrechen. Und Hortense konnte es nicht mehr hindern. Sie war eine Königin, und doch nur ein schwaches, beklagenswerthes Weib, welches die Bettlerin auf der Straße beneidete um ihre Freiheit und ihr dunkles unscheinbares Loos. Beide, Mutter und Tochter, standen sie auf der Höhe irdischer Herrlichkeit, und diese Kaiserin und diese Königin fühlten sich doch so arm an Glück und Lebensfreude, so arm und elend, daß sie sich mit traurigem, neidvollem Entzücken der Tage der Revolution erinnerten, der Tage, wo sie in Dürftigkeit und Armuth ein stilles, dunkles Leben geführt. Damals, obwohl kämpfend mit Entbehrungen, Noth und Sorgen, damals waren sie reich gewesen an Hoffnungen, an Wünschen, an Illusionen; jetzt, wo sie Alles besaßen, was das Leben schmücken kann, jetzt, wo Millionen Menschen sich vor ihnen beugten und sie mit dem stolz tönenden Wort „Majestät“ begrüßten, jetzt standen die Kaiserin und die Königin einander gegenüber, arm an Hoffnungen und Wünschen, arm an Illusionen, die alle zerschmettert zu ihren Füßen lagen, und nur des Einen Glückes sich noch erfreuend, des Glückes, Eine an der Andern Herzen weinen zu können! —

Wenige Tage nach ihrer Ankunft ließ der Kaiser Hortense in sein Cabinet rufen. Er kam ihr lebhaft entgegen, aber vor ihren großen, umschleierten Augen schlug der Mann, vor welchem jetzt die ganze Welt sich beugte, den Blick fast schamvoll zu Boden.

„Hortense,“ sagte er, „wir stehen jetzt vor einer Entscheidung, und es ist unsere Pflicht, nicht zurückzuweichen. Die Nation hat so viel für mich und meine Familie gethan, daß ich ihr das Opfer schuldig bin, welches sie von mir fordert. Die Ruhe und das Glück Frankreichs fordern von mir, daß ich mir eine Gemahlin wähle, welche dem Lande und mir einen Thronerben geben kann. Seit sechs Monaten lebt Josephine in Angst und Erwartung; das muß enden. Du, Hortense, bist ihre

theuerste Freundin, ihre liebste Vertraute, Dich liebt sie mehr als Alles auf der Welt. Willst Du es daher übernehmen, Deine Mutter auf ihre neue Bestimmung vorzubereiten? Du würdest mein Herz dadurch von einer schweren Last befreien."

Hortense hatte die Kraft, ihre Thränen zurückzudrängen und ihre Augen mit festem, entschlossenem Blick auf das Antlitz des Kaisers zu heften. Und wieder senkte dieser, unwillkürlich zurückweichend, das Auge zu Boden, wie der Löwe erbebend zurückweicht vor dem glanzvollen, zürnenden Blicke eines reinen, unschuldsvollen Weibes.

Hortense hatte den Muth, die Bitte des Kaisers entschieden zurückzuweisen.

„Wie, Hortense," rief Napoleon schmerzvoll, „Du verweigerst mir meinen Wunsch?"

„Sire," sagte sie, kaum noch im Stande ihre Thränen zurückzuhalten, „Sire, ich habe nicht die Kraft, den Dolch in das Herz meiner Mutter zu stoßen. *)"

Und der Etiquette vergessend, wandte Hortense sich ab, und verließ mit hervorbrechenden Thränen das Cabinet des Kaisers.

VIII.

Die Scheidung.

Napoleon machte noch einen Versuch, Josephinen die traurige Nachricht durch eine Mittelsperson zu hinterbringen. Er bat Eugène, den Vicekönig von Italien, nach Paris zu kommen und theilte ihm seine Absichten und seinen Wunsch mit. Eugène nahm die Nachricht von der beabsichtigten Scheidung mit gleicher schweigender Unterwürfigkeit hin, wie

*) Schelten. Vol. II. S. 45.

Hortense, aber wie Hortense weigerte er sich, seiner Mutter die traurige Nachricht zu hinterbringen, welche ihr Glück auf immer zerschmettern mußte.

Der Kaiser mußte sich also wohl entschließen, die Trauerbotschaft selber zu überbringen.

Es war am 30. November 1809. Der Kaiser speiste wie gewöhnlich mit der Kaiserin an einer Tafel. Der finstere Blick, mit welchem er in den Saal trat, machte Josephinens Herz erbeben; sie las in seinem finstern, dunkeln Angesicht, daß die Stunde der Entscheidung gekommen sei. Aber sie erstickte die Thränen, welche wider Willen in ihre Augen traten, und warf nur einen hülfeflehenden Blick hinüber zu ihrer Tochter, welche bleich und mit einem schmerzvollen Ausdruck ihr gegenüber saß.

Nicht ein einziges Wort ward gesprochen während dieses traurigen, unheilvollen Diners. Man konnte deutlich die angstvollen, fast schluchzenden Seufzer vernehmen, welche sich aus der hochwogenden Brust der Kaiserin hervordrängten. Draußen heulte und wimmerte der Wind und schlug den Regen prasselnd gegen die ächzenden Fensterscheiben. Drinnen im Speisesaal herrschte eine schauerliche Stille, welche Niemand mit einem Laut zu unterbrechen wagte. Der Aufruhr in der Natur contrastirte und harmonirte jedoch auf eine seltsame Weise mit diesem Schweigen der Menschen. Nur einmal brach Napoleon diese Stille, indem er mit harter, barscher Stimme den Lakaien, welcher hinter seinem Stuhl stand, fragte, wie viel Uhr es sei? Dann ward wieder Alles still und lautlos wie zuvor.

Endlich hob Napoleon die Tafel auf und man nahm stehend den Kaffee ein. Napoleon trank hastig, und wie er dann die geleerte Tasse fortsetzte, klirrte und zitterte sie in seiner Hand. Mit einer stürmischen, zornigen Bewegung verabschiedete er alle Anwesenden.

„Sire, darf Hortense bleiben?“ fragte Josephine kaum hörbar.

„Nein,“ rief der Kaiser ungestüm. Hortense verneigte sich tief, und mit einem schmerzvollen Blick von ihrer unglücklichen Mutter Abschied nehmend, schritt sie, gefolgt von dem Hof, aus dem Salon hinaus.

Das Kaiserpaar war jetzt allein. Welch ein furchtbares, entsetzliches Alleinsein war dies; mit welchem traurigen Schweigen standen sie einander gegenüber! Welch ein Ausdruck, welch ein Blick war das, mit welchem der Kaiser zu der Kaiserin hinüberblickte! Sie las in seinen

erregten, zuckenden Zügen den Kampf, der seine Seele bewegte, aber sie las auch darin, daß ihre Stunde gekommen sei!

Wie er sich jetzt ihr näherte, wie er seine Hand ausstreckte, zitterte diese, und Josephinens ganze Gestalt zuckte und bebte, wie im Fieberschauer.

Napoleon nahm ihre Hand, die sie ihm willenlos überließ und legte sie auf sein Herz. Josephinens Zähne schlugen krampfhaft aufeinander, und ein banges Aechzen kam aus ihrer Brust hervor. Napoleon betrachtete sie mit einem langen, schmerzvollen Abschiedsblick.

„Josephine,“ sagte er dann mit trauriger, zitternder Stimme, „meine gute Josephine, Du weißt, ob ich Dich lieb habe! — Dir, nur Dir allein verdanke ich die einzigen Augenblicke des Glückes, die ich in dieser Welt genossen habe. Josephine, mein Schicksal ist stärker als mein Wille. Meine theuersten Neigungen müssen vor den Interessen Frankreichs verstummen.“ *)

„Sprich nicht weiter,“ rief Josephine, ihm mit einem zornigen Schmerz die Hand entreißend, „nein, sprich nicht weiter. Ich verstehe Dich und erwartete dies, aber der Schlag ist doch nicht minder tödtlich —“

Sie konnte nicht weiter sprechen, die Stimme versagte ihr. Es kam über sie wie ein Krampf der Verzweiflung, der lang gefesselte Sturm ihres Schmerzes mußte endlich losbrechen. Sie weinte, sie rang die Hände, ihr Mund öffnete sich zu einem lauten Schrei des Entsetzens, krampfhaftes Stöhnen kam aus ihrer Brust hervor, und endlich befreite eine tiefe Ohnmacht sie von dem Bewußtsein ihrer Qual.

Als sie wieder erwachte lag sie auf ihrem Lager, vor welchem Hortense und ihr Leibarzt Corvisart saßen. Josephine streckte ihre zitternden Arme ihrer Tochter entgegen, und diese warf sich laut schluchzend an das Herz ihrer Mutter. Corvisart zog sich schweigend zurück. Er fühlte, daß er da nichts mehr zu helfen vermöchte. Er hatte Josephine nur zu dem Bewußtsein ihres Unglücks zurückrufen können, für ihr Unglück selbst aber hatte er keine Arzenei, er wußte, daß ihre Thränen und das Mitgefühl ihrer Tochter ihr allein Linderung gewähren konnten.

---

*) Des Kaisers eigene Worte. Siehe Bourienne. Vol. III. S. 344.

Josephine weinte an Hortensens Herzen lange und schmerzvoll, als aber Napoleon kam, sich nach ihrem Befinden zu erkundigen, als er sich vor ihrem Lager niederließ, da zuckte Josephine in tiefem Entsetzen zusammen, ihre Thränen versiegten, und diese sonst immer so sanften, so liebevollen und lächelnden Augen hatten jetzt Blitze des Zornes und der tiefgekränkten Liebe. Aber die Liebe besiegte bald den Zorn in ihr. Sie reichte dem Kaiser die bebende Hand dar, auf ihren Lippen zitterte dieses schmerzvolle Lächeln, welches nur den Frauen angehört, und mit einer rührend sanften Stimme fragte sie: „Hatte ich nun nicht Recht, mein Freund, daß ich davor zurückschreckte, Kaiserin zu werden?" *)

Napoleon erwiderte nichts. Er wandte sich ab und weinte. — Aber diese Abschiedsthränen seiner Liebe konnten das Schicksal Josephinens nicht mehr ändern; der Kaiser hatte es schon unwiderruflich festgestellt. Er hatte in Wien schon die Zusage erhalten, daß man ihm die Hand der Tochter des österreichischen Kaisers, die Erzherzogin Marie Louise, gewähren wolle. Es war nur noch nöthig, Josephinen von dem Thron zu verstoßen, um eine neue, eine legitime Kaiserin auf denselben zu erheben!

Der Kaiser konnte und wollte also nicht mehr zurück. Er versammelte um sich alle seine Brüder, alle die Könige, Herzöge und Fürsten, welche sein machtvoller Wille geschaffen, und vor der Kaiserfamilie, dem Hof und dem Senat, welche Alle in den großen Staatsgemächern der Tuilerien vereinigt waren, erschien der Kaiser an der Seite der Kaiserin, welche heute zum letzten Mal in dem vollen Pomp dieser Würde sich darstellte, die sie im Begriff war für immer abzulegen.

Mit lauter, fester Stimme erklärte der Kaiser den Versammelten seinen Entschluß, sich von seiner Gemahlin zu trennen, und Josephine, obwohl mit zitternder Stimme und oft unterbrochen von ihren Thränen, wiederholte die Worte ihres Gemahls. Der Erzkanzler Cambacères ließ sodann durch den Staats-Secretär den betreffenden Paragraphen des Code civile vorlesen, machte davon in einer kurzen gedrungenen Rede

---

*) Die Schilderung dieser ganzen Scene gehört der Kaiserin Josephine selber an, welche sie so ihrem Vertrauten, Bourienne, erzählte. Siehe Bourienne. Vol. III. S. 442 ff.

eine Anwendung auf den vorliegenden Fall, und erklärte die Ehe des Kaisers und der Kaiserin für getrennt.

Damit war die Ceremonie geendet und dem Gesetz genug gethan. Josephine hatte nur noch von ihrem Gemahl und dem Hofe Abschied zu nehmen, und sie that dies mit dieser sanften, engelgleichen Ruhe, diesem anmuthigen lächelnden Wesen, welches ihr, wie kaum jemals einer andern Frau, eigen war. Wie sie sich mit bleichem, aber von innerer Bewegung strahlenden Angesicht vor Napoleon verneigte, da murmelten seine Lippen einige unverständliche, hastige Worte, da zuckte ein tiefer Schmerz durch sein ehernes Angesicht, und wie sie dann zwischen ihren Kindern, zwischen Eugène und Hortense durch den Saal dahinschritt und Alle mit einem letzten sanften Blick, mit einem letzten Neigen des Hauptes begrüßte, da hörte man nichts als Weinen und Seufzen, und selbst Diejenigen, welche sich ihres Sturzes freuten, weil sie auf die neue Kaiserin und die neue Dynastie hofften, wurden jetzt zu Thränen gerührt von dieser so stillen und doch so tief beredten Abschiedsscene.

Das Opfer war jetzt vollendet. Napoleon hatte das Liebste, was er besaß, seinem Ehrgeiz geopfert, er hatte sich von Josephinen getrennt!

Noch am selben Tage verließ sie die Tuilerieen, um sich für immer nach Malmaison zurückzuziehen, nach Malmaison, das einst das Paradies und jetzt der Wittwensitz ihrer Liebe sein sollte.

Josephine verließ den Hof, aber die Herzen verließen sie nicht. Während der nächsten Wochen war auf der Straße von Paris nach Malmaison eine wahre Prozession Kommender und Gehender, man sah die Equipagen aller Könige und Fürsten, die jetzt in Paris weilten, die Equipagen aller Großen und aller Würdenträger des neuen Frankreichs. Selbst das Faubourg St. Germain, das immer noch seine Sympathien für die Bourbonen sich bewahrt und seine heimlichen Vertreter in Paris hatte, selbst dieses begab sich nach Malmaison zur Kaiserin. Und nicht blos die Vornehmen und die Reichen wallfahrteten dahin, sondern auch die Armen und die Unbemittelten. Jedermann, Arm und Gering, Vornehm und Reich, Jedermann wollte der Kaiserin sagen, daß man sie immer noch verehre und liebe, daß sie immer noch eine Herrscherin geblieben über die Herzen, wenn auch ihre Herrschaft auf dem Thron aufgehört.

Das ganze Volk trauerte mit Josephinen und ihren Kindern; ahnungsvoll flüsterte man einander ins Ohr, daß jetzt des Kaisers Stern erbleichen werde, daß mit Josephinen sein guter Engel und sein Glück ihn verlassen habe, daß die Zukunft die Thränen Josephinens rächen werde!

IX.

Der König von Holland.

Während Josephine in Malmaison ihre Scheidung beweinte, suchte Hortense für sich eine eben solche Lösung ihres Schicksals. Sie würde eine Scheidung, welche ihre Mutter als ein Unglück beklagte, weil sie ihren Gemahl immer noch liebte, sie würde eine Scheidung als ein Glück begrüßt haben, weil sie ihren Gemahl niemals geliebt hatte. — Diesmal wieder im Einklang mit ihrem Gemahl bat Hortense den Kaiser, ihre Ehe trennen zu wollen, und der König vereinigte seine Bitten mit denen der Königin.

Aber Napoleon blieb unerbittlich. Seine Familie sollte nicht dem Lande das unerquickliche Beispiel geben, daß man die Ehe nicht heilig halte. Er hatte sich aus Staatsrücksichten geschieden, und aus Staatsrücksichten wollte er nicht einwilligen, die Ehe seines Bruders und seiner Stieftochter trennen zu lassen.

Sie mußten also weiter schleppen an dieser Kette, welche sie Beide vereinte. Sie thaten es Beide mit zornigem Schmerz im Herzen, und da sie Niemand Anders hatten, den sie wegen ihres Unglücks anklagen durften, klagten sie sich gegenseitig an, zürnten sie einander für das, was sie durch einander erduldeten.

Louis kehrte verstimmter und niedergebeugter als jemals nach Holland zurück, während Hortense mit ihren beiden Söhnen auf den ausdrücklichen Befehl Napoleons noch für einige Zeit in Paris zurückbleiben mußte. Sie sollte den Festen beiwohnen, welche jetzt bald am Kaiserhofe zur Feier

der Vermählung des Kaisers mit der Erzherzogin Marie Louise von Oesterreich stattfinden würden. Die Tochter der geschiedenen Kaiserin sollte mit den Schwestern des Kaisers am Vermählungstage die Schleppe der Kaiserin tragen. Napoleon wollte Frankreich und ganz Europa beweisen, daß es in seiner Familie kein anderes Gesetz gebe, als seinen Willen, und daß die Tochter Josephinens niemals aufgehört habe, auch seine gehorsame Tochter zu sein. Napoleon wünschte außerdem die Königin, welche von Josephinen die Anmuth und Grazie geerbt hatte, und deren echte schöne Weiblichkeit den Damen seines Hofes ein gutes Vorbild sein konnte, an die Person seiner jungen Gemahlin zu fesseln und ihr auf diese Weise einen sanften und zarten Mentor an die Seite zu stellen.

Hortense fügte sich schweigend den Befehlen des Kaisers; sie trug am 1. April 1810, als Marie Louise dem Kaiser vermählt ward, mit den Schwestern Napoleons die Schleppe der neuen Kaiserin. Sie allein that das ohne Widerstand, während die Schwestern Napoleons, die Königin Caroline von Neapel, die Herzogin Pauline von Guastalla und die Großherzogin Elise von Toskana nur nach heftigem Widerstande sich dem Befehl Napoleons gefügt hatten und mit finstern Blicken und Thränen in den Augen als dienstbare Unterthaninnen hinter ihrer neuen Souverainin daherschritten. Und die Schwestern des Kaisers waren nicht die Einzigen, welche am Tage der Vermählungsfeier Napoleons und Marie Louisens dem Kaiserpaar grollten. Nur ein kleiner Theil der hohen Geistlichkeit war der Einladung des Großmeisters der Ceremonieen gefolgt und hatte sich in die zur Trauung des Kaiserpaares in den Tuilerieen selbst errichtete Kapelle verfügt.

Die Kaiser, welcher die Thränen seiner Schwestern nicht strafen mochte, konnte wenigstens die Abwesenheit der Cardinäle strafen, und er that das schon am nächsten Tage. Er exilirte diejenigen Cardinäle, welche nicht in der Kapelle erschienen waren, er verbot ihnen, hinfort im rothen Cardinalsgewande zu erscheinen und verdammte sie zu dem schwarzen Pönitenzkleide.

Auch das Volk von Paris empfing die neue Kaiserin nur mit einem befohlenen Enthusiasmus; es schaute mit unheilsvollen Ahnungen auf die neue „Oesterreicherin,“ und als bald darauf bei dem Feste, das der Fürst

von Schwarzenberg zu Ehren der kaiserlichen Vermählung gab, jene furchtbare Feuersbrunst entstand, welche so viel Menschenleben kostete und so viel Familienglück zerstörte, da erinnerte sich das Volk mit Entsetzen jenes andern Unglücks, welches den Einzug Marie Antoinettens in Paris bezeichnet hatte, und nannte diese Feuersbrunst das Wahrzeichen des Unglücks, welches die „Oesterreicherin“ über Frankreich und den Kaiser bringen werde.

Während Hortense in Paris den Festen zu Ehren der neuen Kaiserin beiwohnen mußte, zog sich über dem Haupt ihres Gemahl ein finsteres Ungewitter zusammen, das bald sein Leben und seine Krone bedrohen sollte.

Als Louis damals auf Befehl des Kaisers die Krone von Holland angenommen, hatte er den heiligen Eidschwur geleistet, seinem neuen Volke ein treuer Herrscher zu werden und seinem Wohl sein ganzes Dasein zu weihen. Und er war ein zu redlicher Mann, als daß er diesen feierlichen Schwur nicht hätte erfüllen sollen. Er war nur bedacht, solche Einrichtungen zu treffen, solche Gesetze zu geben, wie sie dem Wohl und Gedeihen Hollands gemäß waren, und nicht im Mindesten berücksichtigte er dabei, ob diese Gesetze den Interessen Frankreichs nicht zuwider laufen möchten. Er wollte Holland nicht als eine von Frankreich abhängige Provinz betrachten, deren Statthalter er war, sondern als ein freies Land, das ihn zu seinem freien und unabhängigen König erwählt. Aber Napoleon war nicht der Ansicht seines Bruders, in seinen Augen war es ein unerhörtes Sacrilegium, das Königreich Holland gegen die Obergewalt Frankreichs sich auflehnen zu sehen.

Als der Kaiser damals seinen Bruder mit der Krone Hollands belehnte, hatte er es ihm zur Pflicht gemacht, „seinem Volke ein guter König zu werden, dabei aber immer ein treuer Franzose zu bleiben und die Interessen Frankreichs zu wahren.“ Louis aber hatte sich bemüht, ein guter Holländer zu werden, und als daher zwischen den Interessen Frankreichs und Hollands Conflicte entstanden, stellte der König sich auf die Seite seines neuen Vaterlandes und handelte und dachte als Holländer. Er war der Ansicht, daß Holland nur dem Handel und der Industrie seinen Wohlstand verdanken, daß es nur groß sein könne durch seine mercantilische Bedeutsamkeit; er verringerte daher das Heer, verkleinerte die

Flotte, verwandelte die Kriegsschiffe in Kauffahrteischiffe und die Seesoldaten in Matrosen friedlicher Handelsschiffe.

Napoleon aber betrachtete diese Umwandelung mit Entsetzen und machte dem König von Holland zornige Vorwürfe darüber, „daß er ganze Escadrons entwaffnet, die Seesoldaten entlassen, die Armee desorganisirt habe, so daß Holland sich jetzt ohne Land- und Seemacht befände, gleichsam als ob die Magazine der Kaufleute, die Negocianten und Commis im Stande wären, eine Macht zu consolidiren.“ Einen noch bitterern Vorwurf aber machte Napoleon dem Könige daraus, daß er die Verbindungen Hollands mit England wieder angeknüpft, für Holland den Blocus aufgehoben hatte, den Frankreich zu einem Gesetz gegen England erhoben hatte, und die amerikanischen Schiffe, welche aus den Häfen Frankreichs verbannt waren, in denen Hollands ruhig ankern lasse. —

Der Kaiser forderte von dem Könige von Holland, daß er sich unbedingt seinem Willen und den Interessen Frankreichs füge, daß er sofort alle Handelsbeziehungen Hollands mit England verbiete, daß er eine Flotte von vierzig Linienschiffen, sieben Fregatten und sieben Briggs, ein Landheer von fünfundzwanzigtausend Mann wieder herstelle und alle Privilegien des Adels, die der Constitution zuwider liefen, aufheben solle.

König Ludwig hatte den Muth, im Namen Hollands diesen Forderungen zu widerstehen und sich den Befehlen des Kaisers, deren Ausführung den Wohlstand Hollands nothwendig ruiniren mußte, nicht fügen zu wollen.

Napoleon beantwortete diese Weigerung mit einer Kriegserklärung. Er ließ dem holländischen Gesandten in Paris seine Pässe ausfertigen, und sandte ein französisches Truppencorps nach Holland, um den Uebermuth des Königs zu beugen.

Aber das Unglück, welches Holland bedrohte, hatte die ganze Energie des Königs wach gerufen, und alle Drohungen und alles Zürnen Napoleons konnte die Entschlüsse des Königs nicht beugen. Als der Befehlshaber der französischen Truppen, der Herzog von Reggio, sich Amsterdam näherte, um es zu belagern und dadurch den König zur Nachgiebigkeit zu zwingen, zog Louis es vor, lieber von seinem Thron herabzusteigen, als sich den ungerechten Forderungen Frankreichs zu unterwerfen.

Er erließ daher an sein Volk eine Proclamation, in welcher er ihm sagte, daß er, „überzeugt, nichts mehr zu ihrem Wohlergehen und für ihre Interessen thun zu können, und im Gegentheil glaubend, daß er ein Hinderniß zu der Wiederkehr der wohlwollenden Gesinnung seines Bruders gegen Holland sei, sich entschlossen habe, zu Gunsten seiner beiden Söhne Napoleon Louis und Carl Louis Napoleon abzudanken." Bis zu ihrer Volljährigkeit solle die Königin Hortense, der Constitution gemäß, die Regentschaft führen. — Er nahm dann mit rührend schönen kurzen Worten Abschied von seinen Unterthanen und begab sich, unter der Verkleidung und unter dem Namen eines Grafen von St. Leu, durch die Staaten seines Bruders Jérome, des Königs von Westphalen, und durch Sachsen nach Teplitz, wo er zum Gebrauch der Bäder verweilte.

Dort erfuhr er, daß Napoleon, weit entfernt davon, die Clauseln seiner Abdication zu achten und zu erfüllen, das Königreich Holland mit dem Kaiserreich vereint habe. Der König erließ gegen dies Verfahren des Kaisers eine Protestation, in welcher er im Namen seines Sohnes, des minorennen Königs Napoleon Louis, diesen Act als eine durch nichts gerechtfertigte Gewaltthat des Kaisers bezeichnete, die Wiederherstellung Hollands auf Grund der geheiligten Völkerrechte und Gesetze beanspruchte und die Vereinigung Hollands mit Frankreich in seinem und seiner Söhne Namen für ungültig erklärte.

Napoleon beantwortete diese Protestation des Königs damit, daß er ihm durch den französischen Gesandten in Wien befehlen ließ, bis zum 1. December 1810 wieder nach Frankreich zurückzukehren, „wenn er nicht als ein Rebell, der es wage, sich gegen das Oberhaupt seiner Familie und die Constitution des Kaiserreichs aufzulehnen, betrachtet und behandelt sein wolle."

Louis ließ diese Drohung unbeantwortet und fügte sich ihr nicht. Er zog sich nach Gratz in Steiermark zurück und lebte dort als ein einfacher Privatmann, bewundert und geliebt nicht blos von Denen, welche ihm dort nahe kamen, sondern auch ganz Europa Achtung gebietend durch die edle und wahrhaft hochherzige Weise, in welcher er seine eigene Größe dem Wohl seines Volkes geopfert hatte. Selbst seine und Napoleons Feinde konnten dem König von Holland diesen Tribut ihrer Achtung nicht

versagen, und sogar Ludwig XVIII. sagte von ihm: „Louis Bonaparte ist durch seine Abdankung in Wahrheit ein König geworden; indem er der Krone entsagte, hat er sich würdig gezeigt, sie zu tragen. Er ist der erste Monarch, der ein so großes Opfer aus reiner Liebe zu seinem Volk gebracht hat; Andere vor ihm haben auch ihren Thron verlassen, aber sie haben es aus Degout, aus Ueberdruß der Macht gethan. Aber in der Handlungsweise des Königs von Holland ist etwas wahrhaft Erhabenes, welches man Anfangs nicht recht gewürdigt hat, aber welches, wenn ich nicht irre, die Nachwelt bewundern wird.“ *)

In Gratz lebte Louis Bonaparte, Graf von St. Leu, einige friedliche, stille Jahre, die ersten Jahre des Glückes vielleicht, die er in seinem kurzen und von so vielfachen Stürmen bis dahin zerrissenen Leben genossen hatte. Arbeit und Studien füllten seine Tage aus und ließen ihn leicht seiner früheren Größe und Bedeutsamkeit vergessen. Wie er einst seinen Ehrgeiz darein gesetzt, ein guter König zu sein, war es jetzt sein Ehrgeiz, ein guter Schriftsteller zu werden. Er ließ einen Roman „Marie“ drucken, und durch den Erfolg, den derselbe in Freundeskreisen gefunden, ermuthigt, ließ er auch seine Gedichte erscheinen, Gedichte, deren zärtliche und glühende Sprache bewies, daß dies so viel verkannte, so oft zurückgestoßene und darum so scheue und mißtrauische Herz endlich sich erwärmen konnte zu einer ebenso zarten als innigen Liebe, welcher Maria Pascal, die schöne Harfenkünstlerin, zu widerstehen wohl nicht die Grausamkeit hatte.

Aber es kam ein Tag, an welchem Louis Bonaparte allen diesen süßen Stimmen des Glückes, des Friedens und der Liebe sein Ohr verschloß, um nur noch die Stimme der Pflicht zu hören, welche ihm gebot nach Frankreich und an die Seite seines Bruders zurückzukehren. So lange die Sonne des Glückes über Napoleon leuchtete, hielt der freiwillig von seinem Thron herabgestiegene König Ludwig von Holland sich in dunkler, unscheinbarer Ferne, aber als die Tage des Unglücks über den Kaiser hereinbrachen, da gab es für seinen treuen und tapferen Bruder nur Eine Stelle, die Stelle an der Seite seines Kaisers.

„An dem Tage,“ sagt Frau von St. Elme, welche sich gerade zu

*) Mémoires d'une femme de qualité. Vol. V. S. 47.

der Zeit in Gratz befand und Zeuge der Abschiedsscene zwischen Louis Bonaparte und den Bewohnern von Gratz war, „an dem Tage, wo Oesterreich auf so unvermuthete Weise seine Allianz mit Frankreich brach, fühlte König Louis die Nothwendigkeit, dem Asyl zu entsagen, welches er jetzt nur noch den Feinden Frankreichs verdankt haben würde, und er eilte von dem ungerechten großen Manne, der ihn zurückgestoßen hatte, den einzigen Platz zu beanspruchen, welcher der Würde seines Charakters angemessen war, den Platz an seiner Seite."

„Aber welch ein Kummer, ein Gegenstand des Bedauerns war dies für die Einwohner von Gratz, ja für ganz Steiermark, denn es gab in Steiermark nicht eine fromme Stiftung, nicht eine nützliche Anstalt, nicht eine arme Familie, die sich nicht seiner Wohlthaten zu erinnern gehabt hätte, und doch wußte man, daß er, der so eilig und unvorbereitet vom Thron herniedergestiegen war, nur geringe Mittel besaß, und sich selber manchen Lebensgenuß versagte, um Andern hülfreich zu sein. Man bat, man beschwor ihn mit Thränen, da zu bleiben, und als er dennoch bei seinem Beschluß beharrte, als man ihm endlich die Pferde, welche man ihm anfangs verweigern wollte, auf seine dringend wiederholte Forderung doch gewähren mußte, da spannte das Volk die Pferde von seinem Wagen, um sich selber davor zu spannen und ihm bis vor die Thore der Stadt das Geleit seiner Liebe zu geben. Seine freiwillige Abreise glich einem wahren Triumphzuge, und dieser verbannte König ohne Vaterland ward, indem er sein Exil verließ, mit eben solchen Liebesdemonstrationen begrüßt, als indem er den Thron bestiegen hatte." *)

*) Mémoires d'une contemporaine. Vol. IV. S. 377.

X.

Junot, der Herzog von Abrantes.

Während alle die Getreuen sich beeilten, sich um Napoleon zu schaaren und dem vom Schicksal und von den Menschen bedrohten Helden ihre Hülfe und ihren Beistand darzubringen, während selbst sein Bruder Louis, aller Kränkungen und aller Beleidigungen vergessend, zu ihm eilte, ward einer seiner Getreuesten und Ergebensten, Einer, auf den der Kaiser in Noth und Tod sonst hatte rechnen dürfen, durch das Schicksal von ihm fern gehalten.

Dieser Eine war sein Jugendfreund und Waffengenosse Junot, der aus einem einfachen Bürgerhause hervorgegangen, durch seinen Heldenmuth und sein Verdienst sich zu dem Rang eines Herzogs von Abrantes erhoben hatte. Er allein blieb zurück, als die Kriegsdrommete alle Generäle Napoleons mit ihrer unheilvollen Stimme nach Paris berief. Aber er blieb nicht, weil er es wollte, sondern weil sein Verhängniß es wollte!

Junot, der Held so vieler Schlachten, der chevalier sans peur et sans reproche, der einstige Gouverneur von Madrid, der jetzige Gouverneur von Istrien und Illyrien, Junot war heimgesucht von der schlimmsten und entsetzlichsten aller Krankheiten — sein Gehirn war krank! Die Narben, welche sein Haupt und seine Stirn bedeckten und ein so edles Zeugniß seiner Tapferkeit und seiner Bravour ablegten, bekundeten zugleich die Quelle seines Leidens. Sein so oft verletztes, so vielfach von Säbelhieben getroffenes Haupt war wohl äußerlich genesen, aber die Wunden hatten ihre geistige Spur im Gehirn zurückgelassen.

Der Held so vieler Schlachten hatte sich in einen armen Irrsinnigen verwandelt. Und doch war dieser Irrsinnige noch immer der allmächtige und unumschränkte Beherrscher von Istrien und Illyrien. Napoleon, indem er ihn zum zweiten Male zum Gouverneur dieser Provinzen einsetzte, hatte ihm wahrhaft königliche Gewalt verliehen. Weil er den edlen Sinn, die Treue und Hingebung seines Waffenbruders kannte, hatte er ihn mit der Machtvollkommenheit eines Souverains bekleidet, und ließ ihn unbe-

dingt herrschen an seiner Statt. Niemand hatte daher die Macht und die Fähigkeit, ihn, den Kranken und Irrsinnigen, seiner hohen Stellung zu entheben, und ihm das Scepter zu entwinden. Napoleon hatte es in seine Hand gelegt, er allein konnte es von ihm zurückfordern. Selbst der Vicekönig von Italien, an welchen sich die Stände von Istrien in ihrer Noth und ihrer Herzensangst um Hülfe wandten, selbst Eugène vermochte nicht, ihnen zu helfen. Er konnte ihnen nur sagen: „Sendet einen Courier an den Kaiser und erwartet seine Antwort."

Aber damals war es nicht eine so leichte Sache, Couriere auf zweihundert Meilen Entfernung zu senden, damals gab es keine Eisenbahnen, keine Telegraphen, und die elektrische Kraft und der Magnetismus hatte sich noch nicht dem Menschengeist dienstbar gemacht. Die Illyrier sandten sofort einen Courier an den Kaiser ab, um die Abhülfe ihrer Noth zu erflehen, aber für sie galt das russische Sprüchwort: „Der Himmel ist hoch und der Kaiser ist weit!" — Wochen mußten vergehen, bis der Courier zurückkehren konnte mit der Antwort des Kaisers, und bis dahin gab es keine Hülfe, und bis dahin gab es keine andere Autorität, der man zu gehorsamen hatte, als den Herzog von Abrantes, den armen Irrsinnigen.

Keine Macht, keine Institution hatte das Recht, sich an seine Stelle zu setzen, oder sich nur einen Moment mit seiner Machtvollkommenheit zu bekleiden, ohne das Siegel der Souverainetät zu verletzen, das Napoleon seinem Gouverneur auf die Stirn geheftet.

Napoleon, dessen Krone schon auf seinem Haupte zu zittern begann, der schon seinem eigenen Sturz so nahe war, Napoleon besaß doch noch immer diese gigantische Macht, daß ein Reflex derselben genügte, um auf zweihundert Meilen weit entfernt von Frankreichs Gränzen die Unverletzlichkeit und Unantastbarkeit eines Mannes zu schützen, der seiner Vernunft beraubt, nicht mehr die Kraft der Ueberlegung und des Wollens hatte!

Wie schön, wie liebenswürdig und ritterlich war Junot gewesen in seinen früheren Tagen, wie hatte er in den Salons die schönen Frauen, auf dem Schlachtfelde die Soldaten und beim Tournier die Ritter zu bezaubern gewußt. In allen ritterlichen Künsten war er der Meister,

immer und überall der unbestrittene Sieger und Held. Als solcher hatte er das Herz des Fräuleins von Permont gewonnen; die Tochter der stolzen Baronin des Faubourg St. Germain hatte trotz des Entsetzens ihrer Mutter sich freudig entschlossen, die Gemahlin des Soldaten der Republik, des Waffengenossen Napoleons zu werden. Obwohl Junot kein anderes Vermögen als seinen Sold, keinen andern Adel als seinen Degen, seinen Ruhm besaß, genügte das doch, um sich die Gunst der Tochter einer strengen legitimistischen Mutter zu gewinnen, wie sehr auch diese Tochter selbst stolz daraf war, sich die letzte Abkömmlingin der Comnenen nennen zu können. — Napoleon, der es sehr liebte, seine Generäle und seinen jungen Adel sich mit dem legitimistischen Adel Frankreichs verbinden zu sehen, lohnte der Tochter des Faubourg St. Germain reichlich das Opfer, welches sie seinem Waffenbruder gebracht, indem sie ihr Wappen und ihren glorwürdigen Namen aufgab, um die Gemahlin eines Generals ohne Ahnen und Vermögen zu werden. Er machte aus seinem Freunde einen Herzog, und die Herzogin von Abrantes hatte nicht mehr nöthig, sich ihrer Titel zu schämen, die Enkelin der Comnenen konnte befriedigt sein mit den Huldigungen, welche man ihr als der Gemahlin des Gouverneurs von Lissabon darbrachte, zufrieden mit den Lorbeeren, welche das Haupt ihres Gatten schmückten, und denen er auf jedem Schlachtfelde einen neuen Zweig, aber auch neue Wunden hinzufügte.

Die Folgen dieser Wunden hatten die Lorbeeren des Helden mit dunklem Trauerflor verhüllt, und das häusliche Glück der armen Herzogin auf immer vernichtet. Sie hatte früher als Andere den traurigen Zustand ihres Gemahls erkannt, aber sie hatte aus demselben vor aller Welt ein Geheimniß zu machen gewußt. Nur hatte sie sich geweigert, den Herzog von Abrantes nach Illyrien in sein Gouvernement zu begleiten,, und war in Paris zurückgeblieben, immer noch hoffend, daß eine Veränderung des Klima's und der Verhältnisse ihrem Gemahl die Gesundheit wieder geben könne.

Aber Junot war und blieb krank. Die Anfälle des Irrsinns und der Wuth, die sonst nur vereinzelt und selten gewesen waren, wurden jetzt häufiger, und waren bald kein Geheimniß mehr. Ganz Illyrien wußte, daß sein Gouverneur ein Irrsinniger sei, nnd doch wagte Niemand

sich seinem Willen zu widersetzen und seinen Befehlen den Gehorsam zu verweigern, doch fügte sich alles in Demuth und schweigender Unterwürfigkeit seinem Willen, der Rückkehr des Couriers harrend, den man an den Kaiser nach Paris entsandt hatte!

„Aber der Himmel ist hoch und der Kaiser ist weit!“ Und viel Schlimmes noch konnte geschehen und geschah, bevor der Courier heimkehrte nach Triest, wo Junot residirte. Das Leiden des armen Herzogs mehrte sich mit jedem Tage, seine Wuthanfälle wurden gefährlicher und häufiger, und konnten bei dem geringsten Anlaß ausbrechen.

Einmal hatte ihn eine Nachtigall, die unter seinem Fenster in dem Fliedergebüsch des Parks sang, im Schlaf gestört; am andern Morgen ließ Junot Generalmarsch schlagen und zwei Bataillone Croaten mußten im Park aufmarschiren, um gegen die arme Nachtigall einen Feldzug zu beginnen, welche den Schlaf des Herzogs zu stören gewagt.

Ein anderes Mal meinte Junot eine große Verschwörung entdeckt zu haben, welche unter sämmtlichen Hammeln von Illyrien angezettelt war, und er ließ die ganze Wachsamkeit der Polizei, alle Mittel der Administration und die ganze Strenge der Gesetze gegen diese Verschwörung der Hammel aufbieten.

Dann wieder hegte er eine plötzliche romantische Neigung für eine junge und schöne Griechin, die seinem Haushalt angehörte. Da das junge Mädchen seinen Bewerbungen den Stolz ihrer Tugend entgegenzusetzen wagte, bemächtigte sich Junot's eine leidenschaftliche Verzweiflung, und er beschloß, sein Palais in Brand zu stecken, um in den Flammen sein Herz und seine Liebe zu tödten. Zum Glück entdeckte man noch rechtzeitig seine Absicht und vermochte dem kaum entzündeten Feuer Einhalt zu thun.

Plötzlich dann überkam ihn ein leidenschaftlicher Widerwille gegen all' dieses Geräusch und diese Pracht, die ihn umgab, und aus dem Lärmen der Feste, von dem Glanze seiner Stellung sehnte er sich fort nach der Stille und Anspruchslosigkeit eines unscheinbaren dürftigen Lebens.

Fortwährend begehrte er Bauer zu werden und eine Hütte bewohnen zu können, und da Niemand da war, der das Recht gehabt, ihn seiner hohen Würden zu entkleiden, und ihm seinen Wunsch zu gewähren, faßte

er den Entschluß, sich aus eigener Machtvollkommenheit dieser Größe zu entkleiden, die sein armes krankes Herz so sehr bedrückte, und den Belästigungen sich zu entziehen, welche seine Würde ihm auferlegte.

Unter dem Vorwand, die Provinzen bereisen zu wollen, verließ er Triest, um einige Wochen hindurch ein ganz neues Leben zu führen, das sogar einen Moment die Aufregung seines Geistes zu besänftigen schien. Fast incognito kam er in der kleinen Stadt Goritzia an, und erkundigte sich in dem Gasthof, in welchem er abstieg, nach dem bescheidensten und unscheinbarsten Etablissement, welches den unschuldigen und harmlosen Freuden redlicher Arbeiter gewidmet sei. Man bezeichnete ihm als solches ein Etablissement, welches den Namen „die Eisgrube" führte, und in welchem die armen Tagesarbeiter sich von den Mühseligkeiten ihres Tages bei einem gemeinschaftlichen Kruge des leichtesten Biers oder Weins zu erholen pflegten.

In der „Eisgrube" nahm nun der Gouverneur von Illyrien seine Residenz. Selten verließ er sie, weder bei Tag noch bei Nacht, und mit harmlosester Fröhlichkeit nahm er dort, gleich dem großen König Harun al Raschid, Theil an den unschuldigen Vergnügungen der glücklichen und zufriedenen Armuth. Hier auch sollte dieses arme, sonst so großmüthige und wohlwollende Herz seines letzten Trostes, seiner letzten Freude theilhaftig werden, hier sollte er einen letzten Freund finden!

Dieser letzte Freund des Herzogs von Abrantes, dieser Pylades des armen irrsinnigen Orestes war — ein Irrsinniger! Ein armer Narr von guter Familie, und so gutartig und unschädlich, daß man ihn unbehindert umhergehen ließ, und seine Thorheiten, die Niemand Schaden bringen konnten, belachte. Aber trotz seiner Gutartigkeit war ihm doch ein sanglanter Witz, eine geistvolle Bouffonnerie eigen, die sich frei über Alles erging und keines Standes und keines Ranges schonte.

Die bald beißenden, bald drolligen „Lazzi" dieses Diogenes von Istrien waren bald allein noch im Stande, die finstern Sorgen des zerrütteten Helden zu zerstreuen, und ein unendliches Vergnügen gewährte es ihm, all' den Glanz und die Größe der Gesellschaft, die er selbst so theuer erworben und doch so wenig genossen hatte, lächerlich gemacht zu sehen. Der Narr besaß ein besonderes Talent, gerade den Pomp des

Gouverneurs und die französische Eleganz seiner Beamten auf höchst burleske Weise nachzuahmen, und wenn er dies that, kannte das Entzücken seines armen fürstlichen Freundes keine Grenzen mehr.

Nach einer solchen Scene warf sich der Herzog von Abrantes einst voll Enthusiasmus in die Arme seines Freundes, und bekleidete ihn mit den edlen Insignien der Ehrenlegion, indem er ihm das Großkreuz dieses Ordens, das der Herzog selber trug, um den Hals legte.

Der Kaiser hatte Junot die Machtvollkommenheit ertheilt, diesen Orden in der Provinz Illyrien und Istrien zu verleihen, und Niemand war daher befähigt und berechtigt, dem närrischen Diogenes den Ehrenschmuck zu entziehen, mit dem der Gouverneur selber ihn bekleidet hatte. Wochen lang konnte man daher durch die Straßen von Goritzia den tollen Narren daherschreiten sehen, sich blähend wie ein Pfau mit dem Großkreuz des schönen und ehrenvollen Ordens des Kaisers Napoleon, und zugleich die sanglantesten und beißendsten Bonmots gegen seinen eigenen Schmuck schleudernd. Oft begleitete ihn auf diesen Wanderungen alsdann der Herzog von Abrantes, bald laut auflachend über die Spöttereien des Narren, bald ihnen mit tiefsinniger Aufmerksamkeit lauschend, als wären es die Orakelsprüche eines weisen Sehers, welchen er andachtsvoll zuhörte. So zog dieses seltsame Paar durch die Straßen, oder setzte sich, Arm in Arm geschlungen, auf irgend einen Stein nieder, der da am Wege lag, wunderbare Glossen machend über die Vorübergehenden, oder tiefsinnig philosophirend über die Nichtigkeit des Ruhms und aller Größe, über die Kleinlichkeit und Bosheit der Welt, die herzzerreißenden und tiefergreifenden Scenen zwischen Lear und seinem Narren, welche der Genius Shakspeare's gezeichnet hat, verwirklichend.

Nach wochenlangem Harren kam endlich die Botschaft des Kaisers, welche den armen kranken Junot seines Postens und seiner Würde enthob, und den Herzog von Otranto an seine Stelle setzte.

Der arme Herzog von Abrantes verließ Illyrien und kehrte heim nach Frankreich, um in der kleinen Stadt Maitbart nach langen, schmerzvollen Kämpfen ein trostloses und einsames Ende zu finden für ein Leben voll Ruhm, Glanz, Heldenmuth und untadelhafter Rechtlichkeit.

IX.

Louis Napoleon als Veilchenverkäufer.

Allmälig begann der Glanz der Sonne, welche so lange die Augen von ganz Europa geblendet hatte, zu erbleichen, und der leuchtende Stern des Kaisers Napoleon fing an, von Wolken umdüstert zu werden. Das Glück hatte ihm Alles gewährt, was es einem Sterblichen darzubringen vermag. Es hatte alle Kronen Europa's zu seinen Füßen niedergelegt und ihn zum Herrn aller Monarchieen und aller Völker erhoben. In Erfurt und in Dresden war das Vorzimmer des Kaisers das Rendezvous aller legitimen und unlegitimen Kaiser, Könige und Fürsten Europa's gewesen, und nur England hatte niemals über sein feindseliges Gesicht die Maske der Freundschaft gelegt, und nie sich einem verhaßten und gefürchteten Nachbar gebeugt. Napoleon, der Herr Europa's, den die Kaiser und Könige jetzt gern und freudig „ihren Bruder" nannten, er konnte jetzt schon mit stolzem Triumph sich seiner Vergangenheit erinnern, er war so hoch gestiegen, daß er nicht mehr nöthig hatte, die Niedrigkeit, von welcher er hergekommen, zu verleugnen, sondern daß diese Niedrigkeit ihm jetzt ein neuer Triumph der Größe werden mußte.

Während des Congresses zu Erfurt waren eines Tages alle Kaiser, Könige und Fürsten an der Tafel Napoleons versammelt. Er hatte seinen Platz zwischen dem Kaiser von Rußland, seinem begeisterten Freunde, und dem Kaiser von Oesterreich, seinem Schwiegervater. Ihnen gegenüber saßen der König von Preußen, sein Bundesgenosse, obwohl Napoleon ihm die Rheinlande und Westphalen genommen, die Könige von Bayern und Würtemberg, denen Napoleon die Krone aufgesetzt, deren Kurfürsten- und Herzogthümer er in Königreiche verwandelt hatte, und von denen der Erste seine Tochter an Napoleons Adoptivsohn Eugène, und der Zweite seine Tochter an Napoleons Bruder Jerome verheirathet hatte. Da saßen ferner der König von Sachsen und der Großherzog von Baden, dem Napoleon die Nichte Josephinens, Stephanie von Beauharnais, vermählt hatte. Lauter legitime Fürsten, deren Stammbaum eine glänzende und

stolze Dynastie zeigte, und in ihrer Mitte saß der Sohn des Advokaten von Corsika, Er, der Kaiser von Frankreich, Er, auf dem die Blicke aller dieser Kaiser und Könige mit bewunderndem Respekt ruhten. Man sprach eben von Napoleons eminentem, wunderbarem Gedächtniß, und der Kaiser wollte seinen staunenden Zuhörern erklären, wodurch er dasselbe so ausgebildet hatte.

„Als ich noch Unterlieutenant war,“ begann Napoleon, und sofort senkten sich die Blicke seiner Zuhörer scheu und beschämt auf die Teller nieder, und eine Wolke des Unwillens flog über die Stirn des Kaisers von Oesterreich bei dieser Erinnerung an die niedrige Herkunft seines Schwiegersohnes. Napoleon sah es, er ließ seinen Flammenblick über alle diese verlegenen unwilligen Gesichter dahin schweifen und machte eine kleine Pause. Dann begann er mit scharfer Betonung noch einmal: „Als ich noch die Ehre hatte Unterlieutenant zu sein,“ sagte er, und der Einzige all dieser Fürsten, welcher unbefangen geblieben war, der Kaiser Alexander von Rußland, legte seine Hand auf die Schulter des Kaisers und nickte ihm mit einem zärtlichen Lächeln zu, und freute sich der Geschichte zuzuhören, die der Kaiser erzählte aus der Zeit, als er noch „die Ehre hatte“ Unterlieutenant zu sein. *)

Napoleon, wie gesagt, war jetzt so hoch gestiegen, daß es für ihn keinen Gipfelpunkt mehr gab, und auch das letzte, das ersehnteste Glück hatte ihm das Schicksal gewährt. Seine Gemahlin Marie Louise hatte ihm am 20. Mai 1811 einen Sohn geboren, und durch den kleinen König von Rom waren die heißesten Wünsche Napoleons und Frankreichs erfüllt worden; der Kaiser hatte jetzt einen Erben, die Dynastie Napoleons war gesichert.

Feste daher überall, Feste in den Tuilerieen beim Kaiserpaar, Feste bei der Königin von Neapel, bei der Großherzogin von Guastalla, bei all den Herzögen des Kaiserreichs und bei der Königin von Holland.

Hortense fühlte sich krank und leidend, ein nervöser Kopfschmerz plagte sie seit einiger Zeit und verrieth das Geheimniß dieser Schmerzen und dieses Grams, das sie so sorgsam in ihrem Innern verborgen gehalten.

---

*) Bousset, Mémoires. Vol. 5.

Die Rosen ihrer Wangen waren erbleicht, das Feuer ihrer Augen war matter geworden. In Malmaison weinte ihre Mutter um ihr verlorenes Glück, und wenn Hortense sie getröstet und mit ihr geweint, mußte sie ihre Augen trocknen und in die Tuilerieen eilen, um mit lächelndem Gesicht vor Derjenigen zu erscheinen, welche jetzt ihre Kaiserin und die glückliche Rivalin ihrer Mutter war.

Aber Hortense hatte ihr Geschick angenommen und sie war entschlossen, es ihrer und ihrer Mutter würdig durchzuführen. Sie bemühte sich also, der jungen Kaiserin eine treue, aufrichtige Freundin zu sein und die Wünsche des Kaisers zu erfüllen, indem sie trotz ihrer Schmerzen Feste gab und glänzende Gesellschaften um sich versammelte.

„Der Kaiser will es so, der Kaiser hat es gesagt," das genügte für Alles, was ihn umgab, es genügte auch für die Tochter Josephinens. Ihre Mutter war gegangen, weil der Kaiser es wollte; Hortense war geblieben, weil der Kaiser es wollte, und sie gab jetzt Feste, weil der Kaiser es wollte. Aber selbst diese Feste des Carnevals 1813 hatten etwas Finsteres und Trauriges, denn man sah da so viele Krüppel und Invaliden, welche die traurige Niederlage des vergangenen Jahres vergegenwärtigten. Es fehlte den Bällen so sehr an jungen Männern, welche zu tanzen vermochten, denn die fortwährenden Kriege hatten die Jugend Frankreichs alt und lahm gemacht und die Jünglinge in Krüppel verwandelt.

Aber der Ehrgeiz des Eroberers fand immer noch nicht sein Genüge; es gab nur noch Eine Krone, welche Napoleon nicht in seiner Hand gewogen und aus welcher er noch keinen Stern hatte herausbrechen können, das war die Krone des Kaisers von Rußland, Napoleon zog also mit seinem Heer nach Rußland, um im Kreml zu Moskau die Krone der Zaren aufzusuchen.

Der Stern seines Glückes erblaßte vor den Feuergluthen des Brandes von Moskau, die Sonne seiner Herrlichkeit und seines Ruhms hatte nicht die Macht, diese Schneemassen und diese Winterkälte zu erwärmen, welche sein schönes Heer in Wilna und an der Beresina mordete. Der Stern seines Glückes war erblaßt, und ohne Heer und ohne Ruhm war Napoleon 1812 aus Rußland heimgekehrt.

Unter traurigen Auspicien nahm das Jahr 1813 seinen Anfang. Abergläubische und furchtsame Leute wollten schon darin eine unglückliche Vorbedeutung sehen, daß dieses Jahr die schlimme Zahl 13 trug, und daß es an einem Freitag begonnen hatte. Dennoch gab man überall Feste zu Ehren dieses neuen Jahres und betäubte das unheimliche Geflüster seiner Ahnungen unter den rauschenden Klängen der Musik. Der Kaiser hatte befohlen, daß auch der Hof und die ganze Kaiserfamilie in diesem Winter Feste und Bälle gebe und dadurch den Parisern seine gute Zuversicht und seine Hoffnung auf die Zukunft beweise. Er wollte nicht, daß man das Unglück von Moskau als ein Unglück für Frankreich bedauere. Diejenigen also, welche auf den Todtenfeldern Rußlands, die doch keine Schlachtfelder gewesen, ihre Angehörigen verloren, mußten sich bemühen, ihre Thränen zu verbergen, Diejenigen, deren Angehörige als Krüppel und in siechem Zustande heimgekehrt, mußten diese Heimkehr als ein Glück preisen und sie in glänzenden Festen feiern.

Der Kaiser hatte befohlen, daß man Feste veranstalte, und Hortense gehorchte. Sie arrangirte für die Hoffeste Quadrillen im Costüm, zu denen sie selber die Zeichnungen entwarf und die Musik componirte, und da der Kaiser mit schmerzlichem Unwillen bemerkte, daß auf den Bällen nicht getanzt werden konnte, ersann Hortense andere Festlichkeiten, welche dieses Mißgeschick verhüllten. Statt der Tänze führte man Sprichwörter auf, statt zu tanzen stellte man lebende Bilder dar.

Aber während Hortense so der Mittelpunkt und die Seele der Hoffestlichkeiten war, während sie anscheinend glänzende Tage der Freude dahin lebte, war ihre Seele von trüben Ahnungen erfüllt, bereitete sie in der Stille ihres Herzens sich vor auf die Tage des Unglücks, von denen sie wußte, daß sie unabwendbar seien. Sie wollte für diese Tage sich ein starkes Herz und eine entschlossene Seele schaffen, und auch ihre Kinder, ihre beiden geliebten Söhne, wollte sie lehren, an die Vergänglichkeit ihres Glückes zu glauben, und dem Unglück gefaßt entgegenzugehen. Sie hatte kein Mitleid mit der zarten Jugend dieser acht- und sechsjährigen Knaben, kein Mitleid, weil sie sie zu warm und stark liebte, um sie verweichlichen zu wollen. Sie besaß die schöne Energie der Mutterliebe, welche ihre Kinder nicht schont, um sie zu tapfern Kämpfern gegen das Unglück zu

bilden und ihre Stirnen hart zu machen, damit sie gestählt sind gegen die Pfeile der Widerwärtigkeiten. Deshalb, inmitten des Glanzes, der sie jetzt umgab, war die Königin immer bemüht, ihre Söhne vorzubereiten auf die Tage des Unglücks, welche kommen konnten, und für dieselben sie stark und gefaßt zu machen.

Eines Tages gab die Herzogin von Bassano der Königin zu Ehren einen Ball, und Hortense, obwohl leidend und traurig, raffte sich von ihrer Causeuse auf und ließ sich schmücken. Ihr blondes Haar, das, wenn es aufgelöst war, über ihre Schulter bis auf ihre Füße niederfiel, ward auf altgriechische Weise coiffürt und geschmückt mit einer Blumenguirlande, die indeß nicht aus natürlichen Blumen, sondern aus Hortensien von Diamanten bestand. Dazu legte sie ein Gewand von rosa Crepp an, das mit einem Plein von großen Hortensien in Silber gestickt war. Den Saum des Kleides und der Schleppe faßte eine Guirlande, von köstlichen Blumen aus Veilchen und Rosen zusammengesetzt, ein. Ein Bouquet von Hortensien aus Diamanten prangte an ihrem Busen, und auch das Collier und die Armbänder bestanden aus kleinen diamantenen Hortensien. In diesem reichen und geschmackvollen Anzug, einem Geschenk, das die Kaiserin Josephine am Tage zuvor ihrer Tochter gesandt, trat Hortense in den Saal, wo die Damen und Cavaliere ihres Hofes sie in glänzender Parüre erwarteten, um der Königin zu dem Ballfest zu folgen. *)

*) Die Königin Hortense war überhaupt bewunderswürdig in der Wahl ihrer Toiletten, welche immer von ihrem feinen und ausgezeichneten Geschmack zeugten, und bei deren Auswahl sie weniger die Mode, als das, was ihr wohlgefiel, zu Rathe zog. So erschien sie auf einem Hofball des Jahres 1813, wo man immer nur schwere Kleider mit Gold- und Silberstickerei sah, in einem ganz einfachen weißen Tüllkleide über einem weißen Atlaskleide, das in gleichmäßigen Entfernungen von Diamantagraffen aufgenommen war. Dazu eine Krone von Brillanten, welche die ganze Fülle ihres reichen blonden Haares bedeckte, ein Gürtel von Brillanten und vor der Brust ein Bouquet von Brillanten, aus welchem zwei Reihen von gerade gefaßten Brillanten bis zum Rande des Atlaskleides niedergingen und dort über dem Fuß ein anderes Bouquet von Brillanten, ganz ähnlich dem des Gürtels, hielten. Es versteht sich von selbst, daß das Collier und die Ohrgehänge zu diesem Ensemble paßten. (Cochelet, Mémoires sur la reine Hortense. Vol. I. S. 56.)

Es war ein glänzender Anblick, den der Saal mit diesen geschmückten, von Brillanten funkelnden Frauen, mit diesen Cavalieren in ihren reichen, goldgestickten Uniformen darbot. Die beiden Söhne der Königin, welche in diesem Moment hereingesprungen kamen, um von ihrer „**bonne petite maman**“ Abschied zu nehmen, blieben wie geblendet vor all dem Glanz, der sie umgab, einen Moment stehen und nahten sich dann nur schüchtern ihrer Mutter, die ihnen wie die in Rosenwolken schwebende Feenkönigin ihrer Märchen erscheinen mochte. Die Königin errieth die Gedanken ihrer Knaben, deren offenes Gesicht für sie wie ein aufgeschlagenes Buch war, in dem sie jede Empfindung zu lesen verstand.

Sie reichte jedem der Kinder eine Hand dar und führte sie zu einem Sessel, auf welchem sie sich niederließ und den jüngsten Knaben, den kleinen kaum sechsjährigen Louis Napoleon, auf ihren Schooß hob, während Napoleon Louis, ihr um zwei Jahre älterer Sohn, neben ihr stand und, seinen vollen schönen Lockenkopf an die Schulter Hortensens gelehnt, mit zärtlichen Blicken zu dem bleichen, ausdrucksvollen Antlitz seiner Mutter emporschaute.

„Nicht wahr, Napoleon,“ sagte Hortense, während sie ihre schmale, von Brillanten funkelnde Hand auf das Haupt ihres ältesten Sohnes legte, „nicht wahr, Du findest, daß ich heute sehr schön gekleidet bin?“

„Würde ich Dir weniger gefallen, wenn ich arm wäre und keine Brillanten trüge, sondern nur ein einfaches schwarzes Kleid? Würdest Du mich dann weniger lieb haben?“

„Nein, Maman!“ rief der Knabe fast zürnend, und der kleine Louis Napoleon, der auf dem Schooß seiner Mutter saß, wiederholte mit seiner zarten, kleinen Stimme: „Nein, Maman!“

Die Königin lächelte. „Brillanten und Kleider machen nicht glücklich, und wir Drei würden uns also eben so sehr lieben, wenn wir auch keine Brillanten besäßen, wenn wir auch arm wären. Aber sage mir doch, Napoleon, wenn Du nun nichts besäßest und ganz allein auf der Welt wärst, was würdest Du thun, um Dir weiter zu helfen?“

„Ich würde Soldat werden,“ rief Napoleon mit blitzenden Augen, „ja, ich würde Soldat werden, und ich würde mich tapfer schlagen, daß man mich zum Officier befördern müßte.“

„Und Du, Louis, was würdest Du thun, um Dir Dein Brot zu verdienen?"

Der kleine Knabe hatte mit tief-ernstem Gesicht den Worten seines Bruders zugehört, und schien noch darüber nachzudenken. Er mochte fühlen, daß der Tornister und das Gewehr doch noch zu schwer für seine kleinen Schultern sein würden, und daß er noch zu schwach sei, um Soldat zu werden.

„Ich," sagte er nach einer Pause, „ich würde Bouquets von Veilchen verkaufen, wie der kleine Knabe, der immer am Thor der Tuilerieen steht, und von dem wir alle Tage kaufen."

Die Hofdamen und Cavaliere der Königin, welche diesem seltsamen Gespräch schweigend zugehört, lachten jetzt laut auf bei der naiven Antwort des kleinen Prinzen.

„Lachen Sie nicht, meine Damen," sagte die Königin sehr ernst, indem sie aufstand, „es war kein Scherz, sondern eine Lehre, welche ich meinen Söhnen gab, die so geblendet waren von dem Schimmer der Brillanten. Das Unglück der auf dem Thron geborenen Fürsten ist es, daß sie glauben, daß Alles ihnen unterthan, daß sie aus einem andern Stoff gebildet seien, als die andern Menschen, und daß sie keine Verpflichtungen gegen dieselben hätten; sie wissen nichts von den menschlichen Leiden und Entbehrungen und glauben nicht, daß dieselben sie jemals berühren könnten. Deshalb sind sie, wenn das Unglück kommt, so überrascht und niedergeschmettert, und bleiben immer unter ihrem Schicksal und von demselben niedergebeugt. Davor will ich meine Söhne bewahren!" *)

Sie beugte sich nieder und küßte ihre Knaben, die, während Hortense mit ihrem glänzenden Gefolge nach den Tuilerieen fuhr, noch lange beide überlegten, ob sie sich leichter ihr Brod verdienen könnten, wenn sie Soldat würden, oder wenn sie, wie der kleine Bettelknabe vor den Tuilerieen, Bouquets von Veilchen verkauften.

---

*) Der Königin eigene Worte.

XII.

Die Tage des Unglücks.

Die Feste und Bälle, mit denen man sich in Frankreich das nahende Unglück hinwegzuleugnen strebte, sollten indeß bald ihre Endschaft erreichen. Der Kanonendonner der Schlachten von Hanau und Leipzig machte die Tanzmusik in den Tuilerieen verstummen, und in dem Salon der Königin Hortense, wo man sonst gezeichnet und gesungen und die neuesten Erscheinungen der Literatur gelesen, beschäftigten sich die Damen damit, Charpie zu pflücken für die Verwundeten, welche täglich von der Armee in den Hospitälern von Paris eintrafen. Die Kriegserklärung Oesterreichs und Rußlands hatte Frankreich aus seinem stolzen Siegestaumel aufgeschreckt, die verlorenen Schlachten hatte ihm das Erbleichen des Sternes verkündet, der so lange über Napoleon geleuchtet. Jedermann fühlte, daß man sich einer Krisis nähere, Jedermann bereitete sich vor auf die unheilvollen Ereignisse, die wie eine dunkle Wolke über Frankreich heraufzogen, Jedermann beeilte sich, die Stelle einzunehmen, welche ihm die Pflicht und die Ehre anwiesen. Deshalb kehrte Louis Bonaparte jetzt aus Gratz nach Paris zurück, denn er hatte die Stimme des Unglücks gehört, welche den Kaiser bedrohete, und er wollte an seiner Seite sein, um ihn zu vertheidigen.

Hortense empfing diese Nachricht von der Rückkehr ihres Gemahls nicht als Weib, sondern als Französin, als Königin. „Ich bin ganz damit zufrieden," sagte sie, „denn mein Gemahl ist ein guter Franzose und er beweist es dadurch, daß er in dem Moment, wo ganz Europa sich gegen Frankreich erklärt, hierher zurückkehrt. Er ist ein Ehrenmann, und wenn unsere Charactere nicht mit einander sympathisiren mochten, so kam das daher, weil wir Beide Fehler besaßen, die sich nicht mit einander vertragen konnten."

„Ich," fügte sie mit einem sanften Lächeln hinzu, „ich war zu stolz, man hatte mich verzogen, und ich war daher vielleicht zu sehr von meinem eigenen Werth durchdrungen, und das ist kein Mittel, um mit Jemand,

der mißtrauisch und verstimmt ist, in Frieden leben zu können. Aber unsere Interessen blieben immer dieselben, und es ist des Charakters des Königs würdig, daß er herbeieilt, um sich mit allen Franzosen zur Vertheidigung seines Vaterlandes zu einigen. Auf diese Weise allein können wir in Dankbarkeit vergelten, was das Volk für unsere Familie gethan hat.“ *)

In den ersten Januartagen des Jahres 1814 verbreitete sich ein panischer Schrecken durch ganz Paris und mit Entsetzen flüsterte man sich einander in's Ohr: die Feinde hätten die Grenze Frankreichs überschritten, die Russen, die Oesterreicher und Preußen marschirten auf Paris zu. Zum ersten Male nach so langen Jahren des Triumphes zitterte Frankreich für seine siegesstolze Armee und glaubte an die Möglichkeit des Unterliegens. —

Auch in den Tuilerieen herrschte zum ersten Mal eine traurige, düstere Stimmung, und während man sonst, wenn der Kaiser zur Armee gegangen war, immer gefragt hatte: „Wann werden wir wohl die erste Siegesnachricht erhalten?“ blickte man jetzt nur mit stummen, fragenden Blicken in das blasse, umdüsterte Antlitz Napoleons.

Am 24. Januar verließ Napoleon Paris, um sich zur Armee zu begeben. Die Kaiserin Marie Louise, die er zur Regentin ernannt, indem er ihr einen aus seinen Brüdern und den Ministern bestehenden Regentschaftsrath an die Seite gestellt, die Kaiserin hatte unter tausend Thränen von ihrem Gemahl Abschied genommen, und die Königin Hortense, welche allein bei diesem Abschied zugegen gewesen, hatte noch lange bei der Kaiserin bleiben müssen, um sie zu trösten und ihr Muth einzusprechen.

Aber Hortense war weit entfernt, jene Zuversicht wirklich zu empfinden, welche sie der Kaiserin und ihrem eigenen Hofe gegenüber zur Schau trug. Sie hatte niemals an die Dauer dieser Triumphe und dieses Glückes geglaubt, sie hatte in verschwiegener Seele sich immer vorbereitet auf das nahende Unheil, und deshalb fühlte sie sich jetzt muthig und bereit, demselben gegenüberzutreten und sich und ihre Kinder gegen dessen Angriffe

*) Cochelet, Mémoires sur la reine Hortense. Vol. I. S 167.

zu vertheidigen. Sie allein war daher besonnen und ruhig, während die ganze Kaiserfamilie zitterte und zagte, während ganz Paris von einem panischen Schrecken ergriffen war, während die furchtbare Botschaft die Stadt durchlief: „Die Kosaken kommen, die Kosaken stürmen nach Paris her! Der Großfürst Konstantin hat seinen Truppen versprochen, daß sie sich an der Asche von Paris wärmen sollen, und der Kaiser Alexander hat geschworen, daß er in den Tuilerieen schlafen will."

Man träumte nur noch von Plünderung, Mordbrennerei und Raub, man zitterte nicht blos für sein Leben, sondern auch für sein Eigenthum und beeilte sich daher seine Schätze, seine Brillanten, sein Gold und Silber zu vergraben, um es vor den raubgierigen Händen der gefürchteten Kosakenhorden zu sichern. Man vergrub seine Schätze in den Kellern oder legte sich Verstecke in den Mauern der Häuser an. So ließ die Herzogin von Bassano alle ihre Kostbarkeiten in ein kleines abgesondertes und verstecktes Cabinet bringen, die Thür desselben alsdann vermauern und mit Tapeten überhängen. Unter diesen Kostbarkeiten hatten sich auch einige große Stutzuhren in goldenen, mit Edelsteinen ausgelegten Gehäusen befunden, aber unglücklicherweise hatte man vergessen, diese Uhren anzuhalten, und so verkündeten sie noch acht Tage lang, durch ihr gemeinsames regelmäßiges Schlagen der Stunden, den Nachbarn das Geheimniß, welches man ihnen so gern hätte verbergen mögen.

Aber der Ruf: „Die Kosaken kommen!" war nicht das einzige Schreckbild der Pariser. Noch ein zweites, lange verstummtes Wort wehte jetzt durch Paris hin und klang den Kaiserlichen wie eine ganz fremde, nie gehörte Melodie, den Royalisten wie ein süßes, lang verstummtes Heimathslied, Dies Wort hieß: „der Graf von Lille!" oder wie die Royalisten sagten: „der König Ludwig XVIII.!" Jetzt flüsterten die Royalisten diesen Namen nicht mehr leise, sondern sie sprachen ihn mit lautem Enthusiasmus, und selbst diejenigen unter ihnen, welche sich dem Kaiserhof angeschlossen und eine Rolle an demselben gespielt, wagten jetzt schon ein wenig die Maske zu lüften und ihr wahres Antlitz sehen zu lassen.

Madame du Cayla, eine der eifrigsten Royalistinnen, welche indeß zur Hofgesellschaft der Tuilerieen gehörte, war nach Hartwell gegangen

um dem Grafen von Lille im Namen aller Royalisten von Paris die Grüße ihrer Liebe und ihrer Sehnsucht zu bringen und ihm zu sagen, daß man jetzt beginne, die Wege zu seiner Rückkehr und zu seiner Thronbesteigung zu bahnen. Sie war wiedergekehrt mit Vollmachten, die Verschwörung der Königlichen zu organisiren und ihnen die Sanction des Königs zu geben. Talleyrand, der Minister Napoleons, die glänzende Wetterfahne der Politik, hatte schon in seinem Innern von dem sich drehenden Winde der Politik eine Schwankung der Gesinnung erfahren, und als die Gräfin du Cayla, von Ludwig XVIII. mit heimlichen Aufträgen für Talleyrand versehen, in sein Cabinet trat und mit lauter Stimme sagte: „Ich komme von Hartwell, ich habe den König gesehen und er hat mir aufgetragen —" unterbrach er sie mit lauter, zürnender Stimme, indem er rief: „Sind sie rasend, Madame? Sie wagen es, mir ein solches Verbrechen zu gestehen?" Leise aber hatte er dann hinzugefügt: „Also Sie haben ihn gesehen? Nun gut, ich bin sein ganz ergebenster Diener." *)

Die Royalisten also bildeten schon mit ziemlicher Offenheit ihre Zusammenkünfte und ihre Verschwörungen, und der Polizeiminister Fouché, der Herzog von Otranto, dessen Ohren und Augen immer offen waren und der Alles wußte, was in Paris geschah, Fouché kannte auch sehr gut diese Complotte der Royalisten, aber er hinderte sie nicht, sondern ermahnte sie nur zur Vorsicht, indem er ihnen damit beweisen wollte, welche tiefe Verehrung und Liebe er selber für die unglückliche Königsfamilie empfände.

Unter allen diesen Wirrnissen und Beängstigungen bewahrte Königin Hortense allein sich ihre Ruhe und ihren entschlossenen Muth, und fern davon, wie die Uebrigen, ihre Kostbarkeiten zu verbergen, ihr Gold und Silber und ihre Papiere zu sichern, wollte sie in ihrer eigenen Lebensweise so wenig, als in ihrem Haushalt irgend eine Veränderung oder Beschränkung vornehmen; sie wollte den Parisern ein Beispiel geben, daß die Familie des Kaisers voll unerschütterlichen Vertrauens sei und fest an den Sieg glaube. Sie ließ daher ihren Haushalt im großen königlichen

*) Mémoires d'une femme de qualité. Vol. I. p. 133.

Styl weiter gehen, obwohl sie schon seit drei Monaten aus der erschöpften Staatskasse keine Auszahlung der für sie und ihre Söhne bestimmten Appanage erhalten hatte. Aber das Geld kümmerte sie wenig und das großmüthige und selbstvergessende Herz der Königin war mit ganz anderen Interessen beschäftigt, als mit denen ihrer Kasse und ihrer pecuniären Verhältnisse.

Sie wollte der Kaiserin Marie Louise, welche Napoleon vor seiner Abreise zur Armee zur Regentin von Frankreich ernannt hatte, sie wollte ihr den Muth einflößen, welchen sie selber besaß. Sie beschwor die Regentin, in diesen Stunden der Gefahr sich des großen Vertrauens, welches ihr Gemahl in sie gesetzt, würdig zu zeigen und feste und energische Entschlüsse zu fassen. Deshalb, als am 28. März die Schreckenskunde sich verbreitete, daß die feindlichen Armeen nur noch fünf Lieues von Paris entfernt seien, als ganze Schaaren von Flüchtlingen schon Paris verließen, eilte Hortense in die Tuilerieen, um die Kaiserin zu beschwören, auszuharren in Muth und Standhaftigkeit, und Paris nicht zu verlassen. Sie versuchte Marie Louise im Namen des Kaisers, ihres Gemahls, und des Königs von Rom, ihres Sohnes, anzuflehen, nicht zu achten auf die Stimme des Staatsraths, welcher nach langer Sitzung zu der Erklärung sich geeinigt: Paris könne sich nicht mehr vertheidigen, und die Kaiserin mit ihrem Sohn und dem Regentschaftsrath solle daher die Hauptstadt verlassen.

Aber Marie Louise war gegen alle diese dringenden und energischen Vorstellungen unempfänglich gewesen und die Königin hatte nicht vermocht, ihrer jungen charakterlosen Schwägerin die Energie einzuflößen, welche sie selber beseelte.

„Meine Schwester,“ hatte Hortense zu ihr gesagt, „mindestens werden Sie wissen, daß, wenn Sie Paris jetzt verlassen, Sie die Vertheidigung neutralisiren und dadurch Ihre Krone verlieren können, aber ich sehe, daß Sie mit vieler Resignation zu diesem Opfer bereit sind.“

„Es ist wahr,“ hatte ihr Marie Louise traurig geantwortet, „ich sehe es ein, ich müßte anders handeln. Aber es ist zu spät. Der Staatsrath hat entschieden, ich kann nichts dafür!“

So war denn Hortense traurig und niedergeschlagen in ihr Hôtel

zurückgekehrt, wo Lavalette und die Marschallin Ney mit den Damen der Königin sie erwarteten.

„Es ist Alles verloren," sagte sie mit einem so traurigen Ausdruck, wie man ihn nie zuvor an ihr gehört. „Ja, es ist Alles verloren. Die Kaiserin will Paris verlassen. Sie giebt mit leichtem Muth Frankreich und den Kaiser auf. Sie reist ab."

„Wenn sie das thut," rief der General Lavalette verzweiflungsvoll, „dann ist wirklich Alles verloren, und doch könnte jetzt ihr Muth und ihre Standhaftigkeit den Kaiser retten, welcher in Sturmschritten nach Paris eilt! Man hat also so lange berathen und erwogen, bis man das Schlimmste, was man wählen konnte, gewählt hat! Aber da es einmal so ist, was werden Sie thun, wozu werden Sie sich entschließen, Majestät?"

„Ich bleibe in Paris," sagte die Königin entschlossen; da man mir gestattet, Herrin meiner Handlungen zu sein, so bin ich entschlossen, hier zu bleiben und mit den Parisern die guten und die schlechten Chancen zu erwarten! Das ist immer besser und würdiger, als vielleicht auf offener Landstraße zur Gefangenen gemacht zu werden."

Und einmal diesen Entschluß gefaßt, zeigte die Königin jetzt eine freudige, muthvolle Entschlossenheit, eine ungetrübte heitere Besonnenheit. Sie beeilte sich vor allen Dingen, einen Courier nach Malmaison an die in dieser Stunde von Allen vergessene und verlassene Kaiserin Josephine zu senden und sie zu beschwören, sofort nach Navarra aufzubrechen; dann zog sie sich bei hereinbrechender Nacht in ihr Schlafgemach zurück, um nach so vielen Stunden der Aufregung zu ruhen.

Aber mitten in der Nacht ward sie auf eine traurige Weise aus ihrem Schlummer aufgeschreckt. Ihr Gemahl, mit dem sie seit seiner Rückkehr in keinerlei Berührung gekommen, wollte jetzt in der Stunde der Gefahr seine Rechte über seine Gemahlin und seine Kinder in Anspruch nehmen. Er schrieb an die Königin und verlangte von ihr, daß sie mit ihren Söhnen, gleich der Kaiserin Paris verlasse und Marie Louise folge. —

Hortense antwortete ihm mit einer entschiedenen Weigerung. Eine zweite kategorische Botschaft ihres Gemahls war die Erwiderung. Er

kündigte ihr an, daß, wenn sie nicht sofort seinem Willen sich füge und mit ihren Söhnen der Kaiserin, welche sein Bruder zur Regentin ernannt, folgen werde, er kraft seiner Rechte als Vater und als Gemahl von ihr seine beiden Söhne zurückfordern und sie ihr sogleich entreißen werde.

Bei dieser Drohung sprang die Königin wie eine gereizte Löwin von ihrem Lager empor. Ihre Wangen glühten und ihre Augen blitzten, mit lauter Stimme befahl sie, sofort ihre Kinder zu ihr zu führen, und dann die beiden Knaben mit leidenschaftlicher Innigkeit in ihre Arme schließend, rief sie: „Sagt dem König, daß ich in dieser Stunde noch mit meinen Kindern abreisen werde.“

XIII.

Die Alliirten in Paris.

Die Angst der Mutterliebe hatte bewirkt, was weder die Abreise der Kaiserin, noch die Nachricht von dem Herannahen der Kosaken vermochte. Hortense war abgereist. Sie hatte mit ihren Kindern und ihrem Gefolge, das sich indessen schon merklich zu verkleinern begann, Paris verlassen, und langte nach einer gefahrvollen und eiligen, schon von herumschwärmenden Kosaken beunruhigten Flucht in Navarra an, wo die Kaiserin Josephine mit Thränen des Kummers und der Freude zugleich ihre Tochter in ihre Arme schloß. Wenn auch Alles verloren war, ihr Glück und ihre Größe, und wenn auch das Unglück des immer noch von ihr geliebten Kaisers Napoleon ihr Herz bedrückte, so hatte Josephine doch jetzt ihre Tochter, ihre treueste Freundin, an ihrer Seite, und das war inmitten dieses Mißgeschicks und dieser Sorgen noch immer ein süßer Trost, ein köstlicher Gewinn.

Im Schloß zu Navarra erfuhr Hortense die Nachricht von dem Untergange des Kaiserreichs, von der Capitulation der Hauptstadt, von dem Einzug der Verbündeten, von der Abdankung Napoleons.

Als der Courier, den der Herzog von Bassano mit diesen Nachrichten nach Navarra gesandt, der Kaiserin Josephine sodann berichtete, daß man Napoleon die Insel Elba als Aufenthaltsort angewiesen, und daß er in Begriff sei, Frankreich zu verlassen und in die Verbannung zu gehen, rief Josephine mit Thränen des Schmerzes, indem sie in die Arme Hortensens sank: „Ach, Hortense, er ist unglücklich und ich bin nicht bei ihm! Er ist nach Elba verbannt! Ach, wenn seine Frau nicht wäre, würde ich zu ihm hineilen, um seine Verbannung mit ihm zu theilen!“

Während die Kaiserin klagte und weinte, hatte Hortense sich schweigend in ihre Gemächer zurückgezogen. Sie sah und erfaßte alle Consequenzen, welche für sie und die ganze Familie des Kaisers aus seinem Sturz hervorgingen, sie fühlte schon jetzt alle die Demüthigungen, die Kränkungen, denen die Napoleoniden von allen Seiten ausgesetzt sein würden, und sie wollte sich und ihre Kinder denselben entziehen. Sie faßte einen schnellen Entschluß und wollte ihn sogleich in's Werk setzen. Sie ließ ihre Vorleserin, Fräulein von Cochelet, eine von den wenigen ihrer Damen, welche treu an ihrer Seite geblieben, rufen, um ihr ihre Entschlüsse mitzutheilen.

„Louise,“ sagte sie zu ihr, „ich will auswandern. Ich stehe allein und schutzlos da, immer bedroht von einem Unglück, das für mich härter ist, als der Verlust aller Größe und aller Kronen, von dem Unglück, mir meine Kinder von meinem Gemahl entrissen zu sehen. Meine Mutter kann in Frankreich bleiben, weil die Scheidung sie frei und unabhängig gemacht hat, aber ich trage einen Namen, den man in Frankreich nicht mehr wird hören wollen, da die Bourbonen zurückkehren. Ich habe kein weiteres Vermögen, als meine Diamanten, ich werde sie verkaufen und mit meinen Kindern nach Martinique gehen, wo meine Mutter eine Besitzung hat. Ich war als Kind dort und habe mir davon eine angenehme Erinnerung bewahrt. Es ist ohne Zweifel ein hartes Loos, mein Vaterland, meine Mutter, meine Freunde verlassen zu müssen, aber großen Schicksalsschlägen gegenüber muß man sich einen großen Muth bewahren. Ich werde meine Kinder gut erziehen und das wird mein Trost sein.“ *)

*) Die eigenen Worte der Königin. Siehe Cochelet, Mémoires. Vol. I. S. 255.

Fräulein von Cochelet neigte sich mit Thränen der Rührung über die dargereichte Hand der Königin und bat sie mit flehenden und eindringlichen Worten, sie begleiten zu dürfen, daß Hortense es ihr endlich bewilligen mußte. Es ward unter ihnen ausgemacht, daß Louise nach Paris eilen solle, um in aller Stille diejenigen Vorkehrungen, welche zu der großen Reise der Königin nothwendig waren, zu machen, und sie reiste also unter dem Schutze des Couriers am andern Tage dahin ab.

Welch ein verändertes, entsetzenvolles Bild bot Paris den Blicken des Fräuleins von Cochelet dar. An dem Thor, durch welches sie einfuhren, hielten Kosaken die Wache, in den Straßen begegnete man nur den Uniformen der Russen, Oesterreicher und Preußen, an deren Armen man die stolzen Damen des Faubonrg St. Germain mit freudigem Triumph daher schreiten sah, diese Royalistinnen, welche die Sieger Frankreichs fast mit solchem Enthusiasmus und solcher Hingabe behandelten, als wären sie identisch mit den geliebten Bourbonen, deren Rückkehr man in einigen Tagen erwartete.

Das Hôtel der Königin war von einem schwedischen Regiment eingenommen, alle Diener waren daraus entflohen, die glänzenden Empfangssäle dienten jetzt den Eroberern Frankreichs zur Wohnung, und in den Tuilerieen machte man Vorbereitungen zum Empfang der Bourbonen.

Niemand wagte es, den Namen Napoleons auszusprechen. Diejenigen, welche ihm sonst am glühendsten geschmeichelt, waren jetzt am schnellsten bereit, ihn zu verdammen; diejenigen, welchen er die größten Wohlthaten erwiesen, verleugneten ihn am ersten, um dadurch die Wohlthaten, welche sie empfangen, vergessen zu machen; die eifrigsten Napoleonisten wurden jetzt die glühendsten Royalisten und steckten die größten weißen Cocarden an ihren Hut, um sich den neuen Herrschern desto früher bemerklich zu machen.

Aber doch gab es Einen Mann, welcher laut und mit liebevoller Bewunderung noch immer den Namen Napoleon nannte und ihm öffentlich den Zoll seiner Anerkennung darbrachte! —

Dieser Eine war der Kaiser Alexander von Rußland.

Er hatte Napoleon so sehr geliebt, daß selbst die von der Politik ihm

auferlegte Feindschaft nicht die Freundschaft für den Heros, welcher so lange Europa beherrscht, aus seinem Herzen hatte verwischen können.

Napoleons Geschick war entschieden und den eifrigen Bemühungen des Czaren verdankte er es, daß die Verbündeten die Forderungen des Kaisers bewilligt und ihn zum souverainen Herrn der Insel Elba ernannt hatten. Jetzt, da Alexander nichts mehr für Napoleon thun konnte, wollte er sich wenigstens noch seiner Familie nützlich zeigen und dadurch dem gestürzten Titanen die Treue und die Bewunderung bezeigen, die er noch immer für ihn empfand.

Die Kaiserin Marie Louise und der kleine König von Rom bedurften seines Beistandes nicht; die Kaiserin hatte von der Erlaubniß der Verbündeten, ihren Gemahl nach Elba begleiten zu dürfen, keinen Gebrauch gemacht, sondern hatte sich mit ihrem Sohn unter den Schutz ihres Vaters, des Kaisers von Oesterreich, begeben.

Kaiser Alexander wandte also seine ganze Theilnahme der geschiedenen ersten Gemahlin Napoleons und ihren Kindern, dem Vicekönig von Italien und der Königin von Holland, zu. Sein Interesse für die Königin war so groß, daß er erklärte, Hortense, falls sie nicht nach Paris kommen möchte, in Navarra aufsuchen zu wollen, um von ihr selber zu erfahren, in welcher Weise er ihr nützlich sein könne und wie sie ihr Schicksal geordnet zu sehen wünsche. —

Diesen wohlwollenden Gesinnungen des Kaisers gab sein Minister, der Graf Nesselrode, immer neue Nahrung, und Niemand war so beeifert, der Königin zu dienen, als er. Seit langer Zeit mit dem Fräulein von Cochelet innig befreundet, wollte der Graf jetzt ihr von seiner Freundschaft Beweise geben, und er wußte, daß er das nicht anders vermochte, als indem er der Königin Hortense und ihren Kindern nützlich zu sein strebte. Diesem vertrauten Freunde theilte das Fräulein die Absicht der Königin mit, Frankreich zu verlassen und nach Martinique auszuwandern. Graf Nesselrode lächelte traurig über diesen verzweifelten Entschluß eines tapfern Mutterherzens und beauftragte das Fräulein, die Königin zu bitten, daß sie ihm offen alle ihre Wünsche und Forderungen durch ihre Vertraute mittheilen lasse, damit er sie dem Kaiser hinterbringen könne.

Die Theilnahme an dem Geschick der Königin war überhaupt ganz

allgemein. Als in einer der Sitzungen der Minister der Alliirten, in denen die Geschicke Frankreichs, der Bourbonen und Napoleoniden gegen einander abgewogen werden sollten, man darüber berieth, was man für die Familie des Kaisers thun wolle, rief der Prinz von Benevent: „Ich plaidire allein für die Königin Hortense, denn sie ist die Einzige, welche ich hochachte.“ Graf Nesselrode fügte hinzu: „Wer würde nicht stolz darauf sein, sie in seiner Nation zu haben! Sie ist eine Perle Ihres Frankreichs!“ und Metternich vereinigte seine Lobsprüche mit denen der Uebrigen. *)

Aber alle diese Nachrichten, welche Fräulein von Cochelet der Königin mittheilte, alle die dringenden Bitten und Vorstellungen ihrer Freunde konnten Hortense nicht bewegen, ihre Einsamkeit zu verlassen und nach Paris zu kommen.

Es sei uns hier vergönnt, einen Brief der Königin, welchen sie über diese Angelegenheiten an Fräulein von Cochelet schrieb, mitzutheilen, weil er Zeugniß gibt von der edlen, schönen und echt weiblichen Gesinnung der Königin.

Dieser Brief lautet:

„Meine liebe Louise, alle Freunde schreiben mir gleich Dir **) dieselbe Frage: Was wollen Sie? Was verlangen Sie? Euch Allen antworte ich: Ich will gar nichts! Was kann ich auch wünschen? Ist mein Schicksal nicht schon festgestellt? Und wenn man die Kraft hat, einen großen Entschluß zu fassen, wenn man mit festem Blick und kaltem Blut der Idee in's Auge sehen kann, die Reise nach Indien oder nach America zu machen, dann ist es unnöthig, von irgend Jemand noch etwas zu fordern. Ich bitte Dich, thue keine Schritte, die ich nachher desavouiren müßte; ich weiß, daß Du mich liebst, und das könnte Dich fortreißen; aber in der That, ich bin persönlich gar nicht so sehr zu beklagen: ich habe inmitten der Größe und des Glanzes so viel gelitten! Vielleicht werde ich jetzt die Ruhe kennen lernen, und sie all dieser glänzenden Be-

---

*) Cochelet. Vol. I. p. 279.

**) Die Königin pflegte alle die jungen Damen, mit welchen sie früher im Pensionat der Madame Campan zusammen gewesen, und welche damals ihre befreundeten Gefährtinnen wurden, zu dutzen.

wegung, die mich einst umgab, vorziehen. Ich glaube nicht, daß ich in Frankreich bleiben kann: das lebhafte Interesse, welches man mir jetzt bezeigt, könnte in der Folge Anlaß zu Mißtrauen geben. Diese Idee ist niederschlagend, ich fühle es, aber ich will gern Niemanden Unruhe verursachen. Mein Bruder wird glücklich sein; meine Mutter kann ihr Vaterland und ihre Güter bewahren; ich werde mit meinen Kindern in die Fremde gehen, und weil dann das Glück Derer, welche ich liebe, gesichert ist, das Unglück ertragen können, welches nur meine Existenz, nicht aber mein Herz trifft. Ich bin noch ganz tief ergriffen und verwirrt von dem Schicksal, welches man dem Kaiser Napoleon und seiner Familie bestimmt hat. Ist es wahr? Ist Alles schon festgesetzt? Schreibe mir darüber! Ach, ich hoffe, daß man mir wenigstens meine Kinder nicht entreißen wird, denn alsdann würde ich keinen Muth mehr besitzen. Ich will sie so erziehen, daß sie in allen Lagen des Lebens sich glücklich fühlen sollen. Ich will sie lehren, das Glück und das Unglück mit gleicher Würde zu ertragen und ihr wahres Glück in der Zufriedenheit mit sich selbst zu suchen. Das ist mehr werth als alle Kronen. Sie sind gesund, das ist ein Glück für mich! Danke Herrn von Nesselrode für seine Theilnahme. Ich versichere Dich, daß es Tage giebt, welche man mit Recht unglückliche nennt, und die doch nicht ohne Reiz sind; das sind diejenigen, welche uns befähigen, die wahren Gesinnungen, welche man uns entgegen trägt, zu beurtheilen. Ich freue mich der Zuneigung, welche Du mir beweisest, und es wird mir immer wohlthuend sein, Dir zu sagen, wie sehr ich sie erwiedere. — Hortense." *)

---

*) Cochelet. Vol. I. S. 275—277.

XIV.

Briefwechsel zwischen der Königin und Fräulein Cochelet.

Hortense indeß verweilte noch immer in Navarra bei ihrer Mutter, fest entschlossen in ihrer Zurückgezogenheit und in ihrer Stille zu verharren, trauernd nur um das Schicksal des Kaiserhauses, und ganz gleichgültig für ihre eigene Zukunft. —

Aber desto mehr beschäftigten sich ihre Freunde — und Hortense hatte selbst im Unglück noch Freunde — mit ihrer Zukunft, desto eifriger war Mademoiselle Cochelet, diese treueste ihrer Freundinnen und Dienerinnen, darauf bedacht, aus diesem allgemeinen Sturz des Kaiserhauses mindestens einige Trümmer für die Königin zu retten.

Fräulein Cochelet verweilte noch immer in Paris, und die Briefe, welche sie täglich an die Königin von Navarra schrieb, und in denen sie ihr Bericht erstattete über Alles, was sich in Paris begab, sind ein zu treues Bild der damaligen seltsamen und verworrenen Zustände, als daß wir es uns versagen könnten, hier einige derselben mitzutheilen.

In einem ihrer ersten Briefe erzählt Fräulein Cochelet von einer Unterredung, welche sie mit Nesselrode in Bezug auf das Schicksal der Königin gehabt.

„Die Bourbonen," schreibt sie, „sind nun entschieden wieder angenommen. Ich fragte den Grafen Nesselrode, den ich eben verlassen habe: glauben Sie, daß die Königin in Frankreich wird bleiben können? Werden die neuen Herrscher dies angemessen finden? — Gewiß, erwiederte er mir, ich bin dessen sicher, denn wir werden es ihnen zur Bedingung machen, und ohne uns wären sie ja niemals zur Regierung gekommen! Es sind nicht die Bourbonen, sondern wir sind es, das ganze Europa ist es, welches diese Dinge ordnet und regelt. Deshalb hoffe ich, daß sie die Tractate niemals verletzen werden. Seien Sie zuversichtlich, der Kaiser Alexander wird immer die gerechte Sache unterstützen."

„Alle diese Fremden hier sprechen mit großem Enthusiasmus von Ihnen, Madame. Herr von Metternich, der sich ohne Zweifel der großen

Güte erinnert, welche Sie seiner Gemahlin und ihren Kindern erwiesen haben, hat sich lebhaft nach Ihnen erkundigt. Der Prinz Leopold *) hängt an Ihnen und der Kaiserin Josephine mit treuester Ergebenheit, und wünscht nichts sehnlicher, als Ihnen Beiden nützlich sein zu können. Herr von Nesselrode meint, es würde sehr gut sein, wenn Sie an den Kaiser Alexander schrieben, da er sich mit so großer Theilnahme mit Ihren persönlichen Angelegenheiten beschäftigt."

„Der alte Adel ist bereits sehr unzufrieden; er fühlt sich „encanaillirt," weil er sich mit so viel neuen Elementen vermischt sieht."

„Kommen Sie mit der Kaiserin nach Malmaison, Madame," schreibt Fräulein Cochelet einige Tage später, „der Kaiser Alexander wird sich dann sogleich zu Ihnen begeben; er hat großes Verlangen, Sie kennen zu lernen, und Sie sind ihm schon ein wenig Dankbarkeit schuldig, da er Ihren Interessen sich hingiebt, als ob es seine eigenen wären. Der Herzog von Vicenza, welcher sich so würdig in Bezug auf den Kaiser Napoleon benimmt, trägt mir auf, Ihnen zu sagen, die Zukunft Ihrer Kinder hinge davon ab, daß Sie nach Malmaison kommen."

„Der Kaiser Napoleon hat einen Tractat unterzeichnet, welcher das Schicksal aller Mitglieder seiner Familie sichert; sie können in Frankreich bleiben, und behalten ihre Titel; Sie haben für Sich und Ihre Kinder viermalhunderttausend Francs Rente."

„Man sagt hier: der Faubourg St. Germain sei wüthend über das glänzende Loos, welches man der kaiserlichen Familie und der Kaiserin aufbehalten hat. Sind Sie nicht recht dankbar für all das Gute, was sie Ihnen erzeigt hat?"

„Sie wünschen die Schweiz zu Ihrer Residenz zu machen? Graf Nesselrode meint, Sie hätten wohl Recht, daran zu denken, es sei immer eine gute Retraite; aber Sie dürften dennoch nicht diejenige aufgeben, welche Sie hier haben, und müßten sich jedenfalls das Recht der Rückkehr nach Frankreich aufbehalten."

„Denken Sie, Madame, Graf Nesselrode will mich durchaus veranlassen, seinen Kaiser zu sehen! Ich habe noch nicht zugesagt, weil ich

*) Prinz Leopold von Coburg, jetzt König von Belgien.

nichts thun mag ohne Ihre Zustimmung; aber ich gestehe, ich hege den lebhaftesten Wunsch ihn kennen zu lernen. Man spricht hier so viel Gutes von Ihnen, daß ich ganz glücklich bin es zu hören!"

„Graf Nesselrode sagte mir gestern: „Sagen Sie der Königin, daß ich mich glücklich schätzen werde, alle ihre Wünsche zu erfüllen, und daß ich es kann, ich habe die Macht dazu." Er möchte Ihnen gern zu mehrerer Sicherheit ein Loos bereiten, das unabhängig ist von dem oben geschlossenen Tractate. Ich weiß ihm nichts zu sagen, führen Sie mich, aber ich beschwöre Sie, wollen Sie etwas!" —

Die Königin indeß beantwortete diese Aufforderung nur damit, daß sie einen Brief an den Kaiser Napoleon sandte, um dessen Besorgung sie den Grafen Nesselrode ersuchen ließ.

„Es ist seltsam," schreibt Fräulein Cochelet in Bezug darauf, „seltsam, daß alle meine Bemühungen, Ihnen hier zu dienen, kein weiteres Resultat haben, als daß Sie dem Grafen Nesselrode die Commission ertheilen einen Brief an den Kaiser Napoleon nach Fontainebleau zu befördern; er glaubte im ersten Moment, daß ich ihm den Brief brächte, den er für seinen Kaiser erbeten hatte; aber er weiß sehr wohl Alles zu schätzen, was edel und groß ist, und da er das feinste und bewunderswürdigste Tactgefühl besitzt, findet er, daß der Brief nicht wohl durch ihn an den Kaiser gelangen kann, er wird ihn nach Fontainebleau an den Herzog von Vicenza senden, und dieser soll ihn dem Kaiser Napoleon übergeben."

Ein anderer Brief des Fräuleins von Cochelet lautet:

„Ich habe soeben wieder den Grafen Nesselrode gesehen; er hat sich viel nach Ihnen erkundigt; der Kaiser von Rußland wohnt jetzt im Elysée Bourbon. Der Graf erzählte mir eine Geschichte, die hier circulirt und eine Scene zwischen der Kaiserin Marie Louise und den Königen, ihren Schwägern, betrifft. Sie wollten sie mit Gewalt in einen Wagen heben, um weiter mit ihr zu fahren; als sie sich weigerte, soll, so sagt man, der König von Westphalen so heftig geworden sein, daß er sie ein klein wenig geschlagen hat. Sie hat um Hülfe gerufen, und der General Cafarelli, welcher die Garde commandirte, hat sie gerettet.*) Am andern Tage hat

*) Nach den Befehlen des Kaisers Napoleon sollten seine Brüder es ver-

man sie und ihren Sohn gefangen genommen, und alle Diamanten der Krone, welche sie bei sich führte, mit Beschlag belegt; aber es scheint, als wenn ihre Gefangennehmung gerade das war, was sie wünschte."

„Die Alliirten sind wüthend auf den Herzog von Bassano; ich habe ihn lebhaft vertheidigt, denn Sie wissen wohl, wie sehr ich seine Frau liebe."

„Die Königin von Westphalen ist in Paris angekommen; der Kaiser Alexander, ihr Cousin, ist sogleich zu ihr geeilt. Man vermuthet, daß sie zu ihrem Vater zurückkehren wird.

„Das Schicksal ihres Bruders wird sich schön und würdig gestalten, aber es ist noch nicht ganz fixirt. Es walten dabei, wie mir Graf Nesselrode sagt, gar viele Intriguen ob. Was das Königreich Neapel anbetrifft, so spricht man nicht davon. Aus den Einzelheiten, die der Graf mir in Bezug auf den letzten Krieg mit uns erzählt, ersehe ich, daß er viele unserer Minister und Marschälle verachtet, und daß diese sehr schuldig sind. Dennoch sagte er mir, daß sie noch acht Tage vor unserm Unglück nicht glaubten, unserer Herr zu sein; am zehnten März glaubten sie noch, der Friede, besonders mit Preußen, sei gemacht."

„Betrüben Sie sich nicht über das Schicksal des Kaisers auf der Insel Elba. Der Kaiser Napoleon hat sie sich selbst erwählt, die Alliirten würden jeden andern Ort vorgezogen haben."

„Alle die letzten Couriere, welche nach Paris kamen, sind von den Alliirten angehalten worden. Unter den Briefen befand sich einer von der Kaiserin Marie Louise an ihren Gemahl. Sie schreibt ihm, ihr Sohn befände sich wohl, er habe gut geschlafen, aber als er erwachte, habe er weinend gesagt, er hätte von seinem Vater geträumt; allein trotz aller Versprechungen, aller Bitten und alles Spielzeugs, das man ihm gegeben, habe er doch nicht sagen wollen, was er von seinem Vater geträumt habe, und wider ihren Willen beunruhigte sich die Kaiserin sehr darüber."

„Man erzählt, ein Marschall habe den Kaiser Alexander gefragt, welchen Rang seine Frau an dem neuen Hofe einnehmen werde, und dann

---

hindern, daß die Kaiserin und der König von Rom in die Gewalt des Feindes geriethen. Herr von Bausset erzählt diese Scene in seinen Memoiren, und es versteht sich von selbst, daß sie nicht so stürmisch war, als das Gerede von Paris sie damals schilderte.

habe er ihm sein Erstaunen ausgedrückt, daß man die Armee nicht wegen der Constitution befragt habe. Der Kaiser Alexander hat ihm geantwortet, daß er der Armee seine Befehle ertheile, aber niemals von ihr deren empfange."

„Der Prinz Leopold logirt in demselben Hause mit der Gräfin Tascher; er ist unaufhörlich mit Ihnen und Ihrer Mutter beschäftigt; er wenigstens ist nicht undankbar für all die Güte, welche Sie Beide ihm erwiesen haben! Ich weiß, daß er mit dem Kaiser von Rußland sprechen und dann Ihnen schreiben will."

„Alle Ihre Freunde sagen, daß Sie an Ihre Kinder denken und das Loos annehmen müssen, welches man Ihnen bietet. Herr von Lavalette, der Herzog von Vicenza auch sind dieser Meinung. Sie verlieren ohnedies genug, und Sie dürfen Ihren Besiegern wohl gestatten, daß sie Ihnen einen kleinen Theil von dem zurückgeben, was sie Ihnen nahmen und was Ihnen gehört."

„Kurz, alle Ihre Freunde verlangen entschieden, daß Sie, sobald der Kaiser Napoleon von Fontainebleau abgereist ist, sich nach Malmaison begeben. Man versichert, daß der Kaiser von Rußland Sie selbst in Navarra aufsuchen will, wenn Sie nicht nach Malmaison kommen. Sie können ihn also nicht vermeiden, und denken Sie noch daran, daß in seinen Händen das Schicksal Ihrer Kinder ruht! In dem Tractat von Fontainebleau hat man Sie mit Ihren Kindern zusammen gestellt; das ist ein großer Punkt der Sicherstellung für Sie und beweist die hohe Achtung, welche man Ihnen zollt, denn Jeder beschäftigt sich mit den Details, die Ihr mütterliches Herz rühren und erfreuen können."

„Dem Kaiser von Rußland indeß danken Sie allein diese Fürsorge, und als der Herzog von Vicenza diesen Artikel des Tractats dem Kaiser Napoleon zur Unterzeichnung vorlegte, fand derselbe dessen ganze Billigung. Damit sind also Ihre alleinigen und unumschränkten Rechte auf Ihre Kinder anerkannt, und es ist Ihnen dargethan, daß man auf Sie allein rechnet, um Ihnen nützlich zu sein. Sie dürfen also das Gute, welches man Ihnen für Ihre Kinder anbietet, nicht zurückweisen. Ich glaube, Andere würden sich nicht viel bitten lassen, das anzunehmen, was man Ihnen bietet!"

„Madame Tascher, die sich Ihnen als eine so treue Verwandte bewährt, ist jetzt zum ersten Mal beim Herzog von Dalberg gewesen, der Mitglied des provisorischen Gouvernements ist. Sie hat die Conversation auf Sie geführt. Ich theile Ihnen hier Wort für Wort seine Antwort mit: „Man sieht sie als der Familie Bonaparte ganz fremd an, weil sie sich von ihrem Mann getrennt hat; sie wird die Zuflucht ihrer Kinder werden, man hat sie ihr gelassen; sie kann sehr glücklich sein, sie ist so geliebt, so geachtet. Sie kann in Frankreich bleiben, und thun, was sie will; sie muß jetzt aber nach Paris zurückkehren."

„Die Gräfin Tascher kam, so wie sie den Herzog von Dalberg verlassen hatte, zu mir, um mir sogleich diese Conversation zu wiederholen."

„Dies ist, was Freund und Feind über Sie sagt: Diejenigen, welche nicht entzückt sind über das, was man für die Königin thut, sind schlechte Leute! Was sie anbelangt, was hat sie bei alle diesem zu bedauern? Das viele Gute allein, was sie that! Aber jetzt wird man wagen dürfen, sie zu lieben, und es ihr zu sagen; sie hat so einfache Wünsche, sie ist so vollkommen!"

„Kurz, man hat fast den Anschein, über Ihr Unglück zufrieden zu sein, um jetzt Ihre Person in das rechte Licht stellen zu können, und man sagt: Sie gilt durch sich selber weit mehr, als durch all das Geklimper eines Hofes."

„Gestern habe ich die neuen Ankömmlinge von Fontainebleau, die Herren von Lascour und von Lavoestine gesehen. Sie kamen zu mir, um zu erfahren, wo sie Sie finden könnten, und wollen sogleich zu Ihnen eilen, sei's nach Navarra oder nach Malmaison. An diesen Beiden haben Sie ein paar wahre Ritter."

„Gleichviel, was sie sein wird, sagten sie, wir werden ihr doch jetzt unsere Anhänglichkeit beweisen können, ohne der Schmeichelei beschuldigt zu werden."

Diese vierzehn Tage in Fontainebleau sind von dem größten Interesse. Alle diese jungen Leute wollten den Kaiser begleiten, auch Herr von Labédoyère und Herr von Montesquieu. Aber der Kaiser selbst hat sie daran verhindert, und indem er sie verabschiedete, hat er ihnen anempfohlen, dem Vaterland immer mit Eifer zu dienen."

„Lascour und Lavoestine, so wie viele andere Offiziere der Armee, sind sehr unzufrieden mit den Generälen, die Fontainebleau verlassen haben, ohne von dem Kaiser Abschied zu nehmen."

„Man versichert, der Kaiser habe, indem er von der Kaiserin Josephine sprach, gesagt: Sie hatte Recht; es hat mir Unglück gebracht, daß ich sie verließ."

„Wie man sagt, wird die Herzogin von Montebello die Kaiserin Marie Louise verlassen."

Alle diese Bitten, diese Schmeicheleien, diese Berufungen auf das Herz der Mutter vermochten noch nicht den edeln Stolz der Königin zu beugen und sie zur Nachgiebigkeit zu bestimmen. Sie hielt es noch immer ihrer Würde und ihrer Stellung angemessener, fern von Paris zu bleiben, wo die Damen des Faubourg St. Germain mit den Soldaten die Orgien ihres siegreichen Royalismus feierten. — Statt dem Flehen des Fräuleins von Cochelet Gehör zu geben, schrieb ihr die Königin folgenden Brief:

„Meine liebe Louise! Du bist betrübt über meinen Entschluß! Ihr beschuldigt mich Alle des kindischen Eigensinns! Ihr seid ungerecht! Der Rath des Herzogs von Vicenza kann von meiner Mutter befolgt werden; sie wird nach Malmaison gehen, aber ich bleibe hier, und ich habe meine guten Gründe dazu. Ich kann meine Sache nicht von der meiner Kinder trennen. Sie sind es, ihre nächsten Verwandten sind es, die bei Allem, was geschieht, geopfert werden, ich will mich also denen nicht nähern, welche unsere Geschicke umstoßen. Je mehr ich mit Ruhe diese Schläge des Schicksals ertrage, welche meine ganze Existenz verändern, vielleicht um sie friedlicher zu machen, desto weniger darf ich dieses mir ganz persönliche Gefühl zeigen. Ich muß von unserm großen Unglück betrübt sein, und ich will so erscheinen, ohne mich denen zu nähern, welche mich auch dann noch für eine Supplikantin halten würden, wenn ich auch nichts von ihnen fordere."

„Ich glaube Dir gern, daß der Kaiser von Rußland mir freundlich gesinnt ist, ich habe sehr viel Gutes über ihn gehört, selbst vom Kaiser Napoleon; aber, wenn ich früher begierig war ihn kennen zu lernen, so will ich ihn in diesem Moment doch nicht sehen; ist er nicht unser Besieger? Alle Deine Freunde müssen innerlich meinen Entschluß billigen,

was sie auch darüber sagen mögen. Die Zurückgezogenheit, die Stille allein ist mir angemessen; wenn Du Deine Freunde genug gesehen hast, wirst Du zu mir zurückkehren, ich werde vielleicht in irgend ein Bad gehen, denn meine Brust ist krank. Ich weiß nicht, ob es die Luft von Navarra macht, aber seit ich hier bin, kann ich nicht athmen. Man will hier glauben, daß die großen Begebenheiten mit ihren unvermeidlichen Gemüthsbewegungen die Ursache davon sind; man täuscht sich, der Tod hat uns Alle verschont, und der Verlust einer glänzenden Stellung ist nicht der herbste Schmerz des Lebens; überdies, welches persönliche Glück verliere ich denn? Mein Bruder wird, wie ich hoffe, gut und angemessen bedacht werden, und er wird sich keinen Gefahren mehr auszusetzen haben. Er muß sehr in Unruhe über uns sein; doch wage ich nicht ihm zu schreiben, denn meine Briefe würden wohl nicht zu ihm gelangen; wenn Du Gelegenheit dazu findest, benutze sie, um ihm zu sagen, daß wir nicht mehr von Gefahren umgeben sind. Adieu, ich empfehle Dir noch einmal nichts für mich zu unternehmen; ich fürchte Deine Lebhaftigkeit und Deine Freundschaft, und dennoch liebe ich es, auf sie zu rechnen. Meine Kinder sind gesund; meine Mutter bekämpft alle meine Pläne, sie behauptet meiner zu bedürfen, aber ich werde nichts desto weniger zu Derjenigen gehen, welche jetzt unglücklicher sein muß, als wir Alle."

„Hortense."

Diejenige, von welcher Hortense meinte, daß sie unglücklicher sein müsse, als sie Alle, war die Gemahlin Napoleons, Marie Louise, welche jetzt Blois, wohin sie sich als Regentin begeben, verlassen hatte, und nach Rambouillet gegangen war, um dort abzuwarten, was die Alliirten über ihr Schicksal und das ihres Sohnes bestimmen würden. In dieser an außerordentlichen Begebenheiten so reichen Zeit gehörte es gewiß zu den bemerkenswerthesten Dingen, die Souveraine Europa's, wie die gestürzten Regenten von Frankreich, und diejenigen, welche jetzt das Scepter wieder ergreifen wollten, so nahe bei einander zu sehen, gemissermaßen in Paris und einem Umkreis von funfzehn Meilen in einander verwickelt: ein Bourbon in den Tuilerien, Bonaparte in Fontainebleau, seine Frau und sein Sohn in Rambouillet; die geschiedene Kaiserin in Navarra; die Kaiser

von Rußland und Oesterreich und der König von Preußen in Paris; außerdem der ganze Schweif kleiner deutscher Potentaten und Fürsten, und der Napoleonischen Könige und Fürsten, welche Alle sich in Paris und dessen nächster Umgebung aufhielten.

Die Königin von Holland erachtete es für Pflicht, in diesen schlimmen und gefahrvollen Momenten sich Derjenigen an die Seite zu stellen, welche Napoleon befohlen hatte, als das Haupt der Familie zu betrachten, und ihr treu zu bleiben in Noth und Tod. Hortense wollte also, treu den Befehlen des Kaisers, nach Rambouillet gehen zu der Kaiserin Marie Louise.

Dieser Entschluß erfüllte indeß die Freunde der Königin mit Kummer und Sorgen, uud Fräulein Cochelet hatte nicht sobald den Brief der Königin, welcher ihr deren nahe bevorstehende Abreise ankündigte, erhalten, als sie sich beeilte an die Königin zu schreiben und sie beschwor von ihrem Vorsatz abzustehen. Herr von Marmold, der Stallmeister der Königin, eilte sogleich mit diesem Brief fort, um ihn der Königin in Louis, wo sie die Nacht zubringen wollte, zu überbringen, und seine Bitten und die flehenden Grüße aller ihrer Freunde mit denen des Fräuleins zu vereinen.

„Herr von Marmold überbringt Ihnen meinen Brief," schrieb Fräulein Cochelet, „wenn er noch zu rechter Zeit kommt, findet er Sie in Louis. Wenn Sie nach Rambouillet gehen, vernichten Sie Ihre ganze Stellung und auch die Ihrer Kinder; das ist der Schmerzensschrei aller Ihrer Freunde. — Ich war so voll seliger Freude, denn der Prinz Leopold hatte Ihnen im Namen des Kaisers Alexander geschrieben, und Sie gebeten nach Malmaison zu kommen. Sie konnten sich dieser Einladung nicht entziehen, da er selbst bis nach Navarra kommen wollte. Statt aber mit der Kaiserin Josephine zurückzukehren, wollen Sie sich mit einer Familie vereinigen, welche Sie niemals geliebt hat. Sie werden nur Kummer bei ihnen empfinden, und man wird Ihnen das Opfer nicht danken, welches Sie glauben, ihnen schuldig zu sein. Sie werden diesen Schritt bereuen, und dann wird es zu spät sein. Ich beschwöre Sie um die einzige Gnade, gehen Sie nicht nach Rambouillet!"

„Ihr Schritt wird Diejenige, welche Sie aufsuchen, wenig rühren, und die Alliirten, welche Ihnen so viel Interesse bezeugen, mißvergnügt machen."

„Die Kaiserin ist ganz und gar österreichisch gesinnt, und man hält sehr darauf, daß sie Niemand von der Familie ihres Gemahls sieht. Ich sage Ihnen das im Auftrag des Prinzen Leopold und der Frau von Caulaincourt. Diese Letztere will trotz ihres hohen Alters zu Ihnen gehen, wenn Sie nicht bald hierher kommen; sie trägt mir auf, Sie zu beschwören, nicht nach Rambouillet zu gehen, ja Sie verbietet es Ihnen als Ihre Ehrendame, und als die Freundin Ihrer Mutter."

„Als ich dem Prinzen Leopold Ihren Vorsatz mittheilte, zur Kaiserin Marie Louise nach Rambouillet zu gehen, füllten sich seine Augen mit Thränen. „Es ist schön, stolz zu sein," sagte er, „aber sie kann nicht mehr zurückweichen; sie hat schon Verpflichtungen gegen den Kaiser von Rußland, der den Tractat vom eilften April gemacht hat; ich erwarte ihre Antwort, um sie dem Kaiser zu bringen, sie ist ihm eine Antwort schuldig."

„Ich habe heute Morgen eine Stunde mit dem guten Lavalette hingebracht. Dieser ausgezeichnete Mann wußte nichts von allen den Schritten, die wir bei Ihnen thun, um Sie zur Rückkehr zu bewegen, und er sagte zu mir: „Welch' ein Glück wäre es für sie und ihre Kinder, wenn der Kaiser Alexander sie zu sehen wünschte!" — Kommen Sie, kommen Sie, erzeigen Sie Ihren Freunden diese Gnade, denn wir würden alle in Verzweiflung sein, wenn Sie nach Rambouillet gehen."

„Der Prinz Leopold will Ihnen einige Worte schreiben. Er könnte Ihnen und der Kaiserin Josephine nicht treuer zugethan sein, wenn Sie seine Mutter und seine Schwester wären. Der Graf Tschernitscheff war bei mir. Der Kaiser von Oesterreich langt morgen hier an und bald auch die neuen französischen Prinzen und der König. Welche Verwandlung!"

„Sie müssen den Kaiser von Rußland sehen, weil er es so sehr wünscht; ich beschwöre Sie auf meinen Knieen, mir diese Gnade zu erweisen! Dieser Kaiser von Rußland benimmt sich so edel, daß er Jedermann Achtung abnöthigt und man vergißt, daß er der Ueberwinder ist, um sich nur zu erinnern, daß er der Beschützer ist. Er scheint die Zuflucht aller derer zu sein, welche Alles verlieren, und für ihre Ruhe fürchten. Sein Benehmen ist bewundernswürdig; er empfängt nur die unumgänglich nothwendigen und die geschäftlichen Besuche. Die Schönen im Faubourg St. Germain können sich nicht rühmen, daß er sie allzusehr auf-

sucht, was für ihn ein um so größeres Verdienst ist, als er, wie man sagt, den Frauen sehr gewogen ist. — Er hat zum Prinzen Leopold gesagt, er beabsichtige nach Navarra zu gehen, und hat hinzugefügt: „Sie wissen, daß ich diese Familie liebe und hochschätze; der Prinz Eugen ist der Fürst der Ritter; ich achte die Kaiserin Josephine, die Königin Hortense und den Prinzen Eugen um so höher als ihr Betragen gegen den Kaiser Napoleon so erhaben ist über dem so vieler Anderer, welche ihm mehr Ergebenheit hätten zeigen müssen." „Wie sollte man nicht den Charakter dieses Mannes, der mit so viel Adel der Gesinnung das Gute schätzt, hochachten müssen! Ich hoffe, daß Sie bald selbst darüber urtheilen können. Um Gottes Willen kehren Sie zurück."

„Louise."

Aber all' dieses Flehen war vergeblich. Herr von Marmold traf die Königin Hortense noch in Louis; er übergab ihr die Briefe ihrer Freunde, und fügte alle die Vernunftgründe hinzu, die sie bestimmen sollten, nicht nach Rambouillet zu gehen.

Hortense indeß blieb unerschütterlich bei ihrem Vorsatz. „Sie haben Recht," sagte sie, „Alles das ist wahr, aber nichts destoweniger werde ich doch zur Kaiserin Marie Louise gehen, denn es ist meine Pflicht: wenn für mich daraus Unannehmlichkeiten entstehen, so werde ich sie nicht achten, sondern nur meine Pflicht erfüllen. Die Kaiserin Marie Louise muß am unglücklichsten von uns Allen sein, und am meisten des Trostes bedürfen; dort also bei ihr werde ich am nothwendigsten sein, und nichts vermag meinen Entschluß zu ändern."

XV.

Die Königin Hortense und der Kaiser Alexander.

Die Königin Hortense also war, dem Flehen und den Mahnungen ihrer Freunde zum Trotz, nach Rambouillet gegangen; die Kaiserin Marie Louise indeß hatte sie mit verlegener Miene empfangen. Sie hatte der Königin gesagt, daß sie ihren Vater, den Kaiser von Oesterreich, erwarte, und daß sie fürchte, der Kaiser möchte sich durch die Gegenwart der Königin genirt fühlen. Ueberdies war die junge Kaiserin, obwohl niedergedrückt und ernst, doch nicht so traurig und kummervoll gewesen, wie Hortense es erwartete. Das Geschick ihres Gemahls hatte das Herz Marie Louisens nicht so tief verwundet, als das der Kaiserin Josephine.

Hortense fühlte, daß sie hier überflüssig sei, daß die Gegenwart des erwarteten Kaisers von Oesterreich genügen werde, um die Kaiserin von Frankreich über das Unheil ihres Gemahls zu trösten. Sie dachte an Josephine, welche das Schicksal Napoleons so tief bekümmerte, und da sie, statt die Kaiserin Marie Louise zu trösten, sie nur genirte, so eilte sie, dieselbe von ihrer Gegenwart zu befreien.

Und endlich jetzt beugte Hortense der Nothwendigkeit ihr edles, keusches Herz, endlich gab sie den Bitten und Vorstellungen ihrer Mutter, welche nach Malmaison zurückgekehrt war, und ihrer Freunde Gehör und kam nach Paris. Man hatte ihr zu oft wiederholt, daß sie es ihren Söhnen schuldig sei, ihnen eine Zukunft und ein Vermögen zu sichern, als daß sie nicht ihr persönliches Widerstreben hätte überwinden und sich diesem neuen Gebot der Pflicht fügen sollen.

Sie war also auf einige Tage nach Paris in ihr Hôtel zurückgekehrt, dessen Oede und Stille mit trauriger Beredtsamkeit sie an die verlorene Größe erinnerte.

Diese Säle, welche einst der Versammlungsort so vieler Könige und Fürsten gewesen, standen jetzt verödet, und trugen auf ihren beschmutzten Parquets die Spuren der Füße der feindlichen Soldaten, denen das Hôtel der Königin in letzter Zeit als Kaserne gedient hatte. Jetzt

hatten sie auf Begehren des Czaren das Hôtel verlassen, aber auch die Dienerschaft der Königin hatte es verlassen. Treulos und undankbar hatten sie der untergegangenen Sonne den Rücken gekehrt und waren dem Gewitter entflohen, das die Krone ihrer Herrin zerschmettert hatte.

Als Kaiser Alexander daher, von der Ankunft der Königin in Paris benachrichtigt, sofort zu ihr in ihr Hôtel eilte, kam ihm die Königin allein bis in das äußerste Vorzimmer entgegen.

„Sire," sagte sie mit einem sanften Lächeln, „ich habe Niemand mehr, um Sie mit hergebrachter Ceremonie empfangen zu können. Mein Vorsaal ist ganz verödet."

Der Anblick dieser vereinsamten Frau, dieser Königin ohne Krone, ohne Land, ohne Vermögen, ohne Schutz und Beistand, welche dennoch mit heiterm Auge und einem sanften Lächeln in allem Liebreiz der Schönheit und der Weiblichkeit ihm gegenüber stand, machte einen tiefen, bewältigenden Eindruck auf den Kaiser und seine Augen füllten sich mit Thränen.

Die Königin sah es und beeilte sich zu sagen: „Aber was thut das? Ich denke nicht, daß die mit vergoldeten Livréen angefüllten Antichambres diejenigen, welche kommen, mich zu besuchen, glücklicher machen würden, und ich selber bin glücklich, Ihnen allein die Honneurs meines Hauses machen zu können. Ich habe also nur gewonnen."

Der Kaiser nahm ihre Hand und indem er die Königin in ihr Zimmer führte, sprach er zu ihr mit jenem sanften, schwermüthigen Ausdruck, der ihm eigen war, und beklagte es fast mit bittern Vorwürfen gegen sich selbst, daß er mit die Schuld daran trage, daß der Kaiser und seine Familie jetzt so unglücklich und vom Schicksal zerschmettert seien. Er beschwor die Königin sodann, ihren Entschluß, Frankreich zu verlassen, aufzugeben und sich ihrer Mutter und ihren Freunden zu erhalten, er sagte ihr, daß, indem sie so ihr Vaterland, ihre Freunde und ihre Rechte aufgeben wolle, sie sich eines Vergehens gegen ihre eigenen Kinder schuldig machen würde, gegen diese beiden Söhne, welche von ihr ein Vaterland und ein Vermögen zu fordern hätten.

Die Königin mußte endlich von diesen so beredten, so innigen Vorstellungen überwunden werden und mit hervorstürzenden Thränen erklärte

sie sich bereit, wenn es das Wohl ihrer Söhne erheische, in Frankreich zu bleiben.

„Bis jetzt," sagte sie, „hatte ich meine Entschlüsse nur in Bezug auf das Unglück gefaßt, ich war ganz resignirt, und ich habe gar nicht daran gedacht, daß mir noch irgend etwas Glückliches geschehen könnte, ich weiß also auch jetzt nicht, was ich fordern und wollen kann. Nur bin ich entschlossen, für mich und meine Kinder nichts anzunehmen, was nicht unserer angemessen und würdig ist, und ich weiß nicht, was das sein könnte."

Der Kaiser reichte ihr mit einem sanften Lächeln die Hand. „Nun wohl, verlassen Sie Sich auf mich," sagte er. „Sie bleiben also in Frankreich?"

„Sire, Sie haben mich überzeugt, daß es für die Zukunft meiner Söhne nothwendig ist. Ich bleibe also."

XVI.

Die neuen Oncles.

Malmaison, wohin Hortense nach kurzem Aufenthalt in Paris zurückgekehrt war und wo auch die Kaiserin Josephine weilte, ward für die in Paris versammelten Souveraine eine Art Mittelpunkt der Geselligkeit und der Unterhaltung. Jeder dieser Könige und Fürsten wollte der Kaiserin Josephine und ihrer Tochter seine Huldigung darbringen und dadurch gewissermaßen dem entthronten Kaiser die letzte Ehre erweisen.

Eines Tages hatte der König von Preußen mit seinen beiden Söhnen, den Prinzen Friedrich Wilhelm (dem jetzigen König) und Wilhelm sich in Malmaison zum Besuch anmelden lassen. Die Kaiserin Josephine sandte ihnen eine Einladung zu einem Familiendiner und bat Kaiser Alexander mit seinen beiden Brüdern, an demselben Theil zu nehmen.

Der Kaiser folgte dieser Einladung, und als er mit den jungen

Großfürsten in den Salon eintrat, wo sich die Herzogin von St. Leu befand, nahm er seine beiden Brüder bei der Hand und führte sie zu Hortense hin.

„Madame," sagte er, „Ihnen vertraue ich meine Brüder an; sie treten zum ersten Male in die Welt; meine Mutter ist in Sorgen, die schönen Französinnen möchten ihnen den Kopf verdrehen, und ich erfülle freilich schlecht mein Versprechen, sie davor zu bewahren, indem ich sie nach Malmaison führe, wo so viele reizende Personen vereinigt sind."

„Beruhigen Sie Sich, Sire," erwiderte die Königin ernsthaft, „ich will den Mentor machen, und ich verspreche Ihnen eine ganz mütterliche Beaufsichtigung."

Der Kaiser lachte, und auf die beiden Söhne Hortensen's deutend, welche eben hereingeführt wurden, sagte er: „Ach Madame, es wäre für meine Brüder weniger gefährlich, wenn sie so alt wären, wie diese Knaben hier."

Er näherte sich den beiden Kindern, und indem er ihnen die Hand reichte und freundlich und liebevoll zu ihnen sprach, redete er sie mit den Titeln „Monseigneur" und „kaiserliche Hoheit" an.

Die Kinder betrachteten ihn mit erstaunten Blicken, denn der russische Kaiser war der Erste, welcher den kleinen Napoleon und seinen jüngeren Bruder Louis Napoleon mit diesen hochtönenden Titeln anredete; die Königin, ihre Mutter, hatte es niemals geduldet, daß die Knaben von ihrer Umgebung anders, als nur einfach mit ihren Namen genannt würden. Sie wollte sie bewahren vor dem eitlen Stolz auf ihre Größe, und sie lehren, ihre Bedeutsamkeit nur aus sich selber zu schöpfen.

Kurz darauf ward der König von Preußen mit den Prinzen gemeldet, und der Kaiser mit seinen Brüdern verließ die beiden jungen Prinzen, um dem König entgegenzugehen.

Während der Kaiser und der König sich begrüßten, fragten die beiden Söhne Hortensens ihre Gouvernante um die Namen der eben eintretenden Herren.

„Es ist der König von Preußen," flüsterte die Gouvernante, „und der Herr, welcher eben mit Ihnen sprach, ist der Kaiser von Rußland."

Der kleine Louis Napoleon schaute nachdenkich einen Augenblick hin-

über nach den hohen Gestalten der Fürsten, deren hochtönender Namen ihm gar nicht imponirte; er war so gewohnt, Könige bei seiner Mutter zu sehen, und diese Könige waren immer Oncles gewesen.

„Mademoiselle," sagte der kleine Louis Napoleon nach einer Pause, „sind diese beiden neuen Herren, der Kaiser und der König, auch wie alle Andern unsere Oncles und müssen wir sie so nennen?"

„Nein, Louis, Sie nennen sie einfach: „Sire!"

„Aber, fragte der Knabe sinnend, „warum sind diese denn nicht unsere Oncles?"

Die Gouvernante zog die beiden Kinder weiter zurück in den Hintergrund des Saales und erklärte ihnen leise, daß die Kaiser und Könige, die jetzt in Paris wären, weit entfernt davon, ihre Oncles zu sein, ihre Besieger wären.

„Dann also," rief der ältere Knabe Louis Napoleon mit zornigem Erröthen, „dann also sind sie die Feinde meines Oncles, des Kaisers. Warum umarmte uns denn dieser Kaiser von Rußland?"

„Weil er ein edler und großmüthiger Feind ist, der in Ihrem jetzigen Unglück Ihnen Beiden und Ihrer Mutter nützlich sein will. Ohne ihn würden Sie nichts auf der Welt mehr besitzen, und das Schicksal Ihres Oncles, des Kaisers, würde noch viel trauriger sein, als es jetzt schon ist."

„Dann müssen wir ihn wohl sehr lieb haben, diesen Kaiser da?" fragte der kleine Louis Napoleon.

„Ja gewiß, denn Sie sind ihm Dankbarkeit schuldig."

Der kleine Prinz blieb sinnend und schweigend stehen, und heftete seine dunklen Augen unverwandt und mit einem tiefsinnigen Ausdruck auf den Kaiser, welcher sich eben mit der Kaiserin Josephine unterhielt. —

Als der Kaiser Alexander am andern Tage wieder nach Malmaison kam und im Gartensalon neben der Königin saß, näherte der kleine Louis Napoleon ganz leise auf den Zehen sich hinter dem Rücken des Kaisers, schob dann einen kleinen blitzenden Gegenstand in die Hand des Kaisers und sprang eilig von dannen.

Die Königin rief ihn zurück und fragte mit zürnendem Ernst, was er gethan habe?

Der kleine Prinz kehrte zögernd zurück und sein Haupt verlegen auf

die Brust senkend, sagte er mit tiefem Erröthen: „Ach, Maman, es ist der Ring, welchen mir Onkel Eugène geschenkt hat, und ich wollt' ihn jetzt dem Kaiser schenken, weil er so gut gegen meine Mama ist!"

Kaiser Alexander zog den kleinen Louis Napoleon zu sich heran und indem er ihn auf seinen Schooß setzte, umarmte er den Knaben mit tiefer Rührung und küßte ihn zärtlich.

Dann, um dem kleinen Prinzen gleich einen Lohn zu gewähren, befestigte er den kleinen Ring an seiner Uhrkette und schwur, daß er dieses Andenken tragen wolle, so lange er lebe. *)

XVII.

Tod der Kaiserin Josephine.

Seit Napoleons Stern erblichen war und er als ein Verbannter Frankreich hatte verlassen müssen, schien auch Josephinen das Leben wie mit einem düsteren Trauerschleier überdeckt zu sein, fühlte sie, daß ihre Sonne untergegangen und die Nacht für sie gekommen sei. Aber sie bewahrte dies Gefühl als ein heiliges Geheimniß in ihrer Seele, und niemals verrieth sie durch eine Klage, einen Seufzer, ihrer zärtlichen Tochter die Schmerzen, die sie empfand. Sie klagte nur um den Kaiser, sie seufzte nur um das Loos ihrer Kinder und ihrer Enkel. Sich selber schien sie ganz vergessen zu haben, für sich hatte sie gar keine Wünsche mehr. — Mit ihrer nicht gealterten, jugendfrischen Anmuth und Grazie machte sie den fremden Souverainen in Malmaison die Honneurs ihres Hauses und zwang sich zu jener Ruhe, von welcher ihre Seele nichts empfand. Sie würde es vorgezogen haben, mit ihren Leiden und ihrem Gram sich in die Stille ihrer Gemächer zurückzuziehen, aber sie mußte dem Wohl ihrer Tochter und ihrer Enkel, wie sie meinte, dies Opfer

*) Cochelet. Vol. I. p. 355.

bringen, und sie, die zärtliche Mutter, konnte thun, was Hortensens Stolz ihr nicht erlaubte, sie konnte beim Kaiser Alexander bitten, sich des Schicksals ihrer Tochter zu erbarmen.

Als es daher dem Czaren endlich gelungen war, ihr Loos zu fixiren und die Ausfertigung von Patentbriefen, welche der Königin das Herzogthum St. Leu sicherten, zu erhalten, eilte Alexander sogleich nach Malmaison, um vor allen Dingen der Kaiserin Josephine diese glückliche Nachricht zu bringen.

Sie dankte ihm nicht mit Worten, sondern mit hervorstürzenden Thränen und reichte dem Kaiser ihre beiden Hände dar. Dann bat sie ihn mit rührender Innigkeit, von ihr ein Andenken an diese Stunde anzunehmen.

Der Kaiser deutete auf eine Tasse hin, auf welcher das Porträt Josephinens gemalt war, und bat sie ihm diese zu schenken.

„Nein, Sire," sagte sie, „solche Tasse kann man überall kaufen. Aber ich möchte Ihnen etwas geben, was man sonst nirgends auf der Welt haben kann, und welches Sie zuweilen an mich erinnern wird. Es ist ein Geschenk, welches ich am Tage meiner Kaiserkrönung von Papst Pius VII. erhalten habe. Heute an dem Tage, da Sie meiner Tochter die Herzogskrone bringen, will ich Ihnen dieses Andenken geben, Sire, damit es Sie zugleich an die Mutter und die Tochter, an die entthronte Kaiserin und die entthronte Königin erinnern möge!

Dieses Geschenk, welches sie jetzt mit einem bezaubernden Lächeln dem Kaiser darreichte, war eine antike Camée von ungeheurer Größe und so wunderbarer, meisterhafter Ausführung, daß die Kaiserin wohl Recht hatte, zu sagen, es gäbe sonst nirgends auf der Welt ein zweites Exemplar davon. Auf dieser Camée waren neben einander die Köpfe Alexanders des Großen und seines Vaters Philipp von Macedonien dargestellt, und die Schönheit der Arbeit sowohl, wie die Größe des Steines machten diese Camée zu einem Kleinod von unschätzbarem Werth. Kaiser Alexander weigerte sich daher anfangs, dieses wahrhaft kaiserliche Geschenk anzunehmen, und er that es erst dann, als er gewahrte, daß seine Weigerung die Kaiserin, welche heute ungewöhnlich bleich und reizbar schien, verletzen würde.

Josephine war in der That an diesem Tage trauriger als sonst, denn die Königsfamilie der Bourbonen hatte ihrem Herzen heute einen neuen Kummer bereitet. Josephine hatte in den Journalen einen Artikel gelesen, in welchem in den verachtungsvollsten und härtesten Ausdrücken daran erinnert ward, daß in Notre-Dame die Leiche des ältesten Sohnes der Königin von Holland sich befände, und hinzugefügt ward, daß der Minister Blacas den Befehl erlassen habe, den Sarg aus Notre-Dame fortzunehmen und ihn auf einem gewöhnlichen Kirchhofe einzugraben.

Hortense, welche diesen Artikel gelesen, war nach Paris geeilt, um die Leiche des Kindes, um welches sie so viel geweint, sich selber aus Notre-Dame zu holen, und sie in der Kirche von St. Leu beisetzen zu lassen.

Als Josephine dem Kaiser diese neue Beleidigung erzählte, bedeckte eine tödtliche Blässe ihr Antlitz und ihre ganze Gestalt bebte.

Zum ersten Male hatte Josephine heute nicht die Kraft, ihre Leiden zu verbergen, Hortense war nicht da, und sie durfte sich also wohl einmal den traurigen Trost gönnen, das Lächeln und die Schminke von ihren Wangen zu nehmen und ihr bleiches Angesicht zu zeigen, welches der Tod schon leise berührt hatte.

„Majestät, Sie sind krank!“ rief der Kaiser entsetzt.

Josephine deutete mit einem Lächeln, welches Thränen in die Augen Alexanders trieb, auf ihre Brust und flüsterte: „Sire, ich habe da den Todesstoß empfangen!“

Ja, sie hatte Recht, sie hatte den Todesstoß empfangen und ihr Herz verblutete sich. Der Kaiser, entsetzt von dem Zustande Josephinens, eilte sofort nach Paris und schickte seinen eigenen Arzt nach Malmaison, um Nachricht von dem Zustand der Kranken zu erhalten. Als dieser zurückkehrte, sagte er dem Kaiser, daß Josephine gefährlich krank sei, und er nicht mehr an die Genesung glaube.

Er hatte Recht und Alexander sah die Kaiserin nicht wieder!

Hortense und Eugène, ihre beiden Kinder, wachten eine traurige Nacht am Lager ihrer Mutter, sie riefen die geschicktesten Aerzte herbei, aber diese bestätigten nur, was auch der russische Arzt gesagt, — der Zustand der Kaiserin war hoffnungslos. Ihr Herz war gebrochen! Sie hatte es mit starken Händen so lange zusammengehalten, als ihr Leben für ihre

Kinder nothwendig schien. Jetzt, da auch Hortensens Schicksal entschieden, da sie wußte, daß ihre Enkel wenigstens nicht als verbannte Bettler umherirren müßten, jetzt zog Josephine ihre Hände von ihrem Herzen zurück und ließ es verbluten.

Den 29. Mai 1814 starb die Kaiserin Josephine nach einer Krankheit, welche äußerlich nur zwei Tage gedauert hatte. Hortense hatte die Todesseufzer ihrer Mutter nicht empfangen; als sie, nachdem Josephine von dem Abbé Bertrand die Sterbe-Sacramente erhalten, mit Eugène wieder in das Zimmer trat, als sie ihre Mutter sah, welche ihnen die Arme entgegenstreckte und vergeblich versuchte, zu ihnen zu sprechen, sank Hortense bewußtlos an dem Lager ihrer Mutter zusammen, und in Eugène's Armen hauchte die Kaiserin ihren letzten Seufzer aus.

Die Kunde von dem Tode der Kaiserin machte in Paris eine erschütternde Wirkung. Es war, als ob ganz Paris auf einen Tag vergessen hätte, daß Napoleon nicht mehr der Herrscher von Frankreich sei, und daß die Bourbonen wieder den Thron ihrer Väter bestiegen. Jedermann klagte, Jedermann war traurig, denn die Herzen der Franzosen hatten die Frau nicht vergessen, welche so lange ihre Wohlthäterin gewesen, von der Jeder die rührendsten Züge ihrer Güte, ihrer Großmuth und Milde zu erzählen wußte.

Josephine erhob sich jetzt, da sie gestorben war, noch einmal als Kaiserin in den Herzen der Franzosen und Tausende von Menschen strömten nach Malmaison, um ihrer gestorbenen Kaiserin die letzte Huldigung darzubringen. Selbst der Faubourg St. Germain nahm Theil an dem Bedauern der Pariser; diese jetzt so stolzen, so übermüthigen Royalistinnen, welche mit den Bourbonen heimgekehrt waren, mochten vielleicht einen Moment der Wohlthaten gedenken, welche ihnen die Kaiserin erwiesen, als sie die mächtige Herrscherin von Frankreich gewesen und die Hälfte ihres Nadelgeldes zur Unterstützung der Emigrirten verwandt hatte. Sie waren mit König Ludwig heimgekehrt, ohne daran zu denken, der vergessenen Wohlthäterin ihren Dank darzubringen; jetzt, da sie todt war, wollten sie ihr den Zoll ihrer Bewunderung nicht versagen.

„Ach," rief Frau von Cayla, die Freundin des Königs, „ach, welch eine interessante Frau war doch die unvergeßliche Josephine! Welcher

Tact, welche Güte, welch ein schönes Maaß in Allem, was sie that! Auch das ist noch fein und tactvoll und dem guten Geschmack gemäß, daß sie gerade in diesem Moment gestorben ist." —

Die Königin wurde gleich nach dem Tode der Kaiserin fast gewaltsam von ihrem Bruder aus dem Sterbezimmer fortgeführt, und war mit Eugène und ihren Kindern nach St. Leu gegangen. Nur ihre beiden Enkel folgten dem Sarge der Kaiserin, welche in Malmaison begraben ward. Der Kummer hatte ihre beiden Kinder auf das Krankenlager geworfen, und hinter den kleinen Prinzen Napoleon und Louis Napoleon sah man nicht ihre Verwandten, sondern den russischen General von Sacken, welcher den Kaiser vertrat, und die Equipagen aller der Könige und Fürsten, mit deren Hülfe die Napoleoniden von ihren Thronen gestoßen und die Bourbonen heimgekehrt waren.

In St. Leu brachte der Kaiser Alexander die letzte Nacht in Frankreich zu, bevor er nach England abreiste, und als er von Eugène und Hortense, welche nur auf das dringende Bitten ihres Bruders sich entschloß, zum ersten Male nach dem Tode ihrer Mutter ihr Zimmer zu verlassen und den Kaiser zu sehen, Abschied nahm, versicherte er sie Beide seiner unwandelbaren Freundschaft und Anhänglichkeit. Da er wußte, daß der Gesandte, welchen er in Paris zurückließ, Pozzo di Borgo, ein unversöhnlicher Feind Napoleons und seiner Familie sei*), hatte er diesem Gesandten einen von Fräulein von Cochelet selbst ausgewählten Gesandtschafts-Attaché, Herr von Boutiakin, beigegeben, durch den er die Briefe und Wünsche der Königin und ihrer treuen Gesellschaftsdame empfangen und beantworten wollte.

Wenige Tage später verließ auch Eugène St. Leu und seine Schwester Hortense, um mit dem König von Baiern nach Deutschland, in seine neue Heimath, zurückzukehren.

Hortense blickte ihm traurig nach. Sie fühlte jetzt erst ganz ihre düstere Verlassenheit, die trostlose Einsamkeit, welche sie umgab.

Sie hatte nicht geweint, als alle Größe und Pracht, welche sie sonst

---

*) Pozzo di Borgo sagte, als er die Nachricht von dem Tode des Kaisers auf St. Helena erhielt: „Ich habe ihn nicht getödtet, aber ich habe die letzte Handvoll Erde auf seinen Sarg geworfen, damit er nicht wieder auferstehen könnte."

umgeben, in Trümmer zusammenfiel, sie hatte nicht gejammert, als der Orkan des zürnenden Schicksals die Kronen von den Häuptern all ihrer Verwandten herniederschleuderte, sondern hatte mit ruhiger Resignation auch ihr Haupt diesem Sturmwind dargeboten und dazu gelächelt, als er ihr den Königstitel und die Pracht und Herrlichkeit ihrer Vergangenheit nahm, aber jetzt, wo sie einsam, verlassen, Niemand neben sich, als ihre beiden kleinen Knaben und die wenigen Damen, welche ihr treu geblieben, in dem Salon ihres Schlosses St. Leu stand, jetzt weinte Hortense.

„Ach," rief sie unter Thränenströmen, dem Fräulein von Cochelet die Hand darreichend, „es ist zu Ende mit meinem Muth! Meine Mutter lebt nicht mehr, mein Bruder hat mich verlassen, Kaiser Alexander wird bald genug all die versprochene Protection vergessen und ich allein muß mit meinen beiden Kindern kämpfen gegen all diese Widerwärtigkeiten, diese Feindseligkeiten, welche man mir um des Namens willen, den ich trage, entgegensetzen wird! Ach, ich fürchte, ich werde es zu bereuen haben, daß ich mich bereden ließ, meinen früheren Plan nicht auszuführen. Wird die Liebe, die ich meinem Vaterlande entgegentrage, mich für die Qualen, welche ich voraus sehe, entschädigen?"

Ach, die schlimmen Ahnungen der Königin sollten sich nur zu sehr verwirklichen. In den großen und heiligen Stunden des Unglücks verleiht das Schicksal den Sterblichen die Kraft des Schauens, und gleich Kassandra sehen sie die schlimmen Dinge, welche da kommen, ohne sie abwenden zu können.

Ende des ersten Bandes.

Königin Hortense.

Ein Napoleonisches Lebensbild

von

L. Mühlbach.

Zweiter Band.

Fünfte Auflage.

Berlin, 1861.
Druck und Verlag von Otto Janke.

Inhalts-Verzeichniß des zweiten Bandes.

Seite

Erstes Buch.

Die Restauration.

Zweites Buch.

Die Herzogin von St. Leu.

Erstes Buch.

Die Restauration.

I.

Die heimkehrenden Bourbonen.

Am 12. April hielt der Graf von Artois, welchen König Ludwig XVIII. sich selber vorangeschickt und mit der Würde eines General-Lieutenants von Frankreich bekleidet hatte, seinen Einzug in Paris. An der Barrière von Paris ward er von der neu gebildeten provisorischen Regierung, an deren Spitze Herr von Talleyrand stand, empfangen, und hier war es, wo der Graf von Artois die Anrede Talleyrands mit den Worten erwiederte: „Nichts ist in Frankreich verändert, nur daß von heute an sich ein Franzose mehr in demselben befindet.“ Das Volk empfing ihn mit kalter Neugierde und die Truppen der Alliirten bildeten Spalier auf seinem Wege zu den Tuilerien, in welchen die Damen des Faubourg St. Germain ihn mit glühendem Enthusiasmus und geschmückt mit weißen Lilien und weißen Kokarden empfingen. — Die Gräfin Ducayla, die nachher vielbekannte Freundin Ludwig XVIII., war eines der thätigsten Werkzeuge der Restauration gewesen, sie war es auch, welche zuerst in Frankreich wieder das Banner der Bourbonen, die weiße Fahne flattern ließ. Mit etlichen ihrer royalistischen Freunde war sie wenige Tage vor dem Einzug des Prinzen auf die Straße gegangen, um das Volk zu einigem Enthusiasmus für das legitime Königshaus anzuregen. Aber das Volk und die Armee hatten noch immer ihre alte Liebe für den Kaiser bewahrt, und mit stummem Schweigen hörte man auf den Straßen der Proclamation des Fürsten Schwarzenberg zu, welche Herr von Vauvineux vorlas. Die Royalisten ließen wohl am Ende dieser Lecture ihr: Vive le roi! ertönen, aber das Volk blieb gleichgültig und stumm.

Dieses finstere Schweigen erschreckte die Gräfin Ducayla, sie ahnte unter demselben ein geheimes Mißvergnügen mit der neuen Ordnung der Dinge verborgen. Sie fühlte, daß man dies schweigende Volk anregen und in Feuer bringen müsse, damit es sich mit Energie ausspreche und entscheide. Durch Worte und Geschrei hatte man das Volk vergeblich zu enthusiasmiren gesucht, jetzt wollte die Gräfin versuchen, durch ein neues Mittel dasselbe zu allarmiren, es durch ein in die Augen fallendes Symbol zu überraschen und ihm die weiße Fahne der Bourbonen zu zeigen!

Sie reichte ihrem Begleiter, dem Grafen von Montmorency, ihr Taschentuch dar, und ließ es ihn hoch emporschwenken, sie befestigte es, damit es besser vom Volk gesehen werde, an seinen Stock. — So war denn das an den Spazierstock eines Montmorency gebundene Taschentuch der Gräfin Ducayla das erste royalistische Banner, das nach zwanzigjährigem Verschwinden wieder über Paris flatterte.

Die Pariser sahen dieses Banner mit einer Art scheuer Ehrfurcht, schaudernder Bewunderung, sie empfingen es nicht mit Beifallsrufen und Vivatschreien, sie blieben noch immer stumm, aber sie folgten doch dem Zuge der Royalisten, die sich jauchzend und Vive le roi! schreiend auf die Boulevards begaben. Sie nahmen nicht Theil an ihrer Freude, aber sie hinderten sie auch nicht.

Die Freude der Royalisten, und besonders der Royalistischen Damen überstieg indessen fast die Grenzen der Schicklichkeit und der eigenen Würde. In dem Fanatismus ihres Legitimismus bereiteten sie den Alliirten einen Empfang, der fast den Charakter einer allgemeinen Liebeserklärung der schönen Damen des Faubourg St. Germain gegen alle Soldaten und Officiere der Verbündeten annahm. In einer seltsamen Ideenverwirrung schienen ihnen diese Krieger, welche jedenfalls doch als Feinde den Boden Frankreichs betreten hatten, schon ein Theil der geliebten Bourbonen zu sein, und sie liebten sie fast mit derselben Liebe, die sie der königlichen Famile darbrachten. Während einiger Tage gehörten sie mit ihrem Herzen allen Ländern an, nur nicht dem eigenen Vaterland!

Ludwig XVIII. selbst war sehr unzufrieden mit dem Enthusiasmus der Damen des Faubourg St. Germain und äußerte der Gräfin Ducayla

ganz unverholen sein Mißvergnügen über das lächerliche und verächtliche Benehmen, welches die Damen in jenen Tagen gezeigt. Er meinte sogar, dasselbe hätte seiner Sache schaden können, da die Nation sich damals noch nicht vollständig für ihn ausgesprochen habe.

„Man hätte," sagte er, „den Alliirten gegenüber eine imposante Zurückhaltung, ohne eitle Demonstrationen, aber auch ohne diese unüberlegte Hingebung annehmen sollen. Ein angemessenes, taktvolles Betragen würde ihnen Achtung für die Nation eingeflößt haben, während sie jetzt mit der Ueberzeugung Paris verlassen, daß wir noch, wie vor fünfzig Jahren, das leichtfertigste und frivolste Volk in Europa sind. Sie besonders, meine Damen, Sie haben sich auf unbegreifliche Weise compromittirt. Die Alliirten sind Ihnen en masse so liebenswürdig erschienen, daß Sie den Schein auf sich geladen, sie auch en détail zu lieben, und es haben sich daher über Sie Gerüchte verbreitet, welche den französischen Damen keine große Ehre bereiten." —

„Ach, mein Gott," erwiederte die Gräfin Ducayla ihrem königlichen Freund, „man wollte ihnen eine wohlverdiente Dankbarkeit für die Wohlthat bezeugen, daß sie uns Ew. Majestät zurückbrachten; man hat ihnen aus freiem Willen dargebracht, was man den Tyrannen der Republik und den Säbelhelden des Empire sonst, des Widerstandes müde, endlich doch auch gewähren mußte! Keine von uns bereut gewiß das, was sie für unsere guten Freunde, die Alliirten, gethan!" —

Indessen gab das, was die Damen „für ihre guten Freunde, die Alliirten, gethan," doch zu mancherlei ärgerlichen Familienscenen Veranlassung, und die Männer, welche nicht ganz den Enthusiasmus ihrer Frauen theilten, meinten bald Ursache zu haben, sich über denselben zu beklagen.

Der Graf von G...., unter Andern hatte sich wenige Tage vor der Restauration mit einer schönen und jungen Dame vermählt. Ihr, in ihrer harmlosen Jugend, waren die politischen Verhältnisse ganz gleichgültig, aber ihr Schwiegervater, ihre Schwiegermutter und ihr Gemahl, der Graf von G...., waren Royalisten vom reinsten Wasser.

Am Tage des Einzugs der Alliirten in Paris eilten der Schwiegervater, die Schwiegermutter und der Gemahl gleich allen guten Legiti-

mißten „den guten Freunden“ entgegen, und Jeder von ihnen kehrte mit einem Fremden in das Hôtel zurück. Der Mann mit einem Engländer, die Schwiegermutter mit einem Preußen, der Schwiegervater mit einem Oesterreicher.

Alle drei bemühten sie sich, einander zu überbieten in den Festen, welche sie den Gästen bereiten wollten, die sie das Glück hatten zu besitzen. Die kleine Gräfin allein blieb gleichgültig inmitten der Freude ihrer Familie. Man machte ihr den Vorwurf, sie besitze zu wenig Anhänglichkeit für die gute Sache, nnd ermahnte sie, „Alles, was in ihren Kräften stände, zu thun, um die tapfern Männer, welche Frankreich seinen König wiedergebracht, gut aufzunehmen.“

Der Mann also bat den Engländer, die junge Gräfin im Reiten zu unterrichten; die Marquise wünschte, daß der Preuße ihre Schwiegertochter auf den Ball führe, und sie das deutsche Walzen lehre, und der Marquis endlich, welcher bei dem Oesterreicher eine große Vorliebe für Malerei entdeckte, forderte ihn auf, mit der jungen Frau die Museen zu besuchen.

Kurz, man gab der kleinen Gräfin alle Gelegenheit, eine Sottise zu zu begehen, oder vielmehr drei Sottisen, denn sie mochte keinem der drei Fremden den Vorzug geben. Sie war jung und wenig bewandert in derlei Verhältnissen. Ihre Triple-Intrigue ward also sehr bald entdeckt, und ihrer Familie verrathen. Jetzt waren Mann, Schwiegervater und Schwiegermutter außer sich. Dies überstieg selbst die Anforderung ihres Royalismus und mit zornigen Vorwürfen drangen sie auf die junge Frau ein.

„Ach,“ rief sie unter Thränenströmen, „es ist ja nicht meine Schuld, Ihr habt es so gewollt. Ihr habt mir befohlen, Alles, was in meinen Kräften stände zu thun, um diese Herren gut aufzunehmen, und ich durfte ihnen also nichts verweigern.“

Aber es gab auch Fälle, in denen die begeisterten Damen des Faubourg St. Germain ihre Huld zurückgewiesen sahen. Selbst die hochgeborne und stolze Marquise von M.... mußte das erfahren. Sie stellte sich vor die Reihen der finster blickenden, schweigenden Krieger der Kaisergarde hin, welche eben stumm den Grafen von Artois hatten an sich vor-

übergehen lassen. Mit begeistertem Ruf forderte sie dieselben zur Liebe für ihre angestammte Königsfamilie auf, und in dem Enthusiasmus ihres Royalismus bot sie sich selber demjenigen zur Belohnung an, der zuerst schreien würde: Vive le roi! Aber die treuen Krieger des Kaisers blieben ungerührt von diesem großmüthigen Anerbieten, und nicht der kleinste Schrei ward gehört!

Den feurigsten Enthusiasmus natürlich trugen diese royalistischen Damen den Fürsten dar, die an der Spitze der verbündeten Heere standen, aber hier gerade fanden sie am wenigsten Erhörung. Der Kaiser von Oesterreich war zu sehr mit der Zukunft seiner Tochter und seines Enkels beschäftigt, der König von Preußen zu ernst und strenge, um an den kleinen Coquetterieen und Minauderieen der schönen Damen Gefallen finden zu können. All ihre Begeisterung und ihre Liebe wandte sich daher dem jungen Kaiser Alexander von Rußland zu.

Aber auch hier ward ihrem Enthusiasmus schlechter Lohn. Der Kaiser hielt sich in fast mißtrauischer Zurückgezogenheit von den edlen Damen des Faubourg St. Germain, und doch waren diese es, welche bei ihm das Loos Frankreichs entschieden hatten nnd ihn bestimmten, den Bourbonen seine Stimme zu geben. Denn bis dahin war es immer noch unentschieden, wer den Thron Frankreichs einnehmen und wen die französische Nation, oder die Alliirten zu der neuen Königswürde berufen würden.

Der Kaiser von Rußland hegte im Innersten seines Herzens den Wunsch, den edlen und allgemein so geliebten Vicekönig von Italien, Eugène Beauharnais, zum König von Frankreich erhoben zu sehen. Der Brief, mit dem Eugène den Antrag der Verbündeten, welche ihm die Herzogskrone von Genua angeboten, erwiederte, hatte dem Sohne Josephinens die Achtung und Liebe des Czaren für alle Zeiten gewonnen. Alexander selber hatte an Eugène geschrieben, und ihm im Namen der Alliirten ein Herzogthum Genua angeboten, wenn er Napoleon verlasse, und sich auf die Seite der Alliirten stellen wolle.

Eugène Beauharnais hatte ihm mit folgendem Briefe geantwortet:

„Sire!

„Ich habe die Vorschläge Eurer Majestät empfangen; sie sind ohne Zweifel sehr schön, aber sie werden meine Entschlüsse nicht ändern können.

Ich muß es schlecht verstanden haben, meine Gedanken auszudrücken, als ich die Ehre hatte, Sie zu sehen, wenn Ew. Majestät glauben können, daß ich um irgend einen, wenn auch noch so hohen Preis meine Ehre verletzen könnte. Weder die Aussicht auf das Herzogthum Genua, noch die auf ein Königreich Italien kann mich zu einem Verrath bestimmen. Das Beispiel des Königs von Neapel kann mich nicht verführen; ich will lieber ein einfacher Soldat, als ein treuloser Fürst werden.

„Der Kaiser, sagen Sie, hat mir Unrecht gethan; ich habe es vergessen; ich erinnere mich nur seiner Wohlthaten; ich verdanke ihm Alles, meinen Rang, meine Titel, mein Vermögen, und was ich Allem Andern vorziehe, ich verdanke ihm das, welches Ihre Nachsicht „meinen Ruhm" zu nennen beliebt. — Ich werde ihm daher dienen, so lange ich lebe; meine Person gehört ihm, wie auch mein Herz. Möge mein Degen in meinen Händen zerbrechen, wenn er sich jemals gegen den Kaiser oder gegen Frankreich kehren könnte. — Ich schmeichle mir, daß meine wohlbegründete Weigerung mir wenigstens die Achtung Euerer kaiserlichen Majestät sichern werde. — Ich bin 2c."

Der Kaiser von Oesterreich hingegen wünschte sehnlichst seinem Enkel, dem König von Rom, unter der Regentschaft der Kaiserin Marie Louise, den Thron von Frankreich zu sichern, nur wagte der Kaiser nicht diesen Thron offen und ohne Rückhalt von seinen Verbündeten zu fordern, denen er das Versprechen geleistet, Alles gut zu heißen, was sie thun würden. Vergebens bestürmte ihn daher der Herzog von Cadore, den Marie Louise von Blois aus an ihren Vater absandte, das Interesse der Kaiserin zu wahren und von den Alliirten zu fordern, daß sie Marie Louisen und ihrem Sohne die Krone Frankreichs sicherten.

Kaiser Franz versicherte dem Abgesandten seiner Tochter, daß er das Beste für sie zu hoffen berechtigt sei, aber nicht im Stande sei mit Gewalt etwas für sie durchzusetzen.

„Ich liebe meine Tochter," sagte der Kaiser, „ich liebe meinen Schwiegersohn, ich trage sie Beide in meinem Herzen, und bin bereit mein Blut für sie zu vergießen."

„Ach Sire," unterbrach ihn der Herzog von Cadore, es handelt sich nicht um ein so großes Opfer!" —

„Ich bin bereit mein Blut für sie zu vergießen," fuhr der Kaiser fort, „mein Leben für sie hinzugeben; aber ich wiederhole es Ihnen, ich habe den Alliirten versprochen, nichts ohne sie zu verhandeln, und Alles zu genehmigen, was sie thun. Ueberdies ist mein Minister, Herr von Metternich, eben bei ihnen, und ich werde Alles ratificiren, was er unterzeichnet hat. *)

Aber im Stillen hoffte der Kaiser noch immer, das, was Metternich für ihn zu unterzeichnen habe, sei die Erklärung, daß man den kleinen König von Rom zum König von Frankreich mache.

Aber der Eifer der Royalisten sollte diese Hoffnung vernichten.

In dem Hôtel Talleyrand's hatte der Kaiser von Rußland jetzt seine Wohnung genommen. Er hatte den Bitten und Einladungen des klugen französischen Diplomaten nachgegeben, der sehr wohl wußte, wie viel leichter es für ihn sein würde, den „Agamemnon der heiligen Allianz"**) zu seinen Gunsten zu stimmen, wenn er ihn zu jeder Zeit und Stunde gewissermaßen in seiner Hand hielt. Indem er dem Kaiser von Rußland seine Gastfreundschaft anbot, wollte Talleyrand ihn mit Leib und Seele zu seinem Gefangenen machen, und ihn zu seinem Vortheil ausbeuten.

Zu Talleyrand also eilte die Gräfin Ducayla hin, um mit dem Bonapartisten von gestern, der sich in einen so eifrigen Legitimisten von heute verwandelt hatte, ihre Vorkehrungen zu treffen.

Talleyrand unternahm es, der Gräfin eine Audienz bei dem russischen Kaiser auszuwirken, und es gelang ihm. Als er die schöne Gräfin zu dem Kabinet des Czaren geleitete, flüsterte Talleyrand ihr in's Ohr: „Ahmen Sie Frau von Semallé nach, suchen Sie einen tüchtigen Schlag zu thun. Der Kaiser ist galant, und was er der Diplomatie verweigert, mag er vielleicht den Damen bewilligen."

An der Thür des Kabinets verließ er sie, und die Gräfin Ducayla trat allein in das Gemach ein, in welchem sich der Kaiser befand. Kaum ward sie seiner ansichtig, als sie, die Hände ausstreckend, auf ihre Kniee niedersank.

---

*) Bourienne. Vol. X, S. 129.

**) Mémoires d'une femme de qualité.

Sofort eilte der Kaiser zu ihr hin, um sie mit ritterlicher Galanterie aufzuheben.

„Was thun Sie?" fragte er fast erschrocken. „Niemals hat eine edle Dame vor einem Cavalier ihr Knie zu beugen."

„Sire," rief die Gräfin, „ich knie vor Ihnen, weil ich von Ew. Majestät das Glück erflehen will, welches Sie allein uns wiederzugeben vermögen; es wird für uns eine doppelte Freude sein, Ludwig XVIII. wieder zu besitzen, wenn er uns durch Alexander I. wiedergeschenkt ist!"

„Es ist also wahr, daß die Franzosen der Familie der Bourbonen noch immer zugethan sind?"

„Ja, Sire, sie ist unsere einzige Hoffnung, ihr gehört unsere ganze Liebe!"

„Ah, das ist vortrefflich," rief Alexander, „und sind alle französischen Damen von demselben Enthusiasmus erfüllt, wie Sie, Madame?"

In ganz Frankreich schlagen alle Herzen dieser Familie entgegen."

„Nun, wenn die die Sache so steht, so wird es Frankreich sein, welches Ludwig XVIII. zurückruft und wir werden nicht nöthig haben, ihn zurückzuführen. Mögen die großen Staatskörper sich aussprechen und Alles wird gethan sein!" *)

Die Gräfin Ducayla war ganz die Frau, ein solches Aussprechen der großen Staatskörper zu vermitteln. Sie beeilte sich, in ganz Paris die Hoffnungen, welche ihr der Czar gemacht, zu verbreiten, sie gab am Abend nach ihrer Unterredung mit Alexander eine große Soirée, zu der sie die schönsten Damen ihrer Partei und eine Anzahl Senatoren einlud.

„Ich wollte auf diese Weise," sagt sie in ihren Memoiren, „die Herrn zu einem Schwur verführen. Wie einfältig ich war! Wußte ich nicht, daß die Mehrzahl derselben wohl schon ein Dutzend Schwüre geleistet und gebrochen hatte?

Andern Tages versammelte sich der Senat und wählte eine provisorische Regierung, die aus Talleyrand, dem Herzog von Dalberg, dem Marquis von Jancourt, dem Grafen Bournonville und dem Abbé Montesquieu bestand. Sodann erklärte der Senat unter Vorsitz dieser pro-

*) Mémoires d'une femme de qualité. Vol. I. p. 179.

visorischen Regierung den Kaiser Napoleon des Throns verlustig und rief Ludwig XVIII. auf den Thron. Aber indem der Senat so öffentlich und feierlich im Namen des französischen Volkes seine legitimistischen Gesinnungen darthat, legte er zugleich Zeugniß ab von seiner eigenen Unwürdigkeit und seinem eigenen Egoismus. — In dem Tractat, welchen der Senat mit seinem heim gerufenen König abschloß, setzte er in einem eigenen Artikel fest, „daß das bisherige Gehalt der Senatoren ihnen als eine lebenslängliche unablösbare Rente verbleiben sollte.“ — Die Herren Senatoren, indem sie Ludwig XVIII. zurückriefen, trugen also zugleich Sorge, sich für ihre Mühe bezahlt zu machen, und ihre eigene Zukunft zu sichern.

II.

Die Bourbonen und die Napoleoniden.

Die Alliirten beeilten sich indeß, den Ausspruch des Senats und der provisorischen Regierung für den Ausspruch des Volkes zu halten, und riefen Ludwig den XVIII., der so lange als Graf von Lille in der Verbannung von Hartwell geschmachtet, auf den Thron seiner Väter zurück.

Der Kaiser von Oesterreich hielt Wort, er widersetzte sich den Beschlüssen seiner Verbündeten nicht, er ließ es geschehen, daß sein Enkel, der König von Rom, seines Erbes beraubt ward, daß die Kaiserkrone von dem Haupt seiner Tochter herabsank. Kaiser Franz war indeß selber eben so überrascht davon, wie Marie Louise, denn bis zu ihrem Einzug in Paris hatten die Verbündeten dem österreichischen Kaiser mit der Hoffnung geschmeichelt, man werde seiner Tochter und seinem Enkel die Krone Frankreichs sichern. — Die Enttäuschung des Kaisers gab zu einer Carricatur Veranlassung, die am Tage des Einzuges Ludwig XVIII. an denselben Mauern angeklebt ward, an denen man in großen Lettern Chateaubriand's begeisterte Brochure über die Bourbonen ankündigte. — Auf dieser Car-

ricatur, welche sich bald in Paris in viel tausend Exemplaren verbreitete, sah man den Kaiser von Oesterreich in einem schönen Caleschwagen sitzen; der Kaiser Alexander saß auf dem Bock als Kutscher, der Regent von England als Postillon auf dem Vorderpferd, und der König von Preußen stand als Lakai hinten auf dem Wagen. Napoleon lief zu Fuß neben dem Wagen her, und klammerte sich an demselben fest, indem er zu dem Kaiser von Oesterreich sagte: „Schwiegervater, sie haben mich herausgeworfen." — „Und mich hineingeworfen," war Franz des Ersten Antwort. —

Groß war der Jubel der Damen des Faubourg St. Germain, jetzt endlich ihren König wieder zu haben, und sehr bereit waren sie, dem Kaiser von Rußland in jeder Weise sich dankbar zu beweisen. — Aber Alexander zeigte sich durchaus unempfindlich gegen ihre Huldigungen, er vermied es sogar, den Gesellschaften in den Tuilerieen bei dem neuen König beizuwohnen. Die hohe Gesellschaft, wie die hohe Diplomatie erfüllte es mit Entsetzen, daß der Kaiser ganz offen seine Sympathien für die Familie des Kaisers Napoleon darlegte, und statt in den Tuilerieen zu erscheinen, sich nach Malmaison begab.

Graf Nesselrode beschwor endlich seine Freundin, das Fräulein von Cochelet, dem Kaiser von dieser allgemeinen Bestürzung des Faubourg St. Germain zu erzählen, wenn der Czar, wie er das zuweilen zu thun pflegte, zu der Hofdame der Königin Hortense kommen würde, um mit ihr über die materiellen Interessen der Königin zu berathschlagen.

„Sire," sagte das Fräulein zu dem Czaren, „man ist im Faubourg St. Germain eifersüchtig darauf, daß Ew. Majestät sich so beeifert für die Königin zeigen. Graf Nesselrode sogar ist bekümmert darüber. „Unser Kaiser," sagte er mir, „geht viel zu oft nach Malmaison; die ganze hohe Diplomatie entsetzt sich schon darüber eben so sehr, wie die hohe Gesellschaft; man fürchtet, daß er dort Einflüssen unterliegt, denen zu folgen nicht in seiner Politik liegt." —

„Daran erkenne ich meinen Nesselrode," erwiederte der Kaiser lächelnd, „er beunruhigt sich gar leicht. Was kümmert mich das Faubourg St. Germain! Schlimm genug für diese Damen, daß sie nicht meine Eroberung gemacht haben! Ich ziehe die edlen Eigenschaften der Seele allem

äußern Schein vor, und ich finde in der Kaiserin Josephine, der Königin von Holland und dem Prinzen Eugène Alles vereinigt, was man bewundern und lieben kann. Es gefällt mir bei ihnen in der Stille vertraulichen Beisammenseins besser, als bei den Personen, die sich wahrhaft wie Besessene benehmen, und die, statt des Triumphes zu genießen, den wir ihnen bereitet haben, nur daran denken ihre Feinde zu vernichten, und bei denen anfangen, von welchen sie früher so großmüthig beschützt wurden; sie sind wahrhaft ermüdend mit ihren Extravaganzen." —

„Die Französinnen sind coquett," sagte der Kaiser später im Verlauf des Gespräches, „ich kam hierher mit großer Furcht vor ihnen, denn ich weiß bis zu welchem Grade sie liebenswürdig sein können. Aber ohne Zweifel gehört ihnen ihr Herz nicht mehr; ich nehme deshalb auch ihr Wohlwollen so entgegen, wie ich es muß, ich hüte mich wohl, mich davon täuschen zu lassen, und ich vermuthe, die Damen lieben es so sehr zu gefallen, daß sie denen sogar darüber zürnen, welche die Aufmerksamkeiten, mit denen sie von ihnen verschwenderisch überschüttet werden, nur mit hergebrachter Höflichkeit erwiedern."

Fräulein von Cochelet unternahm es bei dem Kaiser die französischen Damen zu vertheidigen. Sie sagte ihm, er dürfe dieselben nicht nach der Art und Weise beurtheilen, mit der sie sich ihm gegenüber benähmen, da es so natürlich wäre, daß die Damen sich enthusiasmirten für einen jungen Kaiser, der sich ihnen in so vortheilhaftem Licht darstellte, und daß sie, ohne selbst coquett zu sein, sehnlichst wünschen müßten, von ihm bemerkt zu werden.

„Aber," sagte der Kaiser mit seinem sanften traurigen Lächeln, „haben die Damen wirklich auf mich gewartet, um ihr Herz schlagen zu fühlen? Ich suche Geist und Unterhaltung, aber ich fliehe alle Diejenigen, die auf mich eine Art Herrschaft der Neigung ausüben möchten; ich sehe darin nur Eigenliebe und ziehe mich zurück."

Während so die Royalisten und die Damen des Faubourg St. Germain die Alliirten mit verschwenderischer Dankbarkeit überschütteten, und dem heimgekehrten König Ludwig XVIII. von dem grenzenlosen Entzücken seines ganzen Volkes erzählten, begann dies Volk indessen schon zu murren. Die Alliirten hatten jetzt ihr Werk vollendet, sie hatten

Frankreich seinen legitimen König wiedergegeben, und sie setzten jetzt ihrem Werk die Krone auf, indem sie in dem Friedenstractat feststellten, daß Frankreich jetzt in seinen alten Grenzen, welche es vor der Revolution gehabt, wiederhergestellt werde.

Frankreich mußte sich diesem Willen seiner Besieger fügen. Der Schwäche des Legitimismus entriß man das wieder, was man der Stärke des Kaiserthums hatte bewilligen müssen.

Alle die mit so vielem französischen Blute erkauften, und noch von Franzosen besetzten festen Plätze sollten wieder herausgegeben werden, das große, weite Frankreich wieder zusammenschrumpfen zu dem Frankreich, welches es vor dreißig Jahren gewesen!

Das war es, was das Volk murren machte! Die Franzosen, welche Napoleon verlassen, weil sie der ewigen Kriege müde geworden, sie waren doch noch stolz auf die Eroberungen, welche sie unter Napoleon gemacht. Dieses Aufgeben derselben verletzte ihren Stolz und ihr Nationalgefühl, und sie grollten dem König, daß er Frankreich diese Schmach aufzuerlegen so bereit gewesen, daß die Krone Frankreichs ihm höher gestanden, als die Ehre Frankreichs!

Freilich hatte Ludwig XVIII. selber gar bitter die Schmach empfunden, welche für ihn in der Wiederherstellung des alten Frankreichs lag, freilich hatte er versucht, auf jede Weise zu protestiren gegen dieses Verlangen der Alliirten. Aber man hatte seinen Diplomaten zu verstehen gegeben, daß wenn Ludwig XVIII. nicht zufrieden sein wolle mit dem neu begrenzten Frankreich, er es an Marie Louise abtreten könne.

Der König mußte sich also der Nothwendigkeit fügen, aber er that es nur mit bitterm Schmerzgefühl, und als seine Höflinge sich ihrem Enthusiasmus für die Alliirten überließen, hörte man ihn leise flüstern: „Mes chers amis, les ennemis!“ —

Bei diesen Gesinnungen gegen die Alliirten geschah es daher auch nur mit Widerstreben und nach langem schmerzlichen Kampf, daß Ludwig XVIII. ihnen bewilligte, was sie für die Familie Napoleons von ihm forderten. Aber Kaiser Alexander hielt Wort, er vertheidigte die Rechte und Ansprüche der Königin von Holland und ihrer Kinder, er vertheidigte sie gegen das Uebelwollen der Bourbonen, gegen die Miß-

gunst der Royalisten und die Ungeneigtheit der Alliirten. Ihm allein und seiner Festigkeit verdankte es die Familie des Kaisers, daß dieser Paragraph des Tractats vom 11. April, in welchem der König Ludwig XVIII. sich den Alliirten gegenüber verpflichtete, „daß die Titel und Würden jedes Mitgliedes der Familie des Kaisers Napoleon anerkannt und ihnen nicht genommen werden sollten," etwas mehr, als nur eine bloße Phrase blieb.

Des Kaisers immer wiederholten Bemühungen gelang es endlich, Hortensen von Ludwig XVIII. ein Besitzthum und einen Titel auszuwirken, der ihre Stellung sicherte. Nur auf die dringenden Forderungen des Czaren ernannte König Ludwig Hortense zur Herzogin von St. Leu, und erhob er ihre Besitzung St. Leu zu einem Herzogthum.

Aber dies geschah nur mit Widerstreben und nur unter dem Druck dieser Verpflichtungen, welche Ludwig XVIII. gegen die Bundesgenossen hatte, die ihm seinen Thron wiedergegeben, Verpflichtungen, welche die Bourbonen eben so gern hätten hinweg leugnen mögen, als die ganze Zeit der Revolution und des Kaiserthums.

Denn die Bourbonen schienen wirklich nur wie aus einem langen Schlaf zu erwachen und wunderten sich sehr, daß die Welt während dessen weiter gegangen war.

Nach ihrer Meinung mußte Alles auf dem Punkt stehen geblieben sein, auf welchem sie es vor zwanzig Jahren verlassen hatten, und sie wollten wenigstens jetzt das, was dazwischen lag, negiren. König Ludwig zeichnete daher seine erste Regierungsacte als im „neunzehnten Jahre seiner Regierung," und versuchte in allen Dingen unmittelbar an das Jahr 1789 anzuknüpfen. Deshalb waren die Patentbriefe, in welchen Hortense von Ludwig XVIII. zur Herzogin v. St. Leu ernannt wurde, in einer für die Königin beleidigenden Weise abgefaßt, denn es war darin gesagt, „der König ernennt die Mademoiselle Hortense von Beauharnais zur Herzogin von St. Leu." —

Die Königin erklärte, diesen Titel unter solchen Umständen nicht annehmen zu wollen und wies die Patentbriefe zurück. Erst auf des Czaren zürnende Forderung entschloß sich Herr von Blancas, der Premier-Minister des Königs, zu einer andern Redaction der Patentbriefe, und es hieß jetzt: „Der König ernennt Hortense Eugène, mit inbegriffen in dem

Tractat vom 11. April, zur Herzogin von St. Leu." — Das war freilich eine sehr negative und versteckte Anerkennung des früheren Ranges der Königin, aber es war wenigstens keine Erniedrigung mehr, sie anzunehmen.

Eben so viele Schwierigkeiten machte den Bourbonen der Vicekönig von Italien, der edle und von Jedermann geliebte Eugène, welcher auf ausdrückliches Begehren und Wünschen des Czaren nach Paris gekommen war um seine Zukunft zu sichern.

Der König konnte dem tapfern Helden des Kaiserreichs, dem Schwiegersohn des Königs von Baiern, welcher mit zu den Alliirten gehörte, seine Anerkennung nicht versagen, und als Eugène wünschte, sich dem König vorzustellen, ward ihm sogleich eine Audienz bewilligt.

Aber wie sollte man ihn empfangen? Welch einen Titel sollte man dem Stiefsohn Napoleons, dem Vicekönig von Italien geben? Es wäre allzu lächerlich gewesen, die Absurdität des Patentbriefes Hortensens zu wiederholen und Eugène „Vicomte von Beauharnais" zu nennen, aber ihm den Königstitel bewilligen, würde die legitime Würde der Dynastie compromittirt haben. König Ludwig ersann also einen geistreichen Ausweg. Als der Herzog von Aumont den Prinzen Eugène einführte, näherte sich ihm der König mit einem freundlichen Lächeln, indem er sagte: „Mein Herr Marschall von Frankreich, ich bin erfreut, Sie zu sehen!

Eugène, der seine Begrüßung eben abstatten wollte, hielt ganz erstaunt inne und schaute hinter sich, um zu sehen, mit wem der König wohl spräche. Ludwig XVIII. lächelte und fuhr fort: „Sie, mein Herr, sind Marschall von Frankreich, Ich ernenne Sie zu dieser Würde."

„Sire," sagte Eugène sich tief verneigend, „ich bin Ew. Majestät sehr verbunden für Ihren guten Willen, aber das Unglück des Ranges, zu welchem mein Schicksal mich erhoben hat, erlaubt mir nicht, den edlen Titel, mit dem Sie mich beehren, anzunehmen. Ich bin Ihnen sehr dankbar dafür, aber ich muß ihn ausschlagen." *)

Die Kriegslist des Königs war somit aus dem Felde geschlagen, und Eugène ging als Sieger aus diesem Begegnen mit dem König hervor. Er war nicht genöthigt, Wohlthaten von dem König von Frankreich an-

*) Mémoires d'une femme de qualité. Vol. I. p. 267.

zunehmen, denn sein Schwiegervater, der König von Baiern, ernannte Eugène zum Prinzen des baierischen Königshauses und errichtete für ihn das Herzogthum Leuchtenberg. Dahin zog sich Eugène zurück und lebte dort an der Seite seiner Gemahlin, umgeben von seinen Kindern, schöne und friedliche Jahre der Ruhe und des Glückes, bis ihn der Tod im Jahre 1824 den Armen seiner trauernden Familie entriß.

III.

Frau von Staël.

Die Restauration, welche so viele Größen stürzen, so viele in Dunkelheit begrabene Namen wieder an's Licht hervorziehen sollte, führte jetzt auch eine Person wieder nach Paris zurück, welche durch Napoleon allerdings aus demselben war verbannt worden und seitdem in der Fremde ihrem Namen neuen Ruhm und neuen Glanz verliehen hatte. Diese Person war Frau von Staël, die berühmte Tochter Neckers, die berühmte Dichterin der Corinna und der Delphine.

Es war ein langer und erbitterter Kampf gewesen, den Frau von Staël mit dem machtvollen Kaiser der Franzosen geführt; und Frau von Staël, mit ihrem Genie, ihrer glühenden Beredtsamkeit, mit der Lorbeerkrone ihres Exils geschmückt, hatte Napoleon vielleicht mehr geschadet, als ein ganzes Heer seiner Feinde.

Es war von beiden Seiten ein glühender Haß, und doch hätte es nur von Napoleon abgehangen, diesen Haß sich in Liebe verwandeln zu sehen. Denn Frau von Staël war ganz geneigt, dem jungen Helden von Marengo und Arcole die ganze glühende Begeisterung ihres Herzens darzubringen, ganz geneigt die Egeria dieses Numa Pompilius zu werden. In dem feurigen Drange ihrer stürmischen Imagination hatte Frau von Staël sogar Bonaparte gegenüber ein wenig ihre Stellung als Dame vergessen, und sich nur erinnert, daß sie eine Dichterin sei, und daß

es ihr als solcher wohl anstehe, den Heros zu feiern, dem leuchtenden Gestirne, das über Frankreich aufging, die glühende Dithyrambe ihrer Morgengrüße darzubringen.

Frau von Staël hatte es daher nicht abgewartet, daß Bonaparte sie aufsuche, sondern sie war ihm zuvorgekommen und hatte ihn aufgesucht.

An den jungen heimkehrenden Sieger von Italien schrieb sie Briefe voll des glühendsten Enthusiasmus, welche indeß den jungen General wenig erfreuten. Inmitten des Schlachtgewühls und der großartigen Pläne und Entwürfe, die ihn fortwährend beschäftigten, hatte Bonaparte nicht Zeit gefunden, sich mit den Dichtwerken der Frau von Staël zu beschäftigen. Er wußte von ihr weiter nichts, als daß sie die Tochter des Ministers Necker sei, und das war in Bonaparte's Augen keine Empfehlung, denn er hegte wenig Hochachtung für das Genie Neckers, und ging sogar so weit, ihn als den Anstifter der großen Revolution zu bezeichnen.

Mit Erstaunen empfing daher der junge General den enthusiastischen Brief der Dichterin, und ihn seinen vertrauten Freunden zeigend, sagte er achselzuckend: „Begreift Ihr etwas von diesen Extravaganzen? Diese Frau ist thöricht!"

Aber Frau von Staël ließ sich von dem kalten Schweigen Bonaparte's nicht zurückschrecken, sie schrieb immer neue, immer flammendere Briefe.

In einem dieser Briefe ging sie in ihrer rücksichslosen Begeisterung so weit zu sagen: „Es sei ein Irrthum der menschlichen Institution, daß die sanfte und ruhige Josephine ihr Schicksal mit dem seinigen vereinigt habe; sie, Frau von Staël und Bonaparte seien für einander geboren, die Natur schiene eine Feuerseele, wie die ihre, zur Anbetung eines Helden, wie er es sei, geschaffen zu haben."

Bonaparte zerknitterte zornig diesen Brief in seinen Händen, und ihn in das Kaminfeuer werfend, rief er: „Ach, eine schöngeistige Frau, eine Fabrikantin von Sentimens, wagt es sich Josephinen zu vergleichen? Ich werde diese Briefe nicht beantworten!"

Er beantwortete sie nicht, aber Frau von Staël verstand dieses Schweigen nicht, oder vielmehr sie wollte es nicht verstehen. Wenig geneigt, einen einmal gefaßten Entschluß aufzugeben, und ihre Pläne scheitern zu

sehen, wollte Frau von Staël auch jetzt ihren Willen haben und sich Bonaparte nähern, trotz seines Widerstrebens.

Und sie hatte ihren Willen, sie wußte alle Schwierigkeiten zu beseitigen, alle Hindernisse aufzuheben, und die einerseits so lange gewünschte, andererseits so lange vermiedene Zusammenkunft fand endlich statt. — Frau von Staël ward in die Tuilerieen eingeführt und von Bonaparte und seiner Gemahlin empfangen. Indeß die persönliche Erscheinung der sonst so geistreichen und bedeutenden Frau war wenig geeignet, die Vorurtheile Bonaparte's zu besiegen. Frau von Staël hatte, wie immer, eine äußerst geschmacklose und phantastische Toilette gemacht *) und Napoleon liebte es sehr, die Frauen einfach, aber elegant und geschmackvoll gekleidet zu sehen. Frau von Staël ließ in dieser Unterredung mit Napoleon alle die glänzenden Raketen ihres Witzes sprühen, und Napoleon, den sie dadurch blenden wollte, fand sich nur dadurch verstimmt.

In dieser Verstimmung war es, daß er Frau von Staël, welche ihn in ihrer glühenden Heftigkeit gewissermaßen zu einem Complimente zwingen wollte, auf ihre mindestens etwas indiscrete Frage: „welches ist in Ihren Augen die größte Frau?" die sarkastische Antwort gab: „diejenige, welche dem Staat die meisten Kinder gebiert."

Frau von Staël war gekommen mit einem Herzen voll Enthu-

*) Von dem Costüm, welches Frau von Staël zur Zeit des ersten Consulats trug, wo sie es liebte, als Odaliske zu erscheinen, ist schon weiter oben die Rede gewesen; die Sucht der auffallenden und seltsamen Toiletten war bei ihr eine Art Manie, und sie liebte es so sehr, sich im Costüm zu sehen, daß sie deshalb sogar gern Theatervorstellungen gab, um zugleich sich als schöne Frau und als Dichterin zu produciren. Aber sie ahnte nicht, daß dies „Costüm" gerade ihrer äußern Erscheinung sehr ungünstig war, und daß sie als Actrice trotz ihres erhabenen Geistes doch selten eine andere Wirkung als die der Lächerlichkeit erregte. — Während ihres Aufenthaltes in Wien gab Frau von Staël dort auch Theatervorstellungen vor einem geladenen Publikum. Sie spielte zum Beispiel in einem kleinen von ihr verfaßten Stück, betitelt: Abraham et Hagar, die Rolle der Hagar. Trotz ihres vortrefflichen Spiels wußte sie indeß nicht den Eindruck zu verwischen, den ihr orientalisches Costüm auf ihr Publikum machte, und die witzigen Wiener nannten dies Drama wegen der Häßlichkeit der Hagar-Staël nur: la justification d'Abraham.

siasmus und Gluth, sie hatte in ihrer Anrede Napoleon „einen auf die Erde hernieder gestiegenen Gott" genannt, sie war gekommen als begeisterte Dichterin, sie ging von dannen als beleidigte Frau. Ihre gekränkte Eitelkeit vergab Bonaparte nie jene Antwort, welche auf sie, die Fragerin, einen Schein der Lächerlichkeit warf. Sie rächte sich in ihrem Salon durch beißende Witzworte, die sie gegen Napoleon und seine Familie schleuderte, und welche man natürlich getreulich dem ersten Consul hinterbrachte.

Aber diese Art der Waffen, welche die geistreiche und gefeierte Frau jetzt gegen den Helden kehrte, der sie verschmäht hatte, diese waren es gerade, die ihn empfindlicher verletzten, als es die Waffen von Stahl und Eisen jemals thun konnten. In der Führung dieser Waffen war ihm Frau von Staël allerdings überlegen, und das Bewußtsein davon erbitterte Bonaparte nur noch mehr gegen diese Frau, die es wagte, die Ferse des Achilles mit den Nadelstichen ihres Witzes zu verletzen, und ihn gerade da zu treffen, wo er allein verwundbar war.

Ein langer, heftiger Kampf zwischen diesen beiden größten Genien jener Zeit erhob sich jetzt, und er ward auf beiden Seiten mit gleich großer Erbitterung geführt. Nur daß Napoleon die äußere Macht auf seiner Seite hatte, und die Feindschaft seiner genialen Gegnerin zugleich als Herrscher zu strafen vermochte.

Er verbannte Frau von Staël aus Paris, bald sogar aus Frankreich, und Frau von Staël, welche so bereit gewesen wäre, in Paris als begeisterte Priesterin die Loblieder ihres „vom Himmel herniedergestiegenen Gottes" zu singen, Frau von Staël ging jetzt in die Fremde als eine Feindin Napoleons, als eine Royalistin, welche mit all' ihrer glühenden Beredtsamkeit, ihrem flammenden Genie Propaganda machte für die vertriebenen, legitimen Bourbonen, und ihrem Feind, dem großen Napoleon, in den Gemüthern und Meinungen der Menschen ein unsichtbares aber nicht minder gefährliches Heer entgegen stellte.

Den flammenden Ausbrüchen ihres Hasses gegen Napoleon gab Frau von Staël bald noch mehr Gewicht durch ihren eigenen Ruhm und ihre eigene Größe, und die Dichterin der Corinna und der Delphine ward

bald eine eben so gewichtige Macht gegen Napoleon als es nur immer England, Rußland oder Oesterreich sein konnten.

Aber inmitten der Triumphe, welche Frau von Staël im Auslande feierte, überkam sie gar bald eine glühende Sehnsucht nach dem Vaterlande, das sie um so leidenschaftlicher liebte, da sie gezwungen war, es zu entbehren. Sie bot daher alle ihre Verbindungen in Paris auf, um von Napoleon ein Aufhören ihres Exils zu erwirken, aber der Kaiser blieb unbeugsam, auch dann noch, als er die Delphine gelesen.

„Ich liebe eben so wenig," sagte er, „die Frauen, welche sich zu Männern machen, als die weibischen Männer. Was nutzt dieses Vagabundiren der Phantasie? Was bleibt davon übrig? Nichts! Alles dies ist Metaphysik des Gefühls, Unordnung des Geistes. Ich kann diese Frau nicht leiden, schon deshalb nicht, weil ich die Frauen nicht liebe, die sich mir an den Hals werfen, und Gott weiß, wie sehr sie das gethan hat." —

Die Gesuche der Frau von Staël, nach Paris zurückkehren zu dürfen, wurden also zurückgewiesen, aber sie war jetzt eben so wenig geneigt ihren Willen aufzugeben, wie sie es damals gewesen, als sie Bonaparte's Zuneigung erobern wollte. Sie machte immer neue Versuche, ihr ersehntes Ziel zu erreichen, denn es war nicht blos das Vaterland, welches sie wiedererobern wollte, sondern auch eine Million Francs wollte sie sich von Frankreich erstatten lassen.

Ihr Vater, der Minister Necker, hatte in den Zeiten der Hungersnoth und des Geldmangels dem bedrängten und schmachtenden Vaterland eine Million Francs geliehen, um Brod zu kaufen für das hungernde Volk, und Ludwig XVI. hatte sich schriftlich verpflichtet, diese „Nationalschuld Frankreichs" wieder zu erstatten.

Aber die Revolution, welche den Thron des unglücklichen Königs zerschmetterte, begrub auch unter den Trümmern der alten Zeit die Versprechungen und Schwüre, die man auf Pergament und Papier geschrieben.

Jetzt verlangte indeß Frau von Staël, daß das Kaiserthum die Versprechungen des gestürzten Königthums erfülle, daß der Erbe des Thrones der Bourbonen die Verpflichtungen übernehme, welche ein Bourbone gegen ihren Vater eingegangen.

Sie hatte einst Napoleon einen vom Himmel zur Erde hernieder-

gestiegenen Gott genannt, und auch jetzt wünschte sie noch, daß er für sie ein Gott sein möchte, nämlich der Gott Plutus, der über sie aus dem Füllhorn seiner Gnade eine Million ausschütten sollte.

Da sie selbst nicht nach Frankreich kommen durfte, sandte sie dahin ihren Sohn, um beim Kaiser für sie und ihre Million zu plaidiren. Wohl wissend indeß, wie schwer es auch ihrem Sohn werden würde, sich beim Kaiser Gehör zu verschaffen, wandte sie sich mit beredten und geistvollen Briefen an die Königin Hortense und flehte diese um ihren Schutz und ihre Vermittelung an.

Hortense stets voll Mitgefühl für das Unglück, hegte die lebhafteste Theilnahme und Bewunderung für das ausgezeichnete Genie der großen Dichterin, und ward die beredte und muthige Fürsprecherin der Frau von Staël. Sie allein wagte es, des Stirnrunzelns und des Mißfallens Napoleons nicht achtend, immer wieder die Sache der armen Exilirten zu verfechten, und um ihre Rückberufung als um einen Act der Gerechtigkeit zu flehen, ja sie ging in ihrer edlen Großmuth so weit, den überall gemiedenen und geflohenen Sohn der Dichterin gastlich bei sich aufzunehmen, und in ihren Salon zu laden.

Hortensens sanfter, beredter Bitte, ihren Vorstellungen gelang es auch, Napoleons Zorn zu mildern. Er erlaubte der Frau von Staël nach Frankreich zurückzukehren, nur sollte ihr Fuß niemals Paris und dessen Umgebung zu betreten wagen; sodann bewilligte er auf Hortensens Wunsch dem Sohn der Frau von Staël die so lange vergeblich erflehte Gunst einer Audienz.

Diese Unterredung Napoleons mit dem Sohn der Frau von Staël ist eben so merkwürdig als originell. Napoleon zeigte in derselben unverholen seinen Unmuth, ja seinen Haß gegen Frau von Staël sowohl, als gegen ihren Vater, und hörte gleichwohl mit großmüthiger Gelassenheit der warmen Vertheidigung des Sohnes und Enkels zu.

Der junge Staël schilderte dem Kaiser die Sehnsucht seiner Mutter nach ihrer Heimath, er sagte ihm, wie traurig und unglücklich sie sich in ihrem Exil fühle.

„Ah bah," rief der Kaiser, „Ihre Mutter ist exaltirt. Ich sage nicht, daß Sie eine böse Frau ist! Sie hat Geist, viel Geist, ja vielleicht

zu viel, aber es ist ein rücksichtsloser, subordinationsloser Geist. Sie ist in dem Chaos einer zusammenstürzenden Monarchie und einer Revolution auferwachsen, und sie hat Beide in ihrem Geist amalgamirt! Alles dies kann gefährlich werden; mit der Exaltation ihres Kopfes kann sie Proselyten machen: ich muß sie bewachen; sie liebt mich nicht. Es liegt im Interesse Derjenigen, welche sie compromittiren würde, daß ich sie nicht nach Paris zurückkehren lasse. — Gesetzt, ich erlaubte es ihr, so würden nicht sechs Monate vergehen, ohne daß sie mich in die Nothwendigkeit versetzte, sie nach Bicètre zu schicken, oder sie im Temple einzusperren; das wäre mir aber sehr unangenehm, denn es würde Aufsehen machen, und mir in der öffentlichen Meinung schaden. Sagen Sie Ihrer Mutter, daß mein Beschluß unwiderruflich ist. So lange ich lebe, wird sie nicht nach Paris zurückkehren."

Vergebens versicherte Herr von Staël im Namen seiner Mutter, daß sie es vermeiden würde, auch nur den geringsten Anlaß zum Aergerniß zu geben, daß sie, einmal nach Paris zurückgekehrt, dort ganz still und im Verborgenen leben würde.

„Ach ja! Ich kenne solche schöne Versprechungen!" rief der Kaiser, „ich sehe wo Sie hinaus wollen, aber ich wiederhole Ihnen, es kann nicht sein. Sie würde dem ganzen Faubourg St. Germain als Fahne dienen. Sie im Verborgenen leben! Man würde ihr Visiten machen, und sie würde sie erwiedern, sie würde tausend Thorheiten begehen, und tausend Scherze machen, auf die sie kein Gewicht legt, aber die mir lästig sind; meine Regierung ist kein Scherz und ich nehme Alles gar ernsthaft; man soll das wissen, und Sie können es Jedermann sagen!"

Herr von Staël hatte indeß immer noch den Muth, mit seinen Bitten fortzufahren; er ging sogar so weit, in aller Demuth nach dem Grund des Unwillens zu fragen, den der Kaiser gegen Frau von Staël hegte. Er sagte, man habe ihn versichert, das letzte Werk des Herrn Necker habe besonders das Mißfallen erregt, und er glaube, daß Frau von Staël mit an demselben gearbeitet habe. Dem sei aber nicht so, er könne die heilige Versicherung geben, daß seine Mutter ganz unbetheiligt bei demselben sei. Uebrigens lasse ja auch Necker in diesem Werk dem Genie des Kaisers volle Gerechtigkeit widerfahren.

„Ach, eine schöne Gerechtigkeit! Er nennt mich den „nothwendigen Mann." — Den nothwendigen Mann! Und nach seinem Buch wäre doch das Erste, was man zu thun hätte, daß man diesem nothwendigen Mann den Kopf abschlüge! Ja, ich war nothwendig, um Alles wieder gut zu machen, was Ihr Großvater verschuldet hat! Er ist es, der die Monarchie umgestürzt, und Ludwig XVI. auf das Schaffot gebracht hat."

„Sire!" rief der junge Mann tief bewegt, „Sie wissen also nicht, daß man die Güter meines Großvaters confiscirt hat, weil er den König vertheidigte!"

„Eine schöne Vertheidigung! Wenn ich einem Menschen Gift gebe, und ihm dann, sobald er im Todeskampf liegt, ein Gegengift gebe, wollen Sie dann behaupten, daß ich diesen Menschen habe retten wollen? Nun wohl, in dieser Weise hat Herr Necker Ludwig den Sechszehnten vertheidigt. Die Confiscationen, von denen Sie sprechen, beweisen nichts! Man hat eben so gut Robespierre's Eigenthum confiscirt! Ja, ich sage es Ihnen, selbst Robespierre, Marat und Danton haben Frankreich nicht so viel Unglück gebracht als Necker; er ist es, der die Revolution gemacht hat. Sie haben sie nicht gesehen, aber ich war dabei! Ich habe diese Zeiten der Schrecknisse und der öffentlichen Noth mit durchgemacht; aber so lange ich lebe, werden sie nicht wiederkehren, darauf gebe ich Ihnen mein Wort! Ihre Planmacher werfen ihre Utopien auf's Papier, Einfältige lesen diese Träumereien, man colportirt sie, man glaubt daran, das allgemeine Glück ist in Aller Munde und bald darauf hat das Volk kein Brod mehr; es revoltirt, und das ist die gewöhnliche Frucht all' dieser schönen Theorien! Ihr Großvater trägt die Schuld an den Saturnalien, die Frankreich in Verzweiflung gebracht haben!" —

Dann aber nach dieser heftigen, fast zornvollen Sprache in einen mildern Ton übergehend, näherte sich der Kaiser dem jungen Mann, welcher bleich und in sichtbarer Aufregung ihm gegenüberstand. Mit jener bezaubernden Miene von freundlicher Vertraulichkeit, die Niemand so gut als Napoleon anzunehmen verstand, zupfte er ein wenig das Ohrläppchen des jungen Mannes, des Kaisers gewöhnliche Art, wenn er mit denen, welchen er wohl wollte, nach einem Streit Frieden schloß.

„Sie sind noch jung," sagte er, „wenn Sie mein Alter und meine

Erfahrungen besäßen, würden Sie die Dinge anders beurtheilen. Ihre Aufrichtigkeit hat mich nicht verletzt, sondern mir wohlgefallen; ich mag es wohl leiden, daß ein Sohn die Sache seiner Mutter vertheidigt! Ihre Mutter hat Ihnen eine sehr schwierige Commission gegeben, und Sie haben sie mit vielem Geist ausgeführt. Es freut mich, mit Ihnen geplaudert zu haben, denn ich liebe die Jugend, wenn sie einfach und nicht zu „raisonneuse" ist. Aber dennoch kann ich Ihnen keine falschen Hoffnungen machen! Sie werden nichts erlangen! Wenn Ihre Mutter im Gefängniß säße, würde ich nicht anstehen, Ihnen ihre Begnadigung zu bewilligen. Aber sie ist im Exil und nichts wird mich bewegen, sie daraus zurückzurufen."

„Aber, Sire, ist man nicht eben so unglücklich fern vom Vaterland und seinen Freunden, als im Gefängniß?"

„Ah, bah, das sind Romanideen! Sie haben das von Ihrer Mutter sagen hören! Sie ist wahrhaftig sehr zu beklagen. Mit Ausnahme von Paris hat sie ganz Europa zu ihrem Gefängniß!"

„Aber Sire, in Paris sind alle ihre Freunde!"

„Mit ihrem Geist wird sie sich überall deren neue erwerben! — Ich begreife überhaupt nicht, warum sie so sehr den Wunsch hat, in Paris zu sein. Weshalb legt sie so viel Werth darauf, sich so in die unmittelbare Schußweite der Tyrannei zu begeben? Sie sehen, ich spreche das entscheidende Wort aus! In der That, ich begreife es nicht! Kann sie nicht nach Rom, Berlin, Wien, Mailand oder London gehen! Ja wahrhaftig, sie sollte nach London gehen: dort kann sie Libelle machen, wenn's ihr beliebt! Ueberall da werde ich sie mit Vergnügen ungestört lassen, aber Paris, das ist meine Residenz, und da will ich nur Menschen dulden, welche mich lieben! Möge man sich das für gesagt halten! Ich weiß was geschehen würde, wenn ich Ihre Mutter nach Paris kommen lasse; sie würde neue Sottisen machen, sie würde mir die Leute meiner Umgebung verderben, sie würde mir Garat verderben, wie sie einst das Tribunal verdorben hat! O, sie würde freilich alles Mögliche versprechen, aber sie würde es doch nicht vermeiden, sich in die Politik zu mischen!"

„Sire, ich kann Ew. Majestät versichern, daß meine Mutter sich

durchaus nicht mit der Politik beschäftigt; ihre Neigung zieht sie ausschließlich der Gesellschaft ihrer Freunde und der Literatur zu." —

„Das ist das rechte Wort, ich kenne das! Indem man von der Literatur, der Moral, den schönen Künsten, von allen möglichen Dingen spricht, macht man Politik! Wenn Ihre Mutter in Paris wäre, würde man mir täglich neue Bonmots und Redensarten von ihr hinterbringen; vielleicht würde man sie ihr nur in den Mund legen; aber ich sage Ihnen, ich will dergleichen nicht in der Stadt, welche ich bewohne; das Beste wäre wirklich, sie ginge nach London, rathen Sie es ihr doch! Was Ihren Großvater anbetrifft, so habe ich nicht zu viel gesagt; Herr Necker hatte durchaus kein Administrations-Talent. Ich habe seit den zehn Jahren, daß ich mich damit beschäftige, erfahren, was das ist! — Noch einmal! Sagen Sie Ihrer Mutter, daß ich ihr niemals erlauben werde, nach Paris zu kommen!"

„Würden Ew. Majestät nicht mindestens, wenn heilige Interessen ihre Anwesenheit dort auf einige Tage nothwendig machten" —

„Was? Heilige Interessen? Was wollen Sie damit sagen?"

„Die Anwesenheit meiner Mutter, Sire, wird nothwendig sein, um von der Regierung Eurer Majestät die Wiedererstattung einer geheiligten Schuld zu erlangen!"

„Ah bah, geheiligt! Sind nicht alle Schulden des Staats geheiligt?"

„Ohne Zweifel, Sire, aber die unsere ist von Umständen begleitet, die eine besondere Sache für sich daraus machen!"

„Eine besondere Sache für sich!" rief der Kaiser aufstehend, und der langen Unterredung müde. „Welcher Gläubiger des Staats sagt nicht dasselbe von seiner Schuld? Uebrigens kenne ich Ihre Stellung meiner Regierung gegenüber nicht genau genug; das geht mich nichts an, und ich will mich nicht darein mischen. Wenn die Gesetze für Sie sind, wird die Sache von selbst gehen; aber wenn es der Gunst bedarf, werde ich mich auch nicht darein mischen, denn ich würde Ihnen eher ungünstig, als günstig sein!"

„Sire," wagte Herr von Staël noch einmal zu beginnen, als der Kaiser sich schon der Thür näherte, um hinaus zu gehen, „Sire, mein Bruder und ich wünschten so sehr uns in Frankreich niederzulassen, aber

wie könnten wir in einem Lande leben, wo es meiner Mutter nicht erlaubt sein würde, überall mit uns zu leben?"

Der Kaiser wandte sich, schon in der Thür stehend, hastig zu ihm um. „Es liegt mir durchaus nichts an Ihrer Ansiedelung," sagte er, „ich rathe Ihnen sogar nicht dazu. Gehen Sie nach England! Dort liebt man die Genfer, die Rechthaber, die Salonpolitiker; gehen Sie dahin, denn ich sage es Ihnen, in Frankreich würde ich eher gegen als für Sie sein!*)

IV.

Frau von Staël's Rückkehr nach Paris.

Mit der Restauration war Frau von Staël heimgekehrt nach ihrem so lange vergeblich ersehnten Frankreich. Sie kam dahin, dürstend nach neuem Ruhm und neuer Ehre, und wollte vor allen Dingen den Druck ihres Werkes über Deutschland, welches die kaiserliche Polizei schon einmal vernichtet hatte, veranstalten. Sie hegte die schmeichelhafte Hoffnung, der neue Hof werde vergessen, daß sie die Tochter Neckers sei, und, sie mit offenen Armen empfangend, ihr den Einfluß gestatten, welcher der Regsamkeit ihres Geistes und ihrem Genie genehm sei.

Aber dies war ein Irrthum, von dem sie bald enttäuscht werden sollte. Man empfing sie am Hofe mit dieser kalten Höflichkeit, welche schrecklicher ist als eine Beleidigung. Der König, indem er mit seinen Vertrauten von ihr sprach, nannte Frau von Staël „einen Chateaubriand im Unterrock." — Die Herzogin von Angoulême schien die berühmte Dichterin niemals zu bemerken, und richtete niemals ein Wort an sie, der übrige Hof trat Frau von Staël entgegen, bis an die Zähne bewaffnet mit den alten Vorurtheilen und dem alten Haß.

*) Bourienne. Vol. 8. p. 355 seqq.

Frau von Staël suchte auch an dem legitimen Hof vergebens sich zu einer Bedeutung zu erheben, man blieb dabei, sie nicht als eine Macht oder einen Rathgeber, sondern nur als einen bloßen Autor zu behandeln, man lachte über ihre Rathschläge, man wagte es sogar, den Ruhm des Herrn Necker anzugreifen.

„Ich habe Unglück," sagte Frau von Staël zur Gräfin Ducayla, „Napoleon verabscheute mich, weil er mir Geist zutraute, diese hier stoßen mich zurück, weil ich wenigstens den gewöhnlichen Menschenverstand habe. Ich freilich kann mich ganz gut ohne sie behelfen; aber da ihnen meine Gegenwart mißfällt, will ich mich bemühen, ihnen mein Geld zu entreißen."

„Die geheiligte Schuld" war also unter dem Kaiserreich noch nicht bezahlt, und Frau von Staël wollte jetzt von dem legitimen König erlangen, was der illegitime Kaiser ihr verweigert hatte.

Sie kannte sehr wohl den Einfluß, welchen die Gräfin Ducayla auf König Ludwig XVIII. ausübte, und sie eilte daher, die schöne Gräfin, welche sie einst unter sehr seltsamen Umständen bei einer romantischen Liebesintrigue kennen gelernt hatte, aufzusuchen und mit ihr die damals gelobte Freundschaft zu erneuern.

Die Gräfin hatte in der That diese Freundschaft nicht vergessen, und sie war jetzt dankbar für den Dienst, den Frau von Staël ihr einst geleistet. Sie verhalf ihr zu der Bezahlung der „geheiligten Schuld," Frau von Staël bekam auf König Ludwigs Befehl ihre Million ausgezahlt. „Aber," sagt die Gräfin Ducayla in ihren Memoiren, „ich glaube, die Wiedererlangung dieser Million kostete der Frau von Staël viermalhunderttausend Francs und außerdem einen Schmuck von geschnittenen Steinen, der mindestens hunderttausend Francs werth war."

Uebrigens hätte wohl die Börse und der Schmuckkasten der Gräfin Ducayla dieses ihr „ich glaube" zu einem „ich weiß" verwandeln können.

Außer den viermalhunderttausend Francs und dem Schmuck von Caméen gab Frau von Staël der Gräfin Ducayla auch noch einen guten Rath.

„Benutzen Sie die Gunst, in der Sie stehen," sagte sie zu ihr, „aber beeilen Sie sich, denn so wie die Sachen hier geleitet werden, fürchte ich, daß man bald die Restauration restauriren wird."

„Was verstehen Sie darunter?" fragte die Gräfin lächelnd.

„Ich verstehe darunter, daß, den König ausgenommen, welcher vielleicht nicht Alles sagt, was er denkt, die Andern es so machen, wie sie es immer gemacht haben, und Gott weiß, wohin ihre Thorheiten sie noch bringen werden! Man moquirt sich über die alten Soldaten und unterstützt die jungen Priester, das ist das beste Mittel, um Frankreich in's Verderben zu stürzen."

Die Gräfin Ducayla betrachtete diese Prophezeihung ihrer geistreichen Freundin als eine bloße Wolke, welche die Unzufriedenheit und die getäuschten ehrgeizigen Wünsche über die sonst so hellen Augen der Frau von Staël legten, und lachte sorglos, nicht ahnend, wie bald sich ihre Worte erfüllen sollten.

Frau von Staël aber tröstete sich über ihren schlechten Empfang bei Hofe damit, daß sie die beste Gesellschaft von Paris in ihrem Salon empfing und sie mit den beißendsten Bonmots und der geistvollsten Persiflage aller der großen Notabilitäten, welche plötzlich mit ihren unverwüstlichen Stammbäumen aus dem Nichts und der Vergessenheit wieder emporgestiegen waren, unterhielt.

Auch erinnerte sich Frau von Staël jetzt in ihrem Dépit der hochherzigen Güte, welche die Königin Hortense ihr während ihres Exils bewiesen, und nicht ihr allein, sondern auch ihrer Freundin, der Frau von Recamier, welche von Napoleon gleichfalls exilirt worden, nicht, wie die Feinde des Kaisers sagten, „weil sie die Freundin der Frau von Staël war," sondern einzig deshalb, weil sie die sogenannte „kleine Kirche" protegirte und ihr anhing. Die „kleine Kirche" aber war eine von dem Oppositionsgeist des Faubourg St. Germain und einem Theil des katholischen Clerus geschaffene Organisation und gehörte zu denjenigen Dingen der innern Angelegenheiten Frankreichs, welche dem Kaiser am unangenehmsten und lästigsten waren.

Die Königin Hortense hatte sich der Madame Recamier und der Frau von Staël mit großmüthigster Wärme angenommen. Beiden war sie eine beredte Fürsprecherin gewesen, um sie aus ihrem Exil zu erlösen, und jetzt, da der Wechsel der Dinge sie aus demselben befreit hatte, kamen beide Damen, um der Königin ihren Dank zu sagen für ihre Güte und Hochherzigkeit.

Fräulein von Cochelet hat diesen Besuch der Frau von Staël so naiv geistreich und mit so eigenthümlichen Localfarben geschildert, daß es wohl gestattet sein mag, denselben unverändert in wortgetreuer Uebersetzung hier mitzutheilen.

V.

Frau von Staël's Besuch bei der Königin Hortense.

„Frau von Staël und Madame Recamier," so erzählt Fräulein von Cochelet, „hatten die Königin um die Erlaubniß bitten lassen, sie besuchen zu dürfen, um ihr zu danken. Die Königin lud sie auf den andern Tag nach St. Leu ein.

Sie fragte mich um Rath, welche Personen ihrer Gesellschaft wohl geeignet und geistig befähigt sein möchten, der Frau von Staël gegenüber zu treten.

„Ich, meinestheils," sagte die Königin, „fühle nicht den Muth in mir, die Conversation zu leiten; wenn man Kummer hat, kann man nicht sehr geistreich sein, und ich fürchte, meine Geistesträgheit wird auch die Andern anstecken."

Wir ließen viele sehr liebenswürdige Leute die Revue passiren, und ich amüsirte mich bei jedem neuen Namen zu sagen: er ist zu dumm für Frau von Staël.

Die Königin lachte und die Liste der Einzuladenden ward endlich fixirt. — In gespannter Erwartung sahen wir Alle der Ankunft der beiden Damen entgegen. Die Verpflichtung, welche uns die Königin auferlegt hatte, bon gré mal gré geistreich zu sein, hatte auf alle unsere Gesichter einen ziemlich verlegenen und stupiden Ausdruck gezaubert. Wir hatten das Aussehen von Schauspielern, die im Begriff sind, auf die Bühne zu treten, und sich einander ansehen, indem sie das Aufziehen des Vorhangs erwarten. Die Scherze und Bonmots folgten sich wie an

einem electrischen Faden bis zur Ankunft des Wagens, dessen Heranrollen uns sofort wieder unsere officielle Ernsthaftigkeit annehmen ließ.

Madame Recamier, noch jung, und sehr hübsch, und mit einem Ausdruck von Naivetät in ihrem reizenden Gesicht, machte mir den Eindruck einer jungen Liebhaberin, in Banden gehalten von einer zu strengen Duenna, so sehr contrastirte ihre schüchterne und sanfte Miene zu dem etwas zu männlichen Selbstbewußtsein ihrer Gefährtin. Man bezeichnete indessen Frau von Staël überall als sehr edel und gut, besonders gegen ihre Freundin, und ich spreche nur von dem Eindruck, den sie beim ersten Sehen auf die Zuschauer, denen sie fremd war, machte. — Das etwas Mulattenartige Gesicht der Frau von Staël, ihre originelle Toilette, ihre vollkommen nackten Schultern, von denen eine oder die andere hätte schön sein können, aber die in sehr schlechter Harmonie eine zur andern standen; dies ganze Ensemble schien nur sehr wenig das Ideal zu verwirklichen, welches ich mir von der Verfasserin der Delphine und der Corinna gemacht hatte. Ich hatte beinahe gehofft, in ihr eine der Heroinen, welche sie so herrlich gezeichnet hat, wieder zu finden, und ich stand daher sprachlos vor Erstaunen da. Aber, den ersten Schreck einmal überwunden, mußte ich wenigstens anerkennen, daß sie schöne, sehr ausdrucksvolle Augen besitze; doch es schien mir unmöglich, eine Stelle für die Liebe in diesem Gesichte zu finden, und doch sagte man mir, sie habe solche sehr oft eingeflößt.

Als ich der Königin später mein Erstaunen mittheilte, antwortete sie mir: „Es kommt vielleicht daher, daß sie selbst vieler Liebe fähig ist, daß sie Andern ein wenig davon eingeflößt; außerdem fühlt sich die Eigenliebe der Männer geschmeichelt, von solcher Frau ausgezeichnet zu werden, und endlich, wenn man Frau von Staël's Geist besitzt, kann man sich über die Schönheit hinwegsetzen."

Frau von Staël stellte sich zugleich mit vielem Aufwande dar. Die Königin erkundigte sich nach ihrer Tochter*), die sie nicht mitgebracht hatte, und die wahrhaft reizend sein sollte. Ich glaube, unsere jungen Herren würden noch liebenswürdiger gewesen sein, den schönen Augen der Tochter

*) Der nachherigen Herzogin von Broglie.

als denen der Mutter gegenüber, aber ein Zahnschmerz und Geschwulst hatte sie verhindert, mit von der Partie zu sein.

Nach den ersten Complimenten und Begrüßungen schlug die Königin den Damen vor, ihren Park zu besehen. Man placirte sich auf den Polstern des großen Char-à-banc der Königin, welcher historisch geworden ist durch die vielen berühmten und hohen Personen, welche eine nach der andern in demselben gefahren sind. Nur der Kaiser Napoleon gehört nicht zu diesen, da er niemals St. Leu besucht hat, aber außer ihm haben wenig Größen und Berühmtheiten darin gefehlt.

Da man nur im Schritt durch den Park und den Wald von Montmorency fuhr, ward die Conversation wie im Salon fortgesetzt, und der Aufwand des Geistes nahm seinen Fortgang. Man bewunderte die schöne Gegend, die wie man sagte, ein wenig an die Schweiz erinnerte. Sodann sprach man von Italien. Die Königin, welche ein wenig zerstreut da gesessen, und so viel Grund hatte traurig und in sich gekehrt zu sein, wandte sich an Frau von Staël mit der Frage: „Sie waren also in Italien?"

Frau von Staël war gleichsam erstarrt vor Entsetzen, und alle die Herren brachen aus in den Ruf: „Und Corinna? Und Corinna?"

„Ach, das ist wahr," sagte die Königin verlegen, und wie aus ihren Träumen erwachend.

„Wie," fragte Herr von Conouville, „Ew. Majestät hat die Corinna nicht gelesen?"

„Ja — Nein," sagte die Königin mit sichtbarer Verwirrung, „ich werde sie noch einmal lesen!" — Und um eine Gemüthsbewegung, die ich allein verstehen konnte, zu verbergen, gab sie der Unterhaltung eine andere Wendung.

Sie hätte die Wahrheit sagen und einfach erzählen können, daß dies Buch gerade zur Zeit erschienen war, als ihr ältester Sohn in Holland gestorben war. Der König, unruhig darüber, sie so ganz in ihren Schmerz versenkt zu sehen, glaubte, nach dem Rath Corvisart's, daß man sie um jeden Preis diesem dumpfen Geistesschmerz entreißen müsse. Man beschloß, daß ich ihr Corinna vorlesen solle. Sie war nicht im Stande, große

Aufmerksamkeit darauf zu verwenden, aber unwillkürlich war doch einige Erinnerung an diesen Roman in ihr zurückgeblieben.

Oefter hatte ich seitdem die Corinna noch einmal der Königin vorlesen wollen, aber sie hatte es verweigert. „Nein, nein," sagte sie mir, noch nicht, dieser Roman hat sich mit meinem Kummer identificirt. Sein Name schon ruft mir die entsetzlichste Zeit meines Lebens zurück. Ich habe noch nicht den Muth, diese schmerzlichen Eindrücke zu erneuern."

Ich allein hatte also errathen können, was die Königin so verlegen und bewegt machte, als sie die Fragen beantwortete, die man wegen der Corinna an sie richtete. Aber die Autorin mußte natürlich darin Gleichgültigkeit für ihr Meisterwerk erblicken, und ich sagte der Königin am andern Tage, es wäre besser gewesen, der Frau von Staël den Grund ihrer Verwirrung zu gestehen.

„Frau von Staël würde mich nicht verstanden haben," sagte sie; „jetzt bin ich in ihrer Meinung verloren; sie wird mich für sehr simple halten, aber es war nicht der Moment, um von mir und meinen schmerzlichen Eindrücken zu sprechen.

Der große Char-à-banc ward immer den schönsten Wagen vorgezogen (obgleich er ganz einfach aus zwei gegeneinander befindlichen mit Kissen belegten Holzbänken bestand), weil er der Conversation günstiger war. Aber er bot durchaus keine Sicherheit gegen ein Unwetter dar und wir sollten das bald erfahren. Der Regen goß in Strömen, und wir kehrten alle ganz durchnäßt in's Schloß zurück.

Dort ward ein Zimmer hergerichtet und den Damen angeboten, damit sie ein wenig die Unordnung ihrer Toilette, welche das Unwetter veranlaßt hatte, restauriren könnten. Ich blieb lange bei ihnen, von den Fragen zurückgehalten, womit mich Frau von Staël in Bezug auf die Königin und ihre Söhne wahrhaft überfluthete. Man war jetzt nicht mehr geistreich, sondern reinigte, frisirte und ruhete sich aus mit einem gänzlichen Verleugnen des geistigen Aufwandes, dessen Fülle ich noch einen Moment vorher hatte bewundern können. Ich sagte zu mir selber: „Da sind sie also, wie alle Welt, in den einfachen Naturzustand, in das „terre-à-terre" des positiven Lebens zurückgekehrt, diese beiden berühmten Frauen, die man aller Orten mit so viel Zuvorkommenheit empfängt und aufsucht.

Da sind sie, durchnäßt wie ich selber und eben so wenig poetisch.“ — Wir waren wirklich hinter den Coulissen, aber die Scene sollte bald wieder beginnen.

Stimmen ließen sich unter dem Fenster hören, ein deutscher Accent machte sich unter den anderen Stimmen hörbar, und sogleich riefen die beiden Damen: „Ach, das ist der Prinz August von Preußen!“

Keiner im Hause ahnte, daß der Prinz kommen wolle, und dies Zusammentreffen mit den beiden Damen hatte daher durchaus das Ansehen eines Zufalls. Er kam einfach, um der Königin einen Besuch zu machen, und es war so nahe um die Mittagszeit, daß man nicht umhin konnte, ihn zum Bleiben einzuladen. Das war es ohne Zweifel, was er wünschte.

Der Prinz hatte zur Rechten die Königin, und Frau von Staël zu seiner Linken. Der Diener der Letzteren hatte auf ihre Serviette einen kleinen grünen Baumzweig gelegt, den sie ihrer Gewohnheit gemäß immerfort zwischen den Fingern drehte, während sie sprach. Die Unterhaltung war sehr belebt, und es war drollig anzusehen, wie Frau von Staël gesticulirte und immer den kleinen Zweig herumdrehte. Man hätte denken können, eine Fee habe ihr diesen Talisman gegeben, und daß von diesem Zweig ihr Genie abhängig sei.

Man sprach von Constantinopel, welches einige der anwesenden Herren kannten. Frau von Staël meinte, es wäre eine köstliche Rolle für eine geistreiche Frau, dem Sultan den Kopf zu verdrehen, und ihn dann zu nöthigen, seinen Türken eine Constitution zu geben. Die Freiheit der Presse war beim Nachtisch auch ein Gegenstand der Unterhaltung.

Frau von Staël setzte mich in das äußerste Erstaunen, nicht sowohl durch den Glanz ihres Genie's, sondern auch durch den tiefen Ernst, mit dem sie dergleichen Fragen behandelte, denn die Mode erlaubte es bis dahin den Frauen nicht, solche zu besprechen. Die Unterhaltungen der Salons hatten immer Metaphysik, die Moral, das Gemüth, den Heroismus oder dergleichen zum Gegenstand, der Kaiser absorbirte alle Politik für sich. Seine Epoche war die der Actionen, und wir dürfen es mit Stolz sagen, der großen Actionen, wie die ihm folgende Epoche die der großen Worte, der Reden, der politischen und literarischen Controversen war.

Frau von Staël sprach mit der Königin von deren Romanze: „**Fais ce que dois, advienne que pourra.**“

„In meinem Exil, welches Sie so gütig aufzuheben suchten,“ sagte sie, „sang ich oft diese Romanze und dachte dabei an Sie.“

Wie sie so sprach, war ihr Antlitz so von dem Ausdruck innersten Empfindens durchstrahlt, daß ich sie schön fand. Das war nicht mehr die Frau von Geist allein, sondern auch die Frau von Herz und Gefühl, und ich begriff in dem Augenblick, wie sehr sie zu fesseln verstand.

Später hatte sie mit der Königin eine lange Unterredung über den Kaiser. „Warum war er so erzürnt auf mich?“ fragte Frau von Staël. „Er wußte also nicht, wie sehr ich ihn bewunderte! — Ich will nach Elba gehen, ich will ihn sehen! Glauben Sie, daß er mich gut aufnehmen wird? Ich war dazu geboren, diesen Mann anzubeten, und er hat mich zurückgestoßen!“

„Ach, Madame,“ erwiderte die Königin, „ich habe den Kaiser oft sagen hören, daß er ein großes Ziel, eine große Mission zu erfüllen habe, und daß er seine Arbeiten mit den Anstrengungen eines Mannes vergleichen könne, der, immer nur den Gipfel eines steilen Berges vor Augen habend, diesen mit allen Kräften zu erreichen strebt, immer mühevoll vorwärts schreitet, und sich durch kein Hinderniß auf seinem Wege aufhalten läßt. „Um so schlimmer,“ sagte er, „für diejenigen, die mir auf meinem Wege begegnen, ich kann mich nicht nach ihnen umsehen.“ Sie haben sich auf seinem Wege befunden, Madame, vielleicht würde er, wenn er auf dem Gipfel seines Berges angekommen wäre, Ihnen eine hülfreiche Hand gereicht haben.“

„Ich will mich mit ihm aussprechen,“ rief Frau von Staël, „man hat mir in seinem Geist geschadet.“

„Ich glaube es auch,“ erwiederte die Königin, „aber Sie würden ihn schlecht beurtheilen, wenn Sie ihm Haß gegen irgend Jemand zutrauten. Er glaubte Sie seine Feindin, und er hat Sie gefürchtet, was ihm nicht häufig geschah,“ fügte sie mit einem Lächeln hinzu. „Jetzt, da er unglücklich ist, werden Sie sich als seine Freundin zeigen, er wird Sie bewährt finden, und ich bin überzeugt, daß er Sie sehr gut empfangen wird.“

Frau von Staël beschäftigte sich auch sehr viel mit den jungen

Prinzen, aber sie hatte bei diesen schlechtern Erfolg als bei uns. Vielleicht geschah es, um die Fähigkeiten ihres Geistes beurtheilen zu können, daß sie dieselben mit ungemessenen Fragen überschüttete.

„Lieben Sie Ihren Oheim?"

„Sehr, Madame!"

„Werden Sie aber auch, gleich ihm, den Krieg lieben?"

„Ja, wenn er nicht so viel Unheil verursachte."

„Ist es wahr, daß er Sie sehr oft eine Fabel wiederholen ließ, welche mit den Worten beginnt: Der Grund des Stärksten ist immer der beste."

„Madame, er ließ uns oft Fabeln hersagen, diese nicht mehr, als irgend eine andere."

Der junge Prinz Napoleon, der einen so erstaunlichen Geist und ein so frühreifes Urtheil hatte, antwortete gemessen auf alle ihre Fragen, und als dies Interrogatorium endlich beendet war, wandte er sich an mich und sagte ziemlich vernehmlich: „Diese Dame liebt es sehr zu fragen: (elle est bien questionneuse.) Ist es das, was man nennt „Geist haben?"

Nach der Abreise des schönen Besuches sagte Jeder ein wenig seine Ansicht, und der junge Prinz Napoleon war derjenige, welcher den mindest guten Eindruck von den Frauen empfangen hatte, aber er wagte es nur ganz leise zu sagen.

Ich meinestheils war von diesem Besuch mehr geblendet als erfreut. Man konnte nicht umhin, dies Genie zu bewundern, trotz seiner stürmischen Rücksichtslosigkeit und seiner Verirrungen, aber es lag nichts Wohlthuendes, nichts Anmuthiges und Frauenhaftes in dem Wesen der Frau von Staël, und man vermißte das." *)

*) Cochelet, Mémoires sur la reine Hortense. Vol. I. p. 429—440.

VI.

Alte und neue Zeit.

Die Restauration war vollendet. Die Alliirten hatten Frankreich endlich verlassen und Ludwig XVIII. war jetzt der unbeschränkte Herr von Frankreich. In ihm, den heimgekehrten Mitgliedern seiner Familie und den von allen Seiten hereinströmenden Emigrirten repräsentirte sich das alte Frankreich, das Frankreich der unumschränkten königlichen Gewalt, der glänzenden Manieren, der Intriguen, der Aristokratie, der Ueppigkeit und Leichtfertigkeit. Ihnen gegenüber stand das junge Frankreich, die von Napoleon und der Revolution gebildete Generation, die neue Aristokratie, welche keine anderen Ahnen besaß, als ihre Großthaten und ihr Verdienst, und welche freilich nicht vom Oeil de boeuf und den petites maisons zu erzählen wußte, aber desto mehr von den Schlachtfeldern und den Lazarethen, in denen man ihre Wunden geheilt. —

Diese beide Parteien standen sich einander gegenüber. Das alte und das junge Frankreich kämpften am Hofe Ludwigs XVIII. jetzt einen stündlichen, nie ermattenden Krieg, nur daß dabei das junge Frankreich, welches bis dahin immer gewohnt gewesen, zu siegen, alle Tage neue Niederlagen, neue Demüthigungen empfangen mußte. Denn das alte Frankreich war jetzt das siegreiche. Es siegte nicht durch seine Tapferkeit, seine Verdienste, es siegte durch seine Vergangenheit, welche man jetzt unmittelbar an die Gegenwart anknüpfen wollte, ohne die Kluft zu bedenken, welche dazwischen lag.

König Ludwig hatte freilich allen seinen Unterthanen in dem Tractat vom 11. April zugesagt, daß ihnen ihre Titel und Würden unbenommen bleiben sollten, und die neuen Herzöge, Fürsten, Marschälle, Grafen und Barone durften daher auch bei Hofe erscheinen, aber sie spielten da nur eine traurige, demüthigende Rolle, und man ließ sie es nur zu sehr empfinden, daß sie nur die Geduldeten, nicht die Willkommenen seien.

Die Herren, welche vor der Revolution berechtigt gewesen, in die Kutschen des Königs zu steigen, behielten dies Recht auch jetzt, und nie-

mals öffneten sich die Thüren dieser Kutschen den Herren vom neuen Napoleonischen Adel; die Damen des alten Frankreichs behielten ihr Tabouret so wie ihre große und ihre kleine Entrée in die Tuilerieen und den Louvre, und man würde es sehr anmaaßend gefunden haben, wenn die Herzoginnen des jungen Frankreichs gleiche Ehren hätten beanspruchen wollen.

Die Herzogin von Angoulème war es, welche den Damen des Faubourg St. Germain in der Unduldsamkeit und dem hochmüthigen Abweisen und Negiren des vergangenen Kaiserreichs als maßgebendes Beispiel voranging. Sie war am unerbittlichsten gegen diese aus der Revolution hervorgegangene neue Zeit und deren Vertreter, und freilich hatte sie, die Tochter des hingerichteten Königspaares, welche selbst so lange im Temple geschmachtet, die Schrecknisse der Revolution in ihren traurigsten und schmerzlichsten Ausartungen kennen gelernt. Sie wollte sich jetzt bemühen, die Zeit, welche sie nicht mehr bestrafen konnte, wenigstens zu vergessen, und sich den Anschein geben, als sei sie gar nicht vorhanden gewesen.

Bei einem der ersten Diners, welches der König den Alliirten gab, saß die Herzogin von Angoulème neben dem König von Baiern, und auf den Großherzog von Baden deutend, sagte sie: „Ist das nicht der Fürst, welcher sich mit einer Prinzessin von Bonaparte's Machwerk verheirathet hat? Welche Schwäche, sich so mit diesem General zu alliiren!"

Die Herzogin dachte nicht daran, oder wollte nicht daran denken, daß der König von Baiern eben so wohl, wie der Kaiser von Oesterreich, welcher auf der andern Seite der Herzogin saß und sehr wohl ihre Worte hören konnte, sich mit dem „General Bonaparte alliirt hatten." —

Als sie wieder Besitz genommen hatte von ihren einstigen Zimmern in den Tuilerieen, fragte die Herzogin von Angoulème den alten Dub[illegible], ihren einstigen Clavierstimmer, der auch unter dem Kaiserreich dieses Amt verwaltet hatte und der Herzogin jetzt die neuen schönen, von Josephinen angeschafften Instrumente zeigte: wo denn ihr Piano geblieben sei?"

Dieses „Piano" war ein altes schlechtes Spinet gewesen und die Herzogin wunderte sich, es nicht zu finden, als ob nicht fast dreißig Jahre vergangen waren, seitdem sie es zuletzt gesehen, als ob der zehnte August von 1792, wo das Volk die Tuilerieen demolirte, gar nicht existirt hätte!

Aber es war Princip, die Zeit von 1795 bis 1814 zu negiren, und die Bourbonen schienen wirklich ganz und gar vergessen zu haben, daß zwischen dem letzten Lever des Königs Ludwig XVI. und dem heutigen Lever Ludwigs XVIII. mehr als eine Nacht liege. Sie schien ganz erstaunt, daß diejenigen, welche sie als kleine Kinder gekannt, seit sie dieselben nicht gesehen, gewachsen seien, und wollte Jedermann so behandeln, wie sie es 1789 gethan.

Nach dem Tode der Kaiserin Josephine besuchte der Graf von Artois Malmaison, welches vor der Revolution kaum existirt und welches Josephinens Kunstsinn und Liebe geschaffen hatte.

In Malmaison hatte die Kaiserin, welche eine große Vorliebe für die Botanik hegte, großartige Gewächshäuser angelegt, in denen die Pflanzen und Gewächse der ganzen Welt vereinigt waren, denn alle Fürsten Europa's hatten sich, den Geschmack der Kaiserin kennend, in den Tagen ihrer Größe beeifert, ihr durch Uebersendung seltener und neuer Pflanzen und Blumen einen angenehmen Moment zu bereiten. Der Prinz-Regent von England hatte sogar während des Krieges mit Frankreich Mittel gefunden, der Kaiserin einige seltene westindische Pflanzen zukommen zu lassen, und so waren die Treibhäuser von Malmaison die reichsten und vollständigsten in ganz Europa, und ein wahrer Schatz für die Botanik geworden. —

Der Graf von Artois, wie gesagt, war nach Malmaison gekommen, um diesen berühmten Aufenthaltsort Josephinens in Augenschein zu nehmen, und als ihm die Treibhäuser mit ihren seltenen Gewächsen gezeigt wurden, rief er, gleichsam als erkenne er seine alten Blumen von 1789 wieder: „Ah, da sind unsre Pflanzen von Trianon!"

Und wie die Bourbonen, ihre Herren und Gebieter, waren auch die Emigrirten mit denselben Ideen, mit welchen sie aus Frankreich entflohen, wieder nach Frankreich zurückgekehrt.

Sie wollten mit all ihren Gewohnheiten, Sitten und Ansprüchen wieder an das Jahr 1789 anknüpfen. Sie waren von ihrem eigenen Verdienste so eingenommen, daß sie das der Andern gar nicht bemerkten, und ihr größtes Verdienst bestand darin, daß sie emigrirt waren!

Für dieses Verdienst wollten sie jetzt belohnt werden!

Jeder dieser von Coblenz heimkehrenden Emigrirten verlangte Belohnungen, Stellen und Pensionen, und fand es unbegreiflich, daß man sie Denen, welche im Besitz derselben waren, nicht sofort wieder abnahm. Es war ein unaufhörliches Intriguiren, Cabaliren und Medisiren, und gemeinhin gelang es dem alten Frankreich, wie in den Hofehren so auch in den Aemtern und Pensionen das neue Frankreich zu verdrängen. Alle höheren Stellen in der Armee wurden mit den Marquis, Herzögen und Grafen des alten Frankreichs besetzt, welche in Coblenz Tapisserie genäht und Seidenfäden gezupft hatten, während Frankreich sich auf den Schlachtfeldern schlug, und sie wollten die Soldaten des Kaiserreichs das alte Commando von 1789 wieder lehren. —

Ebenso führte man am Hof die Etiquette der achtziger Jahre wieder ein und in der Gesinnung dieser alten Cavaliere des vergangenen Jahrhunderts herrschte noch dieselbe Leichtfertigkeit und Lascivität, welche man im Oeil de boeuf und in den petites maisons des alten Frankreichs gut geheißen hatte.

Diese alten Cavaliere verachteten das junge Frankreich um seiner strengeren Sitten und seiner pedantischen Moralität willen, sie blickten mit Achselzucken auf diese jungen Männer hin, welche vielleicht nicht mehr als Eine Maitresse hatten, und denen die Frau ihres Freundes so heilig war, daß sie derselben nie mit einem unehrerbietigen Gedanken zu nahen wagten.

Diesen „nigauds" gegenüber unterhielten die Herren des legitimen Frankreichs sich gern von der Vergangenheit und ihrer eigenen Größe. Inmitten dieser vielen neuen Dinge, welche sie umgaben und die sie nicht alle hinweg zu leugnen vermochten, war es ihre süßeste Erquickung, sich in die Erinnerung an das ancienne régime zu vertiefen, und wenn sie von dieser Zeit sprachen, vergaßen sie ihres Alters und ihrer Ermattung, und waren wieder die jungen Roués des Oeil de boeuf.

Einst trafen sich im Versaal König Ludwigs XVIII. der Marquis von Chimène und der Herzog von Lauraquais, diese beiden alten Heroen der frivolen Zeit, in welcher das Boudoir und die petites maisons das Schlachtfeld, und die Myrthen statt der Lorbeeren der Siegespreis waren. Von irgend einer Begebenheit der alten Regierung sich unterhaltend, sagte der

Herzog von Lauraquais zur näheren Bezeichnung der Zeit, von welcher sie sprachen, zum Marquis: „Es war in eben dem Jahr, in welchem ich meine Liaison mit Deiner Frau hatte.“ —

„Ach,“ erwiederte der Marquis von Chimène mit vollkommener Ruhe, „das war im Jahre 1776.“ —

Beide Herren dachten nicht im Mindesten daran, in dieser Anknüpfung ihrer Erinnerungen etwas Auffälliges zu finden. Jene „Liaison“ hatte zu den natürlichsten Dingen der Welt gehört, und es wäre von dem Herzog eben so lächerlich gewesen, sie zu verleugnen, als von dem Marquis, sich über ihre Existenz zu ereifern.

Der Klügste und Aufgeklärteste indessen von all diesen Herren des alten Frankreichs war der Herr der Herren, war König Ludwig XVIII. selbst.

Er durchschaute sehr wohl die Fehler Derer, die ihn umgaben, und setzte sehr wenig Vertrauen in die Leute des alten Hofes. Aber er vermochte sich indessen doch nicht ihrem Einfluß zu entziehen, und nachdem er gegen den Willen und die Ansicht seiner ganzen königlichen Familie, seines ganzen Hofes und seiner Minister seinem Volk die Charte gegeben und sie trotz des Widerstrebens von „Monsieur“ und dem Prinzen von Condé, welcher die Charte „Mademoiselle la Constitution von 1791“ zu nennen pflegte, beschworen hatte, zog sich Ludwig in das Innere der Tuilerieen zurück und überließ es seinem Minister Blacas, sich mit den kleinen Details der Regierung zu befassen, während der König nur die großen seiner Aufmerksamkeit für würdig achtete.

VII.

König Ludwig XVIII.

Ludwig XVIII. war aber im Innern seines Palastes immer noch der Aufgeklärteste und Vorurtheilsloseste des alten Frankreichs, er sah manche Dinge mit offenen Augen an, vor denen seine Rathgeber absicht-

lich die ihrigen verschlossen, er bemerkte zu seinem Erstaunen, daß die Großen Bonaparte's, welche der König als Inventarium seiner Erbschaft mit übernommen, nicht so lächerlich, ungeschickt und tölpelhaft seien, als man sie ihm geschildert hatte.

„Man hatte mir da draußen eingebildet," sagte Ludwig XVIII., „die Feldherren Bonaparte's seien alle Bauern und Grobiane, aber das ist eine Unwahrheit. Der Mann hat sie vortrefflich geschult. Sie sind höflich und eben so schlau als die Agenten des alten Hofes. Wir müssen ihnen gegenüber sehr vorsichtig sein." *)

Diese Art Anerkennung der Vergangenheit, welche Ludwig XVIII. zuweilen entschlüpfte, war für die Herren des alten Frankreichs ein Gegenstand bitterer Sorge und tiefen Unwillens, den sie sich nicht immer bemühten, dem König zu verbergen.

Ludwig fühlte das, und um seinen eifersüchtigen alten Hof zu versöhnen, sah er sich oft wider seinen Willen genöthigt, „die Emporkömmlinge," welche sich in des Letzteren Mitte gedrängt, zu demüthigen und zurückzusetzen.

Stete Verstimmungen, Zänkereien und Intriguen im Innern der Tuilerieen waren die Folge davon, und oft inmitten des Glanzes, der ihn jetzt umgab, ward Ludwig verstimmt, unwillig und verzagt.

„Ich bin zornig gegen mich und die Andern," sagte er einst in solcher Stimmung zu seiner Vertrauten. „Eine unsichtbare und geheimnißvolle Gewalt arbeitet immer meinem Willen entgegen, vernichtet meine Pläne, paralysirt meine Autorität."

„Und doch sind Sie der König!"

„Ohne Zweifel bin ich der König!" rief Ludwig unwillig, „aber bin ich auch der Herr? Der König ist der, welcher sein Leben hindurch die Gesandten zu empfangen, langweilige Audienzen zu geben, tödtende Reden anzuhören hat, der in Ceremonie nach Notre-Dame geht, alle Jahre einmal öffentlich dinirt, und den man, wenn er todt ist, pomphaft in St. Dénis begräbt. Der Herr ist der, welcher gebietet und sich Gehorsam zu erzwingen versteht, der die Intriguen zerstören und den alten Frauen

*) Mémoires d'une femme de qualité. Vol. I. p. 215.

wie den Priestern Stillschweigen auferlegen kann. Bonaparte war zugleich der König und der Herr! Seine Minister waren seine Commis, die Könige, seine Brüder, weiter nichts als seine Intendanten, und seine Hofleute wenig mehr als seine Diener. Seine Minister machten seinem Senat in der Servilität den Rang streitig und sein Corps législatif suchte den Senat und die Kirche noch darin zu überbieten. Es war in der That ein außerordentlicher und auch ein beneidenswerther Mann, denn er hatte nicht blos ergebene Diener, treue Freunde, sondern auch eine gefällige Kirche." *)

König Ludwig XVIII., der ewigen Zwistigkeiten und Intriguen müde, welche seine Umgebung beschäftigten, zog sich, wie gesagt, mehr in das Innere seines Palastes zurück und ließ Herrn von Blacas regieren, der freilich, trotz seines Hochmuths und seiner Eigenliebe, sehr wenig vom Regieren verstand.

Der König zog es vor, mit seinen Freunden geistreich zu plaudern, ihnen Stellen aus seinen Memoiren vorzulesen, seine Verse von ihnen bewundern zu lassen und durch seine geistvollen, nicht immer sehr unzweideutigen Anekdoten ihr Entzücken zu erregen, statt mit seinen Ministern langweilige Streitigkeiten und nutzlose Dispute zu haben. Er hatte seinem Volke die Charte gegeben und nach der Charte konnten seine Minister jetzt regieren.

„Man will Freiheit," sagte der König, „ich gebe deren genug, um gegen Despotismus zu schützen, und nicht so viel, um in Zügellosigkeit zu verfallen. Ehedem hätten mich die Steuern, durch meinen einfachen Willen festgesetzt, verhaßt gemacht, jetzt ist es Frankreich selbst, das sich besteuert. Ich kann gar nichts Anderes mehr, als nur Gutes thun und Gnade üben, denn was das Böse betrifft, so fällt dessen Verantwortlichkeit ganz und gar auf die Minister." **)

Während seine Minister also nach der Charte regierten und „Böses" thaten, beschäftigte sich der König, der „nur noch Gutes zu thun hatte," damit, die schweren und gewichtigen Fragen der alten Etiquette wieder aufzustellen.

---

*) Mémoires d'une femme de qualité. Vol. V. p. 35.

**) Mémoires d'une femme de qualité. Vol. I. p. 410.

Eines der wichtigsten Capitel dieser Etiquette war die Frage, was für Moden man jetzt am Hofe einführen wollte. Denn unmöglich konnte man doch daran denken, die Moden des Kaiserreichs zu adoptiren und dadurch am Hofe anzuerkennen, daß wirklich eine Veränderung seit 1789 eingetreten sei.

Man wollte nicht bloß in der Politik, sondern auch in der Mode eine Contre-Revolution durchführen, und diese große Angelegenheit beschäftigte vor der ersten großen Cour, welche der König in den Tuilerieen stattfinden lassen wollte, wochenlang die Großwürdenträger des Hofes. Da sie aber mit ihrer Weisheit nicht zu Stande kommen konnten, hielt der König endlich mit seinen vertrautesten Freunden und Freundinnen eine Geheimrathssitzung über diesen wichtigen Gegenstand, der leider durch die „Charte" nicht entschieden worden war.

Der Groß-Ceremonienmeister Marquis de Brezé erklärte dem König, daß es durchaus unziemlich erscheine, die Moden des Kaiserreichs auf den Hof des legitimen Königs von Frankreich zu übertragen.

„Wir werden also wieder Puder, Reifröcke und Falbles haben?" fragte der König.

Herr von Brezé erwiderte ganz ernsthaft: er denke Tag und Nacht über diesen Gegenstand nach, habe aber noch immer keine, eines Groß-Ceremonienmeisters des legitimen Königs würdige Entscheidung auffinden können.

„Sire," sagte der Herzog von Chartres lächelnd, „ich fordre die kurzen Beinkleider, die Schnallen und den Zopf."

„Aber ich," rief der Prinz von Poix, welcher während des Kaiserreichs in Frankreich geblieben war, „ich fordere Schadenersatz, wenn man uns nöthigt, zu den alten Moden und Kleidern zurückzukehren, bevor die neuen nicht verbraucht sind. Und was die Damen anbetrifft, so schlage ich vor, daß, wenn der Herr Ober-Ceremonienmeister sie wirklich wieder mit einem Wall von Röcken und Reifen umgeben will, er doch so höflich sein wird, diese nicht mehr als vertugadins (Tugendwächter) zu fordern." *)

*) Vertugadin hieß eine Art Wulst, welche die Damen um den Leib trugen, und welche unter Ludwig XIV. von der Marquise Montespan, die ihre

Der Ober-Ceremonienmeister beantwortete diesen Spott nur mit einem tiefen und schmerzvollen Seufzer, und der König entschied endlich die große Frage dahin, daß es Jedermann überlassen bleiben sollte, sich seinem Geschmack und seinen Neigungen gemäß nach den alten oder nach den neuen Moden zu kleiden.

Der Ober-Ceremonienmeister mußte sich dieser königlichen Entscheidung fügen, aber, indem er es that, sagte er tief traurig: Ew. Majestät geruhen zu lächeln, aber das Kleid macht die Hälfte des Menschen aus, die Gleichheit im Anzuge verwirrt die Rangordnung und führt auf geradem Wege zu einem agrarischen Gesetz."

„Ja, Marquis," rief der König lachend, „Sie denken wie Figaro: Mancher spottet eines Richters im kurzen Rock, der vor einem Procurator im langen Gewande zittert." *)

Wenn der König aber die Contre-Revolution der Moden zurückgewiesen hatte, so entschädigte er den Ober-Ceremonienmeister de Brezé dadurch, daß er ihm gestattete, die ganze Etiquette des alten Frankreichs wieder einzuführen.

Der König durfte demgemäß nie anders als unter Beihülfe seiner „Kammer" sich Morgens von seinem Lager erheben, und er that es nicht eher, als bis die Thür sich allen Denen, welche la grande entrée hatten, das heißt den Beamten des Hauses, den Standespersonen, den Marschällen von Frankreich, einigen bevorzugten Damen, ferner dem Cafétier, dem Schneider, dem Pantoffelträger, dem ordentlichen ausübenden Barbier, zwei Barbiergehülfen, dem Uhrmacher und den Apothekern des Viertels geöffnet hatte. —

Im Beisein aller dieser Bevorzugten ward der König angekleidet, die

---

Schwangerschaft verbergen wollte, erfunden ward. — Man sieht, das legitime Frankreich war in allen Dingen das Gegentheil der Revolutionszeit. Unter dem Consulat war es Mode, den Zustand der Schwangerschaft (die Demitermes) zu zeigen, selbst wenn man sich nicht in demselben befand, und die Damen des legitimen Frankreichs trugen die vertugadins, um die Schwangerschaft zu verbergen, wenn sie sich in diesem Zustande befanden.

*) Mémoires d'une femme de qualité. Vol. p. 384

Etiquette erlaubte ihm nur, sich selber das Halstuch zu knüpfen, sie gebot ihm aber, seine Taschen vom vorhergehenden Abend auszuleeren. —

Auch die Mode des alten Frankreichs, die Mode „des öffentlichen Diners der königlichen Familie," ward wieder eingeführt, und der Ober-Ceremonienmeister hatte nicht allein Wochen lang zu diesem wichtigen Tage seine Vorkehrungen zu treffen, sondern auch der König hatte sich damit zu beschäftigen, und mußte zu dieser großen Ceremonie erst die nöthigen „Speisebeamten," d. h. den Weinkoster, den Becherbeamten, den Großthürwärter und den Oberküchenmeister ernennen.

Bei dieser ersten öffentlichen großen Tafel stand auch das berühmte, an der königlichen Tafel ganz unentbehrliche „Schiff" wieder vor dem Platz des Königs. In dem großen Schiffbruch der Monarchie 1792 war auch das alte Schiff der Königstafel, ein uraltes Kunstwerk, welches die Stadt Paris einst einem König von Frankreich zum Geschenk gemacht, verloren gegangen, und der Ober-Ceremonienmeister hatte erst ein neues beim Juwelier des Hofes anfertigen lassen.

Dieses „Schiff" ist eine Arbeit in vergoldetem Silber, in Form eines, seiner Masten und seines Takelwerkes beraubten Schiffes, und in demselben werden zwischen zwei goldenen Platten die Servietten des Königs, welche man zuvor in wohlriechendem Wasser getränkt hat, aufbewahrt. Der alten Etiquette zufolge durfte Niemand, selbst nicht die Prinzen und Prinzessinnen, an dem Schiffe vorübergehen, ohne sich tief zu verneigen, wie man das auch beim Vorübergehen bei dem Bett des Königs thun mußte. —

Noch eine andere Mode des alten Frankreichs stellte der König wieder her, die Mode der „königlichen Freundinnen."

Auch Ludwig XVIII. sowohl wie sein Bruder, der Graf von Artois, hatte seine Freundinnen, unter denen die schöne und geistreiche Gräfin Ducayla die erste Stelle einnahm. Sie hatte das Amt, den König zu amüsiren, und die finsteren Wolken zu zerstreuen, welche sich nur zu oft auf der Stirn Ludwigs zeigten, welchen Krankheit, Schwäche und übertriebene Corpulenz an seinen Lehnstuhl fesselten.

Sie erzählte ihm die chronique scandaleuse des Kaiserhofes, sie erinnerte ihn an seine alten Jugendgeschichten, die der König mit so

viel Witz und Geist zu erzählen wußte, und die er so gern erzählte, sie mußte die Briefe des „schwarzen Kabinets," welche das Brief-Bureau dem König aus amtlicher Gefälligkeit mittheilte, prüfen, und die interessanten Briefe dem König vorlesen.

Der König pflegte dieses Brief-Bureau in seiner geistreichen Weise dem geheimnißvollen Ohr des Dionys zu Syrakus zu vergleichen, welches die tiefsten Geheimnisse in das Ohr des Königs gelangen ließ.

Ludwig XVIII. war übrigens nicht undankbar gegen seine königliche Freundin, und er lohnte es ihr auf wahrhaft königliche Weise, daß sie zuweilen die Langeweile aus den Gemächern des Königs zu verjagen wußte.

Da er fand, daß die Gräfin Ducayla, nicht sehr in der Lectüre der Bibel bewandert war, schenkte er ihr die große Prachtbibel von Royaumont, geziert mit 150 herrlichen Kupferstichen nach Gemälden von Raphael.

Jeder dieser Kupferstiche war statt des Seidenpapiers mit einer neuen, tausend Francs geltenden Banknote bedeckt.*) —

Ein anderes Mal schenkte ihr der König ein Exemplar der „Charte," und wie bei der Bibel war auch hier jedes Blatt mit einer Tausendfrancsnote bedeckt.

Für so viele Beweise königlicher Großmuth ließ die schöne Gräfin es sich vielleicht recht gern gefallen, daß man sie allgemein die „Tabaksdose des Königs" nannte, welche Benennung daher seinen Ursprung hatte, daß König Ludwig XVIII. es liebte, auf die weiße, üppige Schulter der Gräfin etwas Schnupftabak zu streuen, und denselben von dort mit seiner Nase aufzuschnauben.

---

*) Amours et Galanteries des rois de France par Saint-Elme. Vol. II. p. 383. — Mémoires d'une femme de qualité. Vol. I. p. 409.

VIII.

Der Salon der Herzogin von St. Leu.

Während in den Tuilerieen die Etiquette und die Leichtfertigkeit des alten Frankreichs wieder eingeführt ward und Herr von Blacas in sorglosester Unbekümmertheit regierte und sich bemühte, die Zeit rückwärts zu drehen, ging die Zeit vorwärts.

Während aus dem fortwährenden Kampf des alten und des neuen Frankreichs bald genug das unzufriedene Frankreich hervorging, machte Napoleon, der Kaiser von Elba, im Geheimen seine großartigen Eroberungspläne, bereitete er im Einverständniß mit seinen Getreuen sich vor, das Exil zu verlassen und nach Frankreich zurückzukehren.

Die Armee, das wußte er, war ihm getreu geblieben, die Armee, welche laut rief: „Vive le roi!“ und leise hinzufügte: „de Rome et son petit papa!“ *)

Hortense, die neue Herzogin von St. Leu, nahm an allen diesen Dingen wenig Theil. Sie hatte trotz ihrer Jugend und ihrer Schönheit schon gewissermaßen abgeschlossen mit der Welt. Sie fühlte sich nicht mehr als Frau, sondern nur noch als Mutter, sie hatte Alles, was an Zärtlichkeit, an Liebe und Güte in ihrem Herzen war, auf ihre Söhne übertragen und lebte nur ihnen.

In ihrer stillen Zurückgezogenheit in St. Leu waren ihre Tage nur den Künsten, der Lectüre, dem Studium geweiht, und wenn sie den Tag über gemalt, gedichtet, componirt und mit ihren Kindern sich beschäftigt hatte, so brachte sie den Abend in ihrem Salon in zwanglosem, geistvollem Geplauder mit ihren Freunden zu.

Denn sie hatte Freunde, welche trotz ihrer veränderten Stellung, trotz der Dunkelheit in welche sie sich zurückgezogen, treu und ergeben geblieben waren, und die, trotzdem daß sie am neuen Hofe bedeutende Stellungen einnahmen, der einsamen und entthronten Königin ihre Freundschaft bewahrt hatten.

*) Cochelet, Mémoires sur la reine Hortense. Vol. III. p. 121.

Mit diesen Freunden unterhielt sich die Herzogin von St. Leu Abends in ihrem Salon von der großen und schönen Vergangenheit, und ganz diesem Cultus ihrer Erinnerungen hingegeben, dachten sie gar nicht daran, wie sehr, einer kleinlichen, argwöhnischen und kurzsichtigen Gegenwart gegenüber, dieses stete Rückblicken, dies Besprechen der großen stolzen Vergangenheit geeignet sei, Verdacht zu erregen.

Denn der Herzog von Otranto, dessen schlauer List es gelungen, sich unter Ludwig XVIII. wie unter Napoleon als Polizeiminister zu erhalten, hatte seine Spione überall, .er wußte, was in allen Salons von Paris gesprochen ward, er wußte auch, daß man im Salon der Herzogin von St. Leu durch die trübe, glanzlose Gegenwart hineinschaute in die hell strahlende Vergangenheit, und über das kleinliche Jetzt sich tröstete mit dem großen, ruhmvollen Einst! Und Fouché, oder vielmehr der Herzog von Otranto, wußte aus Allem Nutzen zu ziehen.

Um den Minister Blacas aus seiner stupiden Verblendung zu wecken und ihn aufmerksam zu machen auf seine übertriebene Unbefangenheit den Dingen gegenüber, die sich vorbereiteten, sagte Fouché ihm, daß man im Salon der Herzogin von St. Leu gegen die Regierung conspirire, daß sich da alle heimlichen Bonapartisten versammelten, und Pläne machten, um den Kaiser aus Elba zu befreien. Um aber auch im Fall einer möglichen Rückkehr Napoleons sich auf der andern Seite sicher zu stellen, eilte der Herzog von Otranto nach St. Leu, um die Herzogin zu warnen, und sie zu beschwören, auf ihrer Huth zu sein, weil sie von Spähern umringt sei, und weil man sie leicht am Hofe verdächtigen könne.

Hortense achtete nicht auf seine Warnung; sie hielt die Vorsicht für unnöthig, weil sie sich nicht des einzigen Glückes berauben wollte, ihre Freunde zu sehen und mit ihnen zwanglos und frei sich unterhalten zu können.

Nach wie vor also blieb der Salon der Herzogin den treuen Freunden offen, welche zugleich die treuen Diener des Kaisers gewesen, und die Herzöge von Vicenza, von Bassano, von Friaul, von Ragusa, von der Moskwa nebst ihren Gemahlinnen, so wie der kühne und feurige Carl von Labedoyère, und der feine Diplomat Graf Regnault de Saint Jean d'Angely vereinigten sich im Salon der Herzogin in St. Leu.

Immer lauter erhob sich gegen sie die Stimme der Feindseligkeit, mit immer gehässigeren Farben wußte man am Tuilerieenhofe die Versammlungen zu schildern, welche in St. Leu stattfänden, und die arme Herzogin, welche still und unbekümmert in ihren Gemächern lebte, ward das Opfer der Gehässigkeit und des Neides dieser stolzen Damen der alten Aristokratie, welche es gar nicht begreifen konnten, daß man neben ihnen noch dieser Frau gedenken mochte, welche die Zierde des Kaiserhofes gewesen und die man sogar jetzt unter dem legitimen Königthum noch als liebenswürdig, geistreich und schön zu preisen wagte.

Hortense hörte von den böslichen und unsinnigen Gerüchten, welche man über sie verbreitete, und um ihrer Söhne und ihrer Freunde willen, war sie entschlossen, ihnen ein Ziel zu setzen.

„Ich muß meinem lieben St. Leu entsagen und nach Paris gehen," sagte sie. „Dort wird man Alles, was ich thue, besser beobachten können. Die Vernunft gebietet, daß man sich den Umständen füge."

Sie entsagte also ihrem stillen und befriedigenden Aufenthalt in St. Leu und ging mit ihren Kindern und ihrem Hof nach Paris, um dort wieder ihr Hôtel in der Rue de la Victoire zu bewohnen.

Aber dies gab den Verleumdungen ihrer Feinde, welche in ihr die verkörperte Erinnerung an das Kaiserreich sahen, das sie zugleich haßten und fürchteten, immer neue Nahrung.

Die Bonapartisten kamen nach wie vor in den Salon der Herzogin von St. Leu, und keine Ueberredung, keine Vorstellung konnten Hortense bewegen, den treuen Freunden die Thür zu verschließen, weil ihre Treue sie selber verdächtigen könnte.

Um aber dem Gerede, als ob nur Anhänger des Kaiserreichs in ihren Salon kämen, zu widersprechen, öffnete die Herzogin fortan auch den Fremden, welche Empfehlungen an sie brachten und ihr vorgestellt zu sein wünschten, den Zutritt zu ihrem Salon. Jedermann beeilte sich, von dieser Erlaubniß Gebrauch zu machen.

Bald versammelte sich der glänzendste und auserlesenste Kreis um die Herzogin. Da waren die Großen des alten Kaiserreichs, welche aus treuer Anhänglichkeit kamen, die Fremden von Namen und Distinction, welche aus Bewunderung, und endlich die Aristokraten des legitimen

Frankreichs, welche aus Neugierde kamen, um zu sehen, ob die Herzogin von St. Leu wirklich so geistreich und liebenswürdig, so anmuthig und graciös sei, ob man sich bei ihr wirklich so ungezwungen und geistvoll unterhalte, als es gesagt ward.

Der Salon der Herzogin von St. Leu machte also in Paris noch mehr von sich reden, als er es in St. Leu gethan. Die alten Herzoginnen und Prinzessinnen, welche mit ihren Ahnen, ihren Vorurtheilen, ihren Ansprüchen und veralteten Coquetterien im Faubourg St. Germain zusammen kamen, waren wüthend, jenes ewige Loben und Anpreisen der reizenden Königin zu vernehmen, und suchten sich durch immer erneuerte Feindseligkeiten an ihr zu rächen.

Es war nicht genug, daß man sie am Hofe und in der Gesellschaft als eine gefährliche Intriguantin verleumdete, man suchte auch in der Presse und in den Journalen gegen sie zu wirken.

Hortense, wie gesagt, war die verkörperte Erinnerung an das Kaiserreich, und man wollte sie deshalb vernichten. Broschüren und Flugschriften erschienen, in denen man den König aufforderte, die gefährliche Frau, welche öffentlich und unter den Augen der Regierung eine Verschwörung für Napoleon leite, aus Paris, ja aus Frankreich zu entfernen und mit ihr auch die beiden Kinder, die beiden Napoleoniden, „denn diese hier lassen," sagten die gehässigen Ankläger, „das hieße in Frankreich selbst die Wölfe erziehen, von denen man eines Tages würde verschlungen werden.*)

Hortense kümmerte sich wenig um all' die Klatschereien und Verleumdungen. Sie war zu sehr daran gewöhnt, mißverstanden und falsch beurtheilt zu werden, als daß sie sich noch die Mühe hätte geben sollen, sich darüber zu beunruhigen. Sie wußte, daß man Verleumdungen durch Widerlegung niemals ertödtet, und daß man daher besser thut, ihnen nur ein stolzes Schweigen gegenüber zu stellen, sie durch Verachtung zu bezwingen, statt ihnen durch Widerlegung und Bekämpfung neue Nahrung zu geben.

Sie selber verachtete die Verläumdung und Medisance so sehr, daß sie es niemals duldete, daß man ihr von irgend Jemand Nachtheiliges

---

*) Cochelet, Mémoires sur la reine Hortense. Vol. II. p. 230.

sagte, welches ihm in ihrem Geiste hätte schaden können. Als eines Tages, während sie noch als Königin in Holland war, eine der holländischen Damen ihr über eine andere Dame, welche sie als Orangistin bezeichnete, eine gehässige Schilderung machen wollte, unterbrach sie die Königin, indem sie sagte: „Madame, ich bin hier allen Parteien fremd, ich empfange alle Personen als gleichberechtigt, denn ich liebe es, von Jedermann Gutes zu denken, und ich empfinde gewöhnlich einen ungünstigen Eindruck nur von Denen, welche Uebles von Andern sprechen.“ *)

Und sie selber war merkwürdiger Weise immer der Gegenstand der Verleumdung, der Anklage, der Beschuldigung gewesen.

„Ich habe,“ sagt das Fräulein von Cochelet, in ihren Memoiren, „ich habe fünfundzwanzig Jahre lang die Fürstin Hortense niemals verlassen, ich habe bei ihr nicht einen Augenblick das mindeste Gefühl der Erbitterung, gegen wen es auch sei, gesehen; immer gut, immer sanft, wurden alle Diejenigen, welche unglücklich waren, ihr interessant, und sie beschäftigte sich damit ihnen zu helfen, wo und wie sie sich ihr darstellten. Und diese so edle, so sanfte Frau befand sich immer inmitten des gegen sie entfesselten Hasses, der absurdesten Verleumdungen, und dies ohne weiteren Schutz, ohne weitere Stütze, als nur die Gradheit und Reinheit ihrer Handlungen und ihrer Absichten.“ *)

Hortense dachte also auch jetzt nicht daran, diese Verleumdungen zu widerlegen, welche man über sie ausbreitete. Ihre Seele war überdies von ganz andern und wichtigern Dingen bewegt. —

Ein Abgesandter ihres Gemahls, welcher in Florenz lebte, war gekommen, um von Hortensen im Namen Louis Bonaparte's seine beiden Söhne zu fordern. Er hatte sich endlich nach vielen Verhandlungen bereit erklärt, zufrieden zu sein, wenn seine Gemahlin ihm einen ihrer Söhne und zwar den ältesten, Napoleon Louis, sende.

Aber die zärtliche Mutter konnte und wollte nicht in die Trennung von einem ihrer Kinder willigen, und da trotz ihres Bittens und ihres Flehens ihr Gemahl nicht einwilligen wollte, ihr die beiden Söhne zu lassen, damit unter ihren Augen ihre Erziehung vollendet werde, so ent-

---

* Cochelet, Vol. I. p. 378.

schloß sie sich in der bittern Pein der geängsteten Mutterliebe selbst zu den äußersten Mitteln ihre Zuflucht zu nehmen, um nur sich im Besitz ihrer Kinder erhalten zu können.

Sie erklärte also dem Abgesandten ihres Gemahls ganz entschieden, daß sie ihre Söhne behalten werde und rief den Schutz der Gesetze für sich an, damit ihre Rechte anerkannt würden, und man ihren Sohn nicht zwingen solle, seiner Heimathsrechte als Franzose und Grundbesitzer in Frankreich verlustig zu gehen, indem er in ein erzwungenes Exil gehe.

Während man also die Herzogin von St. Leu der Intriguen und Verschwörungen zu Gunsten Napoleons beschuldigte, war ihre ganze Seele nur mit diesem Prozeß beschäftigt, welcher darüber entscheiden sollte, ob ihr einer ihrer Söhne entrissen werden könne, und wenn sie Verschwörungen machte, so waren es nur die, welche sie mit ihren Advocaten gegen die Pläne ihres Gemahls spann.

Aber die Verleumdungen, die Anklagen, die Schmähartikel in den Zeitungen nahmen dessenunerachtet immer ihren Fortgang, und eines Tages hielten ihre Freunde es für nothwendig, der Herzogin eine Zeitung zu bringen, welche einen heftigen und gehässigen Schmähartikel gegen sie enthielt, um sie zu fragen, ob sie erlaube, daß man auf denselben etwas erwiedere.

Hortense las das Blatt mit einem trüben Lächeln und gab es dann zurück.

„Es thut immer noch weh,“ sagte sie, „von seinen Landsleuten so geschmäht zu werden, aber es würde unnütz sein, etwas darauf zu erwidern. Ich weiß mich über solche Angriffe hinweg zu setzen, sie berühren mich nicht.“

Als aber am andern Tage dasselbe Journal einen giftvollen gehässigen Artikel gegen Louis Bonaparte, Hortensens Gemahl, enthielt, da erglühte sie in edlem Zorn, und all' der Zwistigkeiten und des Unglücks, ja sogar des Prozesses, den sie gegen ihn führte, vergessend, erinnerte sie sich nur, daß es der Vater ihrer Kinder war, welchen man angegriffen, und daß er nicht da war, sich zu vertheidigen. Sie mußte es also für ihn thun.

„Ich bin empört, und ich will, daß Herr Despré diesen Artikel so-

gleich beantworte," sagte Hortense. „Wenn die väterliche und mütterliche Zärtlichkeit uns Beide jetzt in einen peinlichen Prozeß verwickelt hat, so geht dies Niemand etwas an und macht Keinem von uns Beiden Schande. Ich wäre in Verzweiflung, wenn man diese traurige Discussion benutzte, um den Vater meiner Kinder und den schönen Namen, welchen er trägt, zu beschimpfen. Eben weil ich allein bin, muß ich, so viel es in meinen Kräften ist, die Vertheidigerin des Abwesenden sein. Laßt also sogleich Herrn Després kommen, ich will ihm sagen, wie er auf diesen schmachvollen Artikel antworten soll!"

Am andern Tage erschien in dem Journal ein feiner und beredter Artikel zu Gunsten Louis Bonaparte's, welcher seine Ankläger beschämte und verstummen machte, und von dem der so warm vertheidigte Prinz wohl nicht ahnte, daß er von seiner Gemahlin, gegen die er einen so traurigen Prozeß führte, veranlaßt worden sei.*)

XI.

Das Begräbniß Ludwig's XVI. und seiner Gemahlin.

Den eifrigen Bemühungen des königlichen Hofes war es endlich gelungen, die traurigen Ueberreste des unglücklichen Königspaares aufzufinden, welches die Revolution auf das Schaffot geführt, und welches mehr für die Schuld seiner Vorgänger als für seine eigne hatte büßen müssen. Gemäß den Angaben Derer, welche damals Zeuge des düstern und verachtungsvollen Begräbnisses gewesen, das man den Leichen der „königlichen Märtyrer" hatte zu Theil werden lassen, hatte man in einem wüsten Winkel des Kirchhofs von St. Roche die Gebeine Ludwigs XVI. und auf einer andern Stelle auch die der Königin Marie Antoinette gefunden.

Es war der ganz natürliche und gerechte Wunsch des Königs, diese

*) Cochelet, Vol. I. p. 303.

Leichen in der Königsgruft von St. Denis zu bestatten, aber er wollte es in der Stille und ohne Prunk thun. Sein feiner politischer Tact sagte ihm, daß man mit den traurigen Ueberresten des unglücklichen Königspaares nicht eine politische Demonstration machen müsse, daß man die Gebeine des unglücklichen und guten Ludwig XVI. nicht zu einem neuen Zankapfel machen solle.

Aber der Hof des Königs, seine nächsten Verwandten sogar, seine Minister und die ganze Schaar der übermüthigen, stolzen Höflinge, welche mit diesem Act der öffentlichen, prunkvollen Beerdigung nicht blos der Pietät gegen das gemordete Königspaar genug thun, sondern mehr noch Diejenigen strafen wollten, welche sie heimlich „die Königsmörder“ nannten, und welche sie doch jetzt neben sich dulden mußten, der ganze Hof des Königs verlangte eine feierliche Beerdigung und Ludwig, der, wie er selber gesagt, „wohl der König, aber nicht der Herr war,“ Ludwig mußte sich ihrem Verlangen fügen.

Man traf also die Vorbereitungen zu einem prunkvollen, öffentlichen Begräbniß der königlichen Gebeine und am 21. Januar 1815, dem Tage schmerzvoller Erinnerungen und ewigen Bedauerns für die königliche Familie, am Todestage des Königs Ludwig XVI., sollte die melancholische Festlichkeit stattfinden.

Herr von Chateaubriand, der edle und geistvolle Lobredner und Freund der Bourbonen, ließ in dem Journal des Débats einen Artikel erscheinen, in welchem er in begeisterten Worten die bevorstehende Feier verkündete. Dieser Artikel ward sodann besonders abgedruckt, und so groß war die Theilnahme der Pariser an dem bevorstehenden Ereignisse, daß an Einem Tage in Paris allein 30,000 Exemplare desselben abgesetzt wurden.

Am 20. Januar wurden die Gräber der „Königlichen Märtyrer“ geöffnet, und alle Prinzen des Königshauses, welche dabei gegenwärtig waren, knieeten nieder am Rande der Gräber, um im Verein mit den Tausenden von Menschen, welche ihnen gefolgt waren, zu beten.

Aber der König hatte ganz Recht gehabt! Dieser Act, welcher den Einen eine Gerechtigkeit dünkte, erschien den Andern als eine provocirende Beleidigung, erinnerte sie an jene traurigen Tage des Irrthums, des

Fanatismus und der Verblendung, in denen auch sie von dem allgemeinen Taumel sich hatten fortreißen lassen.

Viele von den Convents-Mitgliedern, welche damals für den Tod des Königs gestimmt, lebten noch jetzt in Paris, ja sogar, wie z. B. Fouché, am Hofe des Königs, und ihnen Allen erschien die bevorstehende Feierlichkeit als eine tiefe Kränkung und Schmach.

„Wissen Sie schon," rief Descourtis zu Cambacères hereinstürzend, bei welchem eben der Graf von Père sich befand, „wissen Sie schon, daß die Feierlichkeit wirklich morgen stattfinden soll? Ja, morgen ist der große Tag. Morgen will man uns den Dolchen der Fanatiker preisgeben. Ist das die Verzeihung, welche man uns versprochen hat?"

„Nun," rief der Graf von Père (ein guter Royalist) „nun, ich wüßte nicht, daß es in der Charte einen Artikel gäbe, der die Uebersiedelung der sterblichen Reste des Königlichen Paares verbietet. Man handelt also vollkommen gesetzlich."

„Man will das Volk aufreizen," rief Descourtis bleich, verstört vor innerer Aufregung, „man will die Erinnerung wecken und eine stumme Anklage gegen uns schleudern. Aber eines Tages werden wir wieder die Macht in den Händen haben, und dann werden wir uns auch erinnern!"

Cambacères hatte schweigend dem Gespräch zugehört, und jetzt lebhaft auf den empörten Conventionellen zuschreitend, nahm er dessen Hand, die er zärtlich in der seinen drückte.

„Ach, mein Freund," sagte er mit trauriger und feierlicher Stimme, „ich wollte, es wäre uns vergönnt, morgen in Trauergewändern, mit einer Fackel in der Hand hinter dem Leichenwagen hergehen zu können. Wir wären Frankreich und uns selbst wohl diesen eclatanten Beweis unserer Reue schuldig!" *)

Am andern Tage fand das feierliche Leichenbegängniß statt. Ganz Paris wohnte demselben bei. Jedermann, auch die alten Republikaner, die Bonapartisten so gut wie die Royalisten, beeilten sich, sich auf dem Wege des Zuges zu befinden, um ein feierliches Zeugniß davon abzulegen,

*) **Mémoires d'une femme de qualité. Vol. II. p. 69.**

daß sie mit der Vergangenheit gebrochen und zur Reue über sich selber gekommen.

Feierlich und langsam, unter dem Geläute aller Glocken, dem dumpfen Wirbeln der Trommeln, dem Donner der Kanonen, den heiligen Gesängen des voranschreitenden Clerus, bewegte sich der Zug vorwärts.

Glänzend blitzte die goldne Krone, welche über dem Leichenwagen als Baldachin schwebte. Sie war von den Häuptern des Königspaares gefallen, als sie noch lebten, jetzt hatte man die Todten damit geschmückt.

Feierlich und langsam bewegte der Zug sich vorwärts, jetzt war er auf dem Boulevard angekommen, welcher die beiden Straßen Montmartre trennt. Plötzlich erschallte die Luft von einem ungeheuren, vieltausendstimmigen Schrei des Entsetzens.

Die Krone, welche über dem Leichenwagen schwebte, war herabgefallen, hatte mit einem dumpfen Stoß die Särge berührt, und war dann zerplatzt auf den blitzenden Schnee der Straße niedergefallen. —

Das geschah am 21. Januar — zwei Monate später, um dieselbe Stunde und an demselben Tage fiel die Krone Ludwigs XVIII. von seinem Haupte und Napoleon setzte sie auf das seine!

IX.

Napoleons Rückkehr von Elba.

Ein ungeheures Wort durchhallte in den ersten Tagen des März 1815 ganz Paris, ganz Frankreich, ganz Europa. Napoleon, hieß es, habe Elba verlassen, Napoleon habe sich eingeschifft und werde bald wieder in Frankreich sein! —

Die Royalisten vernahmen es mit Entsetzen, die Bonapartisten mit einem Entzücken, welches sie sich kaum noch die Mühe gaben zu verbergen.

Hortense allein theilte nicht das allgemeine Entzücken der Kaiserlichen. Ihre Seele war tieftraurig und von unheilvollen Ahnungen bewegt. „Ich

beklage den Entschluß des Kaisers," sagte sie, „ich würde Alles auf der Welt darum geben, wenn er nicht nach Frankreich zurückgekehrt wäre, weil ich für ihn kein Glück und keine Erfolge mehr sehe. Viele werden sich für ihn, Viele werden sich wider ihn erklären, und wir werden einen Bürgerkrieg haben, dessen beklagenswerthes Opfer der Kaiser selber sein kann." *)

Indessen ward die allgemeine Aufregung immer größer, Jedermann ward davon ergriffen und fortgerissen, und Niemand wäre in diesen Tagen im Stande gewesen, dem Andern einen kühlen, vernünftigen Rath zu geben.

Die alten Freunde des Kaisers kamen in Massen zur Herzogin von St. Leu und forderten von ihr Rath, Beistand und Ermuthigung, beschuldigten Hortense der Gleichgültigkeit, der Theilnahmlosigkeit, weil sie ihre Hoffnungen nicht theilte, und traurig war, statt mit ihnen zu jubeln.

Aber die Spione der noch herrschenden Regierung welche das Hôtel der Königin umlagerten, hörten nicht die Worte der Königin, sie sahen nur die einstigen Generäle, die einstigen Rathgeber des Kaisers täglich in das Hôtel der Herzogin von St. Leu gehen, und das war genug, um Hortense als die Urheberin der ganzen Verschwörung, welche Napoleon nach Frankreich zurückführte, zu stempeln.

Die Königin erkannte die Gefahr ihrer Lage, aber sie neigte ihr Haupt, um in schweigender Resignation alle Schläge des Schicksals zu empfangen.

„Ich sehe auf allen Seiten für mich nur Qualen und Wirrnisse," sagte sie, „aber kein Mittel, ihnen auszuweichen. Es bleibt mir also nichts übrig, als mich mit Muth zu waffnen, und das thue ich."

Die königliche Regierung indeß hoffte immer noch, dem heranwogenden Meere einen Damm setzen, den Wellen der Empörung gebieten zu können, rückwärts zu fluthen und diejenigen in ihren Wogen zu begraben, welche sie entfesselt hatten.

Sie wollte das ungeheure Ereigniß, welches Frankreich mit neuen Pulsschlägen durchglühte, nur wie eine Verschwörung behandeln, die man noch zu rechter Zeit entdeckt hätte und die man daher noch zurückzuweisen

*) Cochelet. Vol. II. p. 341.

vermöchte. Man wollte daher vor allen Dingen sich der „Verschwörer," das heißt aller derjenigen, von denen man wußte, daß sie dem Kaiser in ihren Herzen treu geblieben, versichern und sie durch Gefangennahme unschädlich machen.

Eine wahre Hetzjagd der Polizei entstand jetzt, Spione umlagerten alle Häuser der Generäle, Herzöge und Fürsten des Kaiserreichs, und nur unter Verkleidung und mit List entkamen sie den spähenden Augen der Polizei.

Die Herzogin von St. Leu mußte auch endlich dem dringenden Flehen ihrer Freunde nachgeben und für sich während dieser Tage der Ungewißheit und der Gefahr einen Zufluchtsort suchen. Sie mußte verkleidet ihr Hôtel verlassen und gelangte mitten durch die Schaar der Späher, welche ihr Hôtel und die ganze Straße, in welcher sie wohnte, belagerten, glücklich in das für sie bei einer treuen Dienerin ihrer Mutter bereitete Versteck. Ihre Kinder hatte sie schon mehrere Tage zuvor bei einer andern treuen Dienerin aus den Tagen ihres Glanzes untergebracht.

Auch der Herzog von Otranto, der jetzt wieder der treue Fouché des Kaiserreichs geworden, sollte verhaftet werden, entkam aber durch eine List seinen Feinden und entfloh. General Lavalette, welcher wußte, das die Polizei das Hôtel der Herzogin von St. Leu nicht mehr bewache, weil sie erspäht, daß die Herzogin nicht mehr dort sei, Lavalette benutzte diesen Umstand, und verbarg sich in dem Hôtel der Herzogin vor den Nachstellungen der Polizei, und Herr von Dandré, der Chef der Polizei, welcher sich vergeblich bemühte, die sogenannten Verschwörer zu fangen, rief händeringend: „Ich kann Niemand mehr verhaften; man hat so viel davon gesprochen, daß die Bonapartisten verhaftet werden müßten, daß sie in dieser Stunde Alle versteckt und gar nicht aufzufinden sind."

Indessen platzte plötzlich wie eine Bombe in das geängstete, zweifelnde, hin und her wogende Paris die Nachricht hinein: „Der Kaiser ist in Grenoble vom Volk mit Jubel empfangen worden, und die Truppen, welche gegen ihn geführt werden sollten, haben sich unter Anführung ihres Chefs Carl von Labedoyère zu dem Kaiser geschlagen. Die Stadt hat ihm ihre Pforten geöffnet, das Volk ist ihm mit Jubelrufen entgegen gezogen, und jetzt steht Napoleon nicht mehr an der Spitze eines kleinen

Trupps, sondern an der Spitze einer kleinen Armee, die sich aber mit jeder Stunde vergrößert."

Die Regierung versuchte noch, in ihren Journalen und durch ihre Beamten den Parisern das Gegentheil glaublich zu machen.

Aber sie selber glaubte nicht mehr. Sie hörte durch die Luft das alte, verhaßte „Vive l'Empereur!“ sie hörte das Flattern der Siegesfahnen von Marengo, Arcole, Jena und Austerlitz! Der Kaiser Napoleon war immer noch der siegreiche Held, welcher das Schicksal beherrschte und es zwang, sich für ihn zu erklären!

Ein wahrer Taumel des Entsetzens bemächtigte sich nun der königlich Gesinnten, verzweiflungsvolle Entschlüsse wogten in ihnen auf und als sie erfuhren, daß Napoleon jetzt schon in Lyon angekommen, daß die Bevölkerung ihn auch dort mit Begeisterung aufgenommen, die Garnison auch dort sich für ihn erklärt habe, da bemächtigte sich ihrer ein panischer Schrecken, ein ungeheures Entsetzen.

Im Hause des Grafen de la Père versammelten sich die Häupter der Royalisten zu einer letzten großen Besprechung und Berathung. Die ausgezeichnetesten Personen, Männer und Frauen der verschiedensten Denkweise sonst, nur zusammentreffend in dem Einen Punkte, in dem Schrecken vor Bonaparte, in der Liebe zu den Bourbonen, vereinigten sich hier in demselben Salon, mit denselben Empfindungen des patriotischen Entsetzens und demselben guten Willen für das öffentliche Wohl. Da war Frau von Staël, Benjamin Constant, Graf Lainé und Chateaubriand, da war der Herzog von Némours und der Graf de la Père, und um sie her drängte sich die Schaar der geängsteten Royalisten, erwartend und hoffend, daß die beredten Lippen dieser berühmten Personen, welche da in ihrer Mitte standen, ihnen den Sieg, die Hoffnung, kurz das Leben wiedergeben sollten.

Benjamin Constant sprach zuerst. Er sagte, man müsse Napoleon, das heißt, der Gewalt eine Gewalt gegenüber stellen. Bonaparte sei bewaffnet mit der Liebe der Soldaten, man müsse ihm die Spitze bieten mit der Liebe der Bürger. Sein Anblick sei imposant, wie das Antlitz Cäsars, man müsse ihm ein eben so erhabenes Angesicht gegenüber stellen.

Man solle also Lafayette zum General en chef der französischen Armee ernnenen.

Herr von Chateaubriand rief mit dem edlen Feuer des Zornes: das Erste, was das Gouvernement zu thun habe, sei, daß es ein Ministerium, welches so vieler Fehler und so großer Kurzsichtigkeit schuldig sei, strenge bestrafe.

Lainé erklärte mit Thränen in den Augen und mit fast schluchzender Stimme: Alles sei verloren, und nur Ein Mittel gäbe es noch, um der Tyrannei zu imponiren; man müsse ihr das Schauspiel des Schreckens, des Entsetzens und Schmerzes bereiten, welche die ganze Hauptstadt bei der Annäherung des verhaßten Feindes empfände; demzufolge müßten die ganze Bevölkerung von Paris, die ganze Nationalgarde, die Mütter, die jungen Mädchen, die Kinder, die Greise und die Männer die Stadt verlassen, und vor den Mauern der Stadt sòlle diese Million Menschen an sich Den vorüberziehen lassen, der komme, ihnen ihren Frieden zu rauben, und solle ihn erschrecken oder rühren durch dieses Bild eines ganzen Volkes, das vor dem Anblick eines einzigen Menschen flieht!

Frau von Staël sprach in ihrer begeisterten energischen Weise ein Anathema gegen den Usurpator, der auf's Neue die Fackel des Krieges über das wimmernde und zuckende Frankreich schwingen wolle.

Jedermann war gerührt, begeistert, aufgeregt — aber man hatte nur noch schöne und große Phrasen, und Alles, was die beredten Lippen dieser berühmten Dichter und Politiker gesprochen, war doch in gewissem Betracht nichts weiter als ein Protokoll über den Zustand des Kranken, und über die unheilbaren Wunden, welche ihm geschlagen worden. Dieser Kranke war Frankreich, und die Royalisten, welche da in dem Salon des Grafen de la Père versammelt waren, fühlten jetzt, daß sie den Kranken nicht mehr zu retten vermöchten, daß ihnen nichts mehr übrig blieb, als in die Verbannung zu gehen, und ihn zu beweinen! *)

*) Mémoires d'une femme de qualité. Vol. I. p. 99.

XI.

Ludwigs XVIII. Abreise und Napoleons Ankunft.

Während die Royalisten also überlegten, berathschlagten, verzweifelten und weinten, hatte König Ludwig XVIII. allein noch seine Ruhe und Standhaftigkeit zu bewahren gewußt. Das heißt, man hatte sich wohl gehütet, ihm die Dinge so darzustellen, wie sie sich wirklich begaben. Man hatte ihm vielmehr gesagt, daß Bonaparte überall vom Volk mit kaltem Schweigen geduldet werde und daß die Armee seinem Rufe nicht folge, sondern dem König die Treue bewahre. Das Jubelgeschrei des Volkes, mit dem es aller Orten den fortschreitenden Napoleon empfing, fand daher keinen Wiederhall in den Tuilerieen, und das, was sich dem König, als er sich am 16. März in die Kammern begab, um an das Corps législatif eine ermunternde und anfeuernde Rede zu halten, das, was sich auf seinem Wege dahin dem König entgegen drängte, war wiederum nicht das Volk, sondern die Royalisten, diese sonst so stolzen Herren und Damen vom alten Adel, welche wiederum, wie am Tage des ersten Einzugs, die Rolle übernahmen, zu welcher das Volk sich nicht bequemen mochte, welche sich selbst auf eine Stunde in das Volk verwandelten, um dem König die Demonstrationen der Liebe seines Volkes zu machen.

Der König war völlig getäuscht. Herr von Blacas erzählte ihm von immer neuen Niederlagen Napoleons, während immer neue Siege den Weg des Kaisers bezeichneten. Man war so weit gegangen, dem König zu sagen, Lyon habe dem Kaiser seine Thore verschlossen, Ney sei ihm entgegen gerückt und habe geschworen, den Kaiser in einem eisernen Käfig nach Paris zu schaffen.

Der König war also ruhig, gefaßt und entschlossen, als plötzlich sein Bruder, der Graf von Artois, und der Herzog von Orleans, welche nach der Meinung des Königs siegreich in Lyon standen, allein, flüchtig, von ihren Soldaten und von ihren Dienern verlassen, in Paris anlangten und dem König sagten, daß Lyon den Kaiser mit offenen Armen empfangen habe, und daß ihnen Beiden nichts übrig geblieben, als schleunig zu fliehen.

Und eine zweite, eine entsetzlichere Nachricht folgte dieser erstern. Ney, die Hoffnung des Königs, die letzte Stütze seines wankenden Thrones, Ney hatte es nicht vermocht, seinem alten Waffengefährten feindlich gegenüber zu stehen, Ney war zum Kaiser übergegangen und seine Armee war ihm jauchzend gefolgt.

Jetzt öffnete der König die Augen, jetzt sah er die Wahrheit und erkannte, wie sehr man ihn getäuscht hatte.

„O," rief er schmerzlich, „Bonaparte fiel, weil er die Wahrheit nicht hören wollte, und ich werde fallen, weil man sie mir nicht sagen wollte!" *)

In diesem Moment und während der König seine Brüder und Verwandten und die Herren seines Hofes, welche ihn umgaben, mit beredten Worten aufforderte, ihm die Wahrheit jetzt endlich zu sagen, öffnete sich die Thür nnd der bis dahin immer noch so sorglose, so zuversichtliche und siegesgewisse Minister, Graf von Blacas, schwankte bleich und zitternd herein.

Die Wahrheit, welche er dem König so lang verschwiegen, sprach jetzt deutlich aus seinem bleichen, entsetzten Gesicht. Der König hatte die Wahrheit hören wollen, sie stand ihm gegenüber in der Person seines zitternden Ministers.

Eine tiefe Stille trat ein, Aller Blicke wandten sich auf den Grafen hin, und inmitten des allgemeinen Schweigens hörte man ihn mit schluchzender Stimme sagen: „Sire, Alles ist verloren; die Armee verräth Ew. Majestät sowohl als das Volk. Ew. Majestät muß sich entschließen, Paris zu verlassen."

Der König schwankte einen Schritt rückwärts und ließ dann seine fragenden Blicke an den Gesichtern aller Anwesenden vorüberschweifen; kein einziges Auge wagte ihm zu begegnen, ihm einen Schimmer von Hoffnung zu geben! Alle senkten sie den Blick zu Boden!

Der König verstand diese stumme Antwort und ein schwerer Seufzer rang sich aus seiner Brust hervor.

„Nun wohl," sagte er mit einem bittern Lächeln, „der Baum trägt

*) Des Königs eigene Worte.

seine Frucht; Ihr habt mich bis jetzt für Euch regieren lassen wollen, von jetzt an werde ich für Niemand mehr regieren. Wenn ich aber noch einmal wieder auf den Thron meiner Väter zurückkehre, dann stehe ich Euch dafür ein, daß Ihr mir Erfahrungen gegeben habt!" *)

Wenige Stunden später, bei hereinbrechender Dunkelheit, verließ der König, gestützt auf den Arm des Grafen von Blacas, und unter Vortritt eines einzigen Lakaien, welcher eine Fackel trug, ohne Gefolge, ohne Dienerschaft die schon wieder verödeten und einsamen Tuilerieen und entfloh nach Holland.

Genau vierundzwanzig Stunden später, am Abend des 20. März, zog Napoleon unter dem Zujauchzen des Volkes, unter dem donnernden „Vive l'Empereur!" der Truppen in die Tuilerieen ein, auf denen heute an derselben Stelle, wo gestern noch die weiße Fahne der Bourbonen geflattert, die Tricolore des Kaiserreichs stolz durch die Luft rauschte.

In den Tuilerieen fand der Kaiser alle seine alten Minister, seine Generäle, seine Hofbeamten versammelt, Jedermann wollte ihn sehen, ihn grüßen, eine ungeheure Menschenmasse drängte sich im Eingange, auf den Treppen, in den Corridors. Auf den Armen, den Schultern dieser Masse getragen, schwebte der Kaiser die Treppe empor und zu seinen Gemächern hin, und während man drinnen jauchzte und schrie, umlagerte das Volk zu Tausenden die Tuilerieen, um gleich den Glücklichen, welche eben den Kaiser in seine Gemächer trugen, zu schreien und zu jauchzen: „Vive l'Empereur!"

In seinem Cabinet, wohin sich Napoleon sofort begab, empfingen ihn die Königin Julie, Gemahlin Joseph Bonaparte's, und die Königin Hortense, welche jetzt endlich ihren Versteck hatte verlassen dürfen, und nach den Tuilerieen geeilt war, den Kaiser zu begrüßen.

Napoleon empfing Hortense mit einem kalten und finstern Gruß, er fragte flüchtig nach dem Befinden ihrer Söhne und fügte dann fast strenge hinzu: „Du hast meine Neffen in eine falsche Position gebracht, indem Du sie mitten unter meinen Feinden ließest."

---

*) Des Königs eigene Worte. Mémoires d'une femme de qualité. Vol. I. p. 156.

Hortense erbleichte und ihre Augen füllten sich mit Thränen. Der Kaiser schien es nicht zu bemerken. „Du hast die Freundschaft meiner Feinde angenommen,“ sagte er, und Dich von den Bourbonen verpflichten lassen. Ich rechne auf Eugène; ich hoffe, er wird bald hier sein, ich habe schon aus Lyon an ihn geschrieben.“ —

Das war der Empfang, welchen Hortense von dem heimkehrenden Kaiser erhielt. Er zürnte ihr, daß sie in Frankreich geblieben, und währenddeß sagten die Bourbonen, welche auf der Straße nach Holland flüchteten: „Die Herzogin von St. Leu ist an Allem Schuld! Ihre Intriguen und Kabalen allein haben Napoleon wieder nach Frankreich zurückgeführt.“

XII.

Die hundert Tage.

Die hundert Tage, welche der Rückkehr des Kaisers folgten, sind wie eine uralte Mythe, wie ein homerisches Gedicht, wo die Heroen mit einem Griff ihrer Hand Welten zerschmettern, und mit einem Tritt ihres Fußes Armeen aus der Erde stampfen; wo ein Athemzug genügt, um Völker untergehen und neue auftauchen zu lassen.

Wie ein großes Riesen-Epos stehen diese hundert Tage in der Geschichte da, und Alles, was die Erde an Herrlichkeit und Entzücken, an Pracht und Glanz, an Glück und Sieg, Alles, was sie an Unglück und Jammer, Schmach und Elend, an Verrath und Perfidie enthält, Alles das war in diese hundert Tage des restaurirten Kaiserreichs zusammengedrängt.

Glänzend und wundervoll war ihr Anfang. Ganz Frankreich schien dem Kaiser entgegen zu jauchzen, Jedermann beeilte sich, ihn seiner unwandelbaren Treue zu versichern und ihm begreiflich zu machen, daß man den Bourbonen nur gezwungen gehorsamt habe.

Die alte Pracht des Kaiserreichs herrschte wieder in den Tuilerieen,

wo der Kaiser wieder seinen glänzenden Hof hielt, nur daß statt der Kaiserin Marie Louise, welche nicht gleich ihrem Gemahl heimkehrte, Königin Hortense die Honneurs des Hofes machen mußte, nur daß der Kaiser seinem Volke nicht seinen eignen Sohn, den König von Rom zeigen konnte, sondern nur seine beiden Neffen, die Söhne Hortensens!

Der Kaiser hatte sich schnell mit der Königin ausgesöhnt, er hatte ihren sanften und doch entschiedenen Auseinandersetzungen zustimmen müssen, er hatte begriffen, daß Hortense der Zukunft ihrer Söhne das Opfer gebracht hatte, trotz ihres eigenen Widerstrebens, in Frankreich zu bleiben. Als Napoleon ihr dann versöhnt und mit seinem unwiderstehlichen Lächeln die Hand reichte, bat er Hortense, ihm einen Wunsch zu sagen, damit er ihn erfüllen könne.

Die Königin Hortense, die von den Royalisten so bitter verleumdete und geschmähete Frau, welcher die flüchtenden Bourbonen noch jetzt als ihrer Verderberin zürnten, die Königin erbat es sich vom Kaiser als eine Gnade, daß er der Herzogin von Orleans, die wegen eines Beinbruchs Paris nicht hatte verlassen können, den Aufenthalt daselbst gestatte, und ihr außerdem eine Pension bewillige. Sie sagte dem Kaiser, daß sie von der Herzogin einen Brief erhalten, in welchem diese um ihr Fürwort bäte, um vom Kaiser eine Unterstützung, „deren sie in ihrer äußerst bedrückten Lage so dringend bedürfe,“ zu erhalten. —

Der Kaiser bewilligte seiner Stieftochter Hortense ihren Wunsch, und auf ihre Verwendung allein geschah es, daß der Herzogin von Orleans, der Mutter des nachherigen Königs Louis Philipp, von Napoleon eine Pension von 40,000 Francs bewilligt ward.*) Ebenso wurde einige Tage später der Herzogin von Bourbon, welche sich auch bittend an Hortense gewendet hatte, auf ihre Fürsprache beim Kaiser, eine Pension von 200,000 Francs bewilligt, und beide Damen beeilten sich, die Königin Hortense in den zärtlichsten und schmeichelhaftesten Briefen ihrer ewigen Dankbarkeit zu versichern.

---

*) La reine Hortense en Italie, en France et en Angleterre. Ecrit par elle même. p. 185.

Hortense war strahlend vor Freude über die erhaltene Gewährung ihrer Bitte, stolz und glücklich wie nach einem gewonnenen Siege.

„Es war für mich eine heilige Pflicht," sagte sie „mich für diese Damen zu verwenden. Sie befanden sich isolirt und verlassen, wie ich es selbst noch vor wenigen Tagen war, und ich weiß, wie traurig das ist!" —

Aber jetzt war Hortense nicht mehr isolirt und verlassen, jetzt war sie wieder die Königin, nicht mehr die Herzogin von St. Leu, jetzt war sie wieder der Mittelpunkt des Hofes, jetzt neigten sich wieder vor ihr alle Häupter, und die vornehmen Damen, welche ihrer seit einem Jahre vergessen hatten, beeilten sich jetzt wieder, der Königin ihre Huldigungen darzubringen.

„Majestät," sagte eine dieser Damen zu der Königin, „Sie waren unglücklicher Weise diesen Winter jedes Mal auf dem Lande, wenn ich kam, um Ihnen meine Huldigung darzubringen."

Die Königin sagte mit einem sanften Lächeln nur: „Ja, Madame!"

Hortense, wie gesagt, war jetzt wieder der Mittelpunkt des ganzen Hofes und auch die öffentlichen Behörden eilten auf Befehl des Kaisers, der kaiserlichen Familie ihre Aufwartung zu machen und die Stieftochter Napoleons ehrfurchtsvoll um eine Audienz zu bitten. Jeden Tag gab es Feste und öffentliche Repräsentationen.

Das erhabenste und imposanteste von diesen allen war die am 1. Juni stattfindende Feierlichkeit des Champ-de-Mai, wo der Kaiser auf dem Märzfelde in Gegenwart des Volkes, welches ihm zujauchzte, seiner Armee die neuen Adler und Fahnen gab, welche sie hinfort wieder statt der Bourbonischen Lilien in die Schlachten tragen sollten.

Es war ein wundervoller, bezaubernder Anblick, das Meer von Menschen zu sehen, welches da auf dem ungeheuren Raum auf und nieder wogte, und sein „Vive l'Empereur!" donnerte und brauste, die stolzblickenden, triumphirenden Soldaten zu sehen, die aus den Händen des Kaisers die Adler empfingen, welche die Priester auf dem Altar, der dem Kaiser gegenüber sich erhob, geweiht hatten, ein wundervoller Anblick, diese, mit hunderten von geputzten, brillantenfunkelnden Damen besetzten Tribünen zu sehen, welche hinter dem Fauteuil des Kaisers sich

befanden, und auf deren ersten Sitzen, unmittelbar hinter dem Kaiser, die Königin Hortense mit ihren beiden Söhnen Platz genommen hatte.

Und die Luft war so balsamisch schön, und die Sonne schien so leuchtend hernieder auf alle diese Pracht und Herrlichkeit, und die Kanonen donnerten so mächtig drein, und die Musik schmetterte dazwischen mit ihren jubelnden Fanfaren — und während Alles jauchzte und schrie, staunte und triumphirte, saß Hortense hinter dem Lehnstuhl des Kaisers und zeichnete ganz heimlich und verstohlen in ihr Skizzenbuch die imposante Scene, welche sie da vor sich sah, diese großartige Ceremonie, von welcher sie im ahnungsvollen Geiste sagte, „daß sie vielleicht die letzte des Kaiserreichs sein möchte." *)

Hortense allein ließ sich nicht täuschen von diesem allgemeinen Entzücken, dieser allgemeinen Zufriedenheit!

Der Himmel schien noch heiter und leuchtend, sie aber sah schon die Wolken, welche heraufzogen, sie hörte schon das Grollen des Ungewitters, das bald, und diesmal für immer, den Thron des Kaisers zerschmettern sollte! Sie wußte, daß ein Tag kommen werde, an welchem alle Diejenigen, welche heute sich so demuthsvoll vor ihm neigten, sich wieder von ihm wenden würden, an welchem man den Kaiser wieder, wie man es schon einst gethan, verleugnen und verlassen werde, und daß von diesem Tage an ihr die jetzige Zeit des Glanzes als eine Schuld angerechnet werden würde. Aber dieses Wissen machte sie weder ängstlich noch befangen.

Der Kaiser war wieder da, er war der Herr und Vater, welchen ihre Mutter Josephine ihr hinterlassen, und treu und gehorsam wollte und mußte sie ihm sein, so lange sie lebte.

Noch, wie gesagt, leuchtete die Sonne hell und strahlend über dem neuen Kaiserreich, und in dem Salon der Königin Hortense, wo die Diplomaten und Staatsmänner, die Künstler und alle Notabilitäten des Kaiserreichs sich zusammen fanden, gab man sich der unbefangensten Heiterkeit hin, beschäftigte man sich mit Literatur und Musik, huldigte

*) Cochelet. Vol. III, p. 87.

man allen Künsten und schien harmlos und unbefangen nur dem heitern Augenblick zu leben.

Benjamin Constant, der sich schnell genug aus einem enthusiastischen Royalisten in einen kaiserlichen Staatsrath verwandelt hatte, kam in den Salon der Königin und las dort seinen Roman „Adolphe" vor, und Talleyrand schien gar keine andere Beschäftigung, keine anderen Aufgaben zu kennen, als die Königin und den Kreis der in ihrem Salon versammelten Damen zu amüsiren und für sie neue gesellschaftliche Spiele zu ersinnen.

Labédoyère verstand es, tausend allerliebste Nichtigkeiten in Mode zu bringen, die dann ein Gegenstand des Vergnügens und der Unterhaltung wurden; er lehrte die Damen die so reizende, so poetische Blumensprache, und machte sie in dem Cirkel der Königin zu einem symbolischen Mittel sich jederzeit zu verständigen; er erfand auch, znm Ergötzen des Hofes der Königin, das Alphabet der Edelsteine; jeder Edelstein stellte in diesem Alphabet seinen Anfangsbuchstaben dar, und durch die Zusammensetzung bildet man Namen und Devisen, welche man in Colliers, Armbänder und Ringe fassen ließ. —

Man sieht, es waren sehr unschuldige und harmlose Spiele, mit denen man sich während der hundert Tage am Kaiserhofe zu Paris beschäftigte!

XIII.

Napoleons letztes Lebewohl.

Das Gewitter, welches Königin Hortense so lange vorher geahnt, kam schnell genug heraufgezogen. Alle die Fürsten Europa's, welche einst die Bundesgenossen Napoleons gewesen, hatten sich jetzt gegen ihn erklärt. Keiner von ihnen Allen wollte Napoleon als den Kaiser anerkennen, Keiner wollte mit ihm als einem Berechtigten unterhandeln.

„Kein Friede, keine Unterhandlungen, keine Versöhnung mehr mit diesem Mann,“ schrieb Kaiser Alexander an Pozzo di Borgo, „ganz Europa bekennt sich zu denselben Gesinnungen gegen ihn. Außer diesem Mann Alles, was man will; keine Vorliebe für irgend Jemand; kein Krieg, sobald dieser Mann beseitigt sein wird.“ *)

Aber um „diesen Mann zu beseitigen“ bedurfte es des Krieges. Die Armeen der Alliirten rückten daher gegen die französischen Grenzen, die Großmächte erklärten Frankreich, oder vielmehr dem Kaiser Napoleon den Krieg und Frankreich, welches sich so lange nach Frieden gesehnt, welches die Bourbonen nur angenommen, weil es von ihnen den Frieden gehofft, Frankreich mußte den Krieg annehmen.

Am 12. Juni verließ der Kaiser mit seiner Armee Paris, um seinen Feinden entgegen zu ziehen. Napoleon selbst, welcher sonst immer so leuchtend und siegesgewiß in die Schlacht gezogen, war dieses Mal düster, verstimmt und niedergeschlagen, denn er wußte wohl, daß von dem Schicksal seiner Armee sein eigenes und das Geschick Frankreichs abhängig sei. Dieses Mal handelte es sich nicht um Eroberungen, sondern um die bedrohete National-Unabhängigkeit, und es war die vom Blute ihrer Kinder geröthete Muttererde, welche man zu vertheidigen hatte.

Paris, das jetzt achtzig Tage der Herrlichkeit und der Feste gesehen, Paris bedeckte sich wieder mit dem düstern Schleier der Trauer; die Feste, die Gesänge, die Vivats verstummten und Jedermann lauschte in die Ferne, als hoffe er da die Kanonen einer siegreichen Schlacht zu vernehmen.

Aber die Tage der Siege waren vorüber; die Kanonen erdröhnten, die Schlacht wurde geschlagen, aber es war keine Schlacht des Sieges sondern des Unterganges!

Bei Waterloo sanken die Adler, welche auf dem Maifelde am 1. Juni erst ihre Weihe erhalten, in den Staub, der Kaiser kehrte flüchtig und zerbrochen nach Paris zurück, während die Alliirten mit dröhnendem Siegerschritt sich der Hauptstadt näherten.

Bei der ersten Nachricht von der Heimkehr des Kaisers eilte Hortense in das Elysée, wo der Kaiser dieses Mal abgestiegen, um ihn zu begrüßen.

---

*) Cochelet, Vol. III. p. 90.

Sie hatte die letzten Tage in dumpfem Sinnen und Hinbrüten verbracht, jetzt, da die Gefahr da war, jetzt wo Alle verzagten, jetzt war sie gefaßt, resignirt und bereit, an der Seite des Kaisers auszuharren bis zum letzten Moment.

Napoleon war verloren, Hortense wußte es, aber in diesem Moment gerade bedurfte er der Freunde, und sie blieb ihm treu, als so viele, und seine nächsten Verwandten und Freunde sogar, ihn verließen.

Am 22. Juni sandte der Kaiser den Kammern das Decret seiner Abdankung zu Gunsten seines Sohnes, des Königs von Rom, und am Tage darauf erklärten die Kammern den Sohn Napoleons unter dem Namen Napoleon II. zum Kaiser der Franzosen.

Aber dieser Kaiser war ein Knabe von vier Jahren und er war nicht in Frankreich, sondern unter der Obhut des Kaisers von Oesterreich, dessen Armee eben feindlich gegen Paris anrückte!

Napoleon, jetzt nicht mehr der Kaiser von Frankreich, hatte jetzt zum zweiten Male die Krone von seinem Haupte nehmen müssen, und zum zweiten Male verließ er Paris, sein Geschick von den Alliirten erwartend.

Dieses Mal indeß begab er sich nicht nach Fontainebleau, sondern nach Malmaison, — nach Malmaison, welches einst das Paradies Josephinens gewesen und wo sich dann ihr Herz verblutet hatte. Jetzt war dies Lustschloß in den Besitz der Königin Hortense übergegangen, und Napoleon, welcher gestern noch über ein ganzes Reich zu gebieten hatte und heute nichts mehr sein nannte, nicht einmal den Fußbreit Landes auf welchem er stand, Napoleon fragte Hortense, ob sie ihn in Malmaison aufnehmen wolle.

Hortense gewährte es freudig und als ihre Freunde dies erfuhren und entsetzt und geängstigt sie beschworen, nicht auf diese Weise sich und ihre Kinder mit dem Schicksal des Kaisers zu identificiren, sondern die Gefahr der Verhältnisse wohl zu erwägen, sagte die Königin entschieden: „Das kann nur ein Grund mehr für mich sein, um mich in meinem Entschluß zu befestigen. Ich mache mir eine heilige Pflicht daraus, dem Kaiser bis zum letzten Moment treu zu bleiben, und je unglücklicher der Kaiser

ist, desto glücklicher werde ich sein, ihm meine ganze Ergebenheit und Dankbarkeit beweisen zu können."

Und als in diesem entscheidenden und ihre ganze Zukunft gefährdenden Moment eine ihrer vertrautesten Freundinnen es wagte, die Königin daran zu erinnern, welche schmachvolle und boshafte Gerüchte man einst über ihr Verhältniß zu Napoleon ausgestreut, Gerüchte, welche sich immer noch erhalten und welchen sie jetzt neue Nahrung geben würde, wenn sie den Kaiser in Malmaison empfinge, da antwortete Hortense mit Hoheit: „Was kümmern mich diese Verleumdungen; ich erfülle meine Pflicht, welche mir mein Gefühl und meine Principien gebieten. Der Kaiser hat mich immer als sein Kind behandelt, ich werde daher immer für ihn eine ergebene und dankbare Tochter sein, und mein erstes Bedürfniß ist: Frieden mit mir selber zu haben." *)

Hortense also begab sich mit dem Kaiser nach Malmaison, und die Treuen, welche ihn im Unglück nicht verlassen wollten, schaarten sich um ihn und bewachten sein Leben, und gaben seiner Residenz jetzt noch den flüchtigen Schimmer der Größe und der Herrlichkeit. Denn es waren Marschälle und Generale, Herzöge und Fürsten, welche sich um Napoleon sammelten, den Dienst bei ihm verrichteten, und ihn schützten gegen jegliche augenblickliche Gefahr, die ihn von fanatischen Feinden oder gedungenen Meuchelmördern bedrohen konnte.

Aber das Schicksal Napoleons war doch schon entschieden, es war ein unabwendbares, und als die Nachricht nach Malmaison kam, daß die Alliirten immer näher heranzögen, daß ihnen nirgends mehr ein Widerstand entgegengesetzt würde, als Napoleon einsah, daß Alles verloren, Alles in Trümmer zerfallen sei, sein Thron und seine Krone, und auch die Liebe, welche er sich für immer in den Herzen der Franzosen mit seinen Großthaten und seinen Siegen glaubte aufgebaut zu haben, da beschloß er, zu entfliehen, gleichviel wohin, nur fort aus diesem Frankreich, das nicht mehr auf seinen Ruf hören wollte, das ihn verlassen hatte!

Der Kaiser beschloß also nach Rochefort zu gehen und von da sich einzuschiffen, um nach Elba zurückzukehren. Die provisorische Regierung,

*) Cochelet, Vol. III. p. 194.

welche sich in Paris etablirt hatte, und einen Abgesandten nach Malmaison mit der dringenden Forderung an Napoleon: sofort aufzubrechen, gesandt hatte, beauftragte jetzt diesen Abgesandten, den Kaiser auf seiner Reise zu begleiten, und ihn nicht eher zu verlassen, als bis er sich eingeschifft habe.

Napoleon war zu dieser Reise bereit. Am Nachmittage des 30. Juni wollte er abreisen. Er hatte nichts mehr zu thun, als von seinen Freunden und seiner Familie Abschied zu nehmen. Er that das mit kalter, thränenloser Ruhe, mit unbeweglichem, ehernen Antlitz, keine Muskel seines Antlitzes zuckte, strenge und gebieterisch war sein Blick.

Nur als jetzt Hortense mit ihren beiden Söhnen zu ihm eintrat, als er die Knaben zum letzten Mal in seine Arme schloß, da flog ein Schatten über sein Antlitz hin, da zuckten seine bleichen zusammengepreßten Lippen, und er wandte sich ab, um die Thränen nicht sehen zu lassen, welche in seinen Augen standen. Aber Hortense hatte sie gesehen, und sie bewahrte in ihrem Herzen die Erinnerung an diese Thränen als die schönsten Diamanten ihres erloschenen Glückes auf.

Als dann der Kaiser sich ihr zuwandte, um stumm und kalt und ehern wie zuvor auch von ihr Abschied zu nehmen, bat ihn Hortense, die wohl wußte, welch ein Vulkan von Qualen unter dieser erstarrten Lava glühte, um eine letzte Gunst.

Ein schmerzliches Lächeln erhellte einen Moment die Züge des Kaisers. Es gab also doch noch Etwas, was er gewähren konnte, er hatte also noch eine Gnade zu verleihen! Mit einer stummen Kopfbewegung nickte er Gewährung.

Hortense reichte ihm eine breite schwarze Binde dar.

„Sire,“ sagte sie, „tragen Sie diese Binde unter Ihren Kleidern um Ihren Leib. Verbergen Sie sie wohl, aber in den Zeiten der Noth erinnern Sie sich ihrer und öffnen sie.“

Der Kaiser nahm die Binde und ihre Schwere machte ihn stutzen.

„Was enthält sie?“ fragte er. „Ich will es wissen, was enthält sie?“

„Sire,“ sagte Hortense erröthend und stockend, „Sire, es ist mein großes Brillantcollier, welches ich auseinander genommen und eingenäht habe. Ew. Majestät können in einem kritischen Moment des Geldes

bedürfen, und Sie werden mir nicht das letzte Glück, dieses Andenken von mir anzunehmen, versagen wollen."

Der Kaiser weigerte sich, aber Hortense flehte so dringend und inbrünstig, daß er endlich nachgeben mußte und den Brillantschmuck, den „Nothpfennig der Liebe," von seiner Stieftochter annahm. —

Dann sagten sie rasch und kurz einander Lebewohl und Hortense, um den Kaiser ihre hervorstürzenden Thränen nicht sehen zu lassen, verließ mit ihren beiden Söhnen eilig das Gemach.

Der Kaiser klingelte und gab Befehl, Niemand mehr vorzulassen; aber in diesem Moment öffnete sich hastig die Thür und ein Nationalgardist trat ein.

„Talma!" rief Napoleon fast heiter, indem er dem Eintretenden die Hand darreichte.

„Ja, Talma, Sire," sagte dieser, die Hand des Kaisers an seine Lippen drückend. „Ich habe mich in diese Verkleidung gesteckt, um bis hierher gelangen und von Ew. Majestät Abschied nehmen zu können."

„Abschied auf Nimmerwiedersehen," sagte der Kaiser dumpf. „Ich werde sie nicht mehr in Ihren großen Rollen bewundern können, Talma. Ich trete ein Reise an, aber ich kehre nicht wieder! Sie werden noch an manchem Abend den Kaiser spielen, ich nicht, Talma! Meine Rolle ist ausgespielt."

„Nein, Sire, Sie werden immer der Kaiser bleiben," rief Talma mit edler Begeisterung. „Der Kaiser, auch ohne Krone und ohne Purpurmantel."

„Der Kaiser auch ohne Volk?" fragte Napoleon.

„Sire, Sie haben ein Volk und Sie werden es nie verlieren, Sie haben einen Thron, welcher unvergänglich ist. Es ist der Thron, den Sie sich auf den Schlachtfeldern aufgerichtet und den die Bücher der Geschichte einzeichnen werden. Und Jeder, zu welcher Nation er auch gehöre, Jeder, der Ihre Thaten liest, wird sich begeistern daran und wird sich zu Ihrem Volk bekennen und sich ehrfurchtsvoll neigen vor dem Kaiser."

„Ich habe kein Volk," murmelte Napoleon düster, „sie haben mich Alle verlassen, Alle verrathen, Talma!"

„Sire, sie werden es eines Tages bereuen, so wie auch Alexander

von Rußland es einst bereuen wird, den großen Mann verlassen zu haben, den er einst seinen Bruder nannte!" — Und in dem zartsinnigen, schönen Bestreben, Napoleon in dieser Stunde des zerschmetternden Unglücks an einen seiner großen Siegesmomente zu mahnen, fuhr Talma fort: „Erinnern Sich Ew. Majestät noch jenes Abends in Erfurt, wo der Kaiser Ihnen vor aller Welt, vor den Augen des staunenden Publicums eine so zärtliche Liebeserklärung machte? Oh, Sie werden sich dessen nicht erinnern, Sire, für Sie war das ein ganz gewöhnlicher Moment, aber ich, ich werde es nie vergessen! Es war im Theater. Wir gaben den Oedip, ich blickte zu der Loge empor, in welcher Ew. Majestät zwischen dem König von Würtemberg und dem Kaiser Alexander saßen. Ich sah nur Sie, den zweiten Alexander von Macedonien, den zweiten Julius Cäsar, und ich hob meine Arme empor und sah nur Sie, als ich getreu meiner Rolle sagte: L'Amitié d'un grand homme est un bienfait des Dieux! Und wie ich das sprach, erhob sich der Kaiser und neigte sich zu Ihnen nieder und drückte Sie fest an sein Herz! — Ich sah's und die Thränen erstickten meine Worte. Das Publicum brach aus in einen donnernden Applaus — er galt nicht mir, er galt dem Kaiser Alexander!" *)

Während Talma mit glühenden Wangen und flammenden Blicken so sprach, flog ein rosiger Hauch über das Antlitz des Kaisers hin und einen Moment lächelte er. — Talma hatte also seinen Zweck erreicht, er hatte den gedemüthigten Kaiser wieder aufgerichtet an seiner eigenen Größe!

Napoleon dankte es ihm mit einem freundlichen Blick und reichte ihm zum Abschied seine Hand dar.

Als sich Talma dann der Thür näherte, hörte man draußen das Vorfahren eines Wagens. —

Es war der Wagen, in welchem der Kaiser abreisen wollte. Zu gleicher Zeit öffnete sich die Thür und eine hohe, majestätische Frauengestalt, deren edles antikes Antlitz von grauen Locken umwallt war, schritt langsam und feierlich in das Gemach.

---

*) Diese Scene ist historisch. Siehe: Bausset, Mémoires. Bourienne, Mémoires. Cochelet, Mémoires und Mémoires d'une femme de qualité.

Es war Lätitia, die Mutter des Kaisers, welche kam, von ihrem Sohn den letzten Abschied zu nehmen. — Talma blieb in athemloser Spannung stehen, er dankte in seinem Herzen dem Schicksal, welches ihn zum Zeugen dieses letzten Abschieds gemacht.

„Madame mère" schritt stumm und ohne Talma zu sehen an ihm vorüber. Sie sah nur ihren Sohn, welcher da inmitten des Zimmers stand und seine düstern und doch flammenden Blicke mit einem unaussprechlichen Ausdruck auf sie gerichtet hatte. Jetzt standen sie sich gegenüber, Mutter und Sohn; das Antlitz des Kaisers blieb unverändert, ehern, unbeweglich, als habe das Schicksal ihn schon zur Statue seiner selber in Marmor umgewandelt.

Sie standen sich gegenüber und sprachen nicht; aber über die Wangen der Mutter flossen zwei große Thränen nieder. — Talma stand im Hintergrunde und weinte bitterlich. Napoleon blieb unbewegt.

Jetzt hob Lätitia ihre beiden Hände empor und reichte sie dem Kaiser. „Adieu, mein Sohn!" sagte sie mit voller tönender Stimme.

Napoleon drückte ihre Hände in den seinen und bohrte seine Augen tief und lange in ihr Angesicht. Dann sagte er fest und stark wie sie: „Meine Mutter, adieu!"

Noch einmal schauten sie einander an, dann ließ der Kaiser ihre Hand sinken, Lätitia wandte sich, um zu gehen, und in die Thür da drüben trat der General Bertrand, um dem Kaiser anzuzeigen, daß Alles zur Abreise bereit sei. *)

---

*) Diese Abschiedsscene hat sich wirklich so zugetragen, und Talma selbst hat sie so dem Fräulein von Cochelet geschildert. Siehe ihre Mémoires, Vol. III. p. 173.

Zweites Buch.

Die Herzogin von St. Leu.

I.

Die Vertreibung der Herzogin von St. Leu.

Zum zweiten Male waren die Bourbonen unter dem Schutz der Alliirten in Paris eingezogen, und Ludwig XVIII. war wieder König von Frankreich. Aber dies Mal kam er nicht mit milden und versöhnlichen Gesinnungen, wie das erste Mal. Er kam, um zu strafen und zu belohnen, er kam, ohne die Gnade mit sich zu bringen.

Die alten Generäle und Marschälle des Kaiserreichs, welche es nicht vermocht hatten, dem Ruf ihres Feldherrn zu widerstehen, wurden jetzt verbannt, degradirt, gerichtet. Ney und Labédoyère mußten ihre Treue gegen den Kaiser mit ihrem Blute bezahlen, und unerbittlich war man gegen Alles, was nur irgend mit den Napoleoniden zusammenhing. — Die Verleumdungen, welche man im Jahre 1814 gegen die Herzogin von St. Leu ausgesäet, sollten jetzt ihre schlimmen Früchte tragen. Es waren die Drachenzähne, welche sich in wüthende Krieger verwandelten, die ihr Schwert jetzt gegen die Brust einer wehrlosen Frau richteten.

Der König Ludwig war heimgekehrt auf den Thron seiner Väter, aber er hatte es nicht vergessen, daß man ihm auf seiner Flucht gesagt: „Die Herzogin von St. Leu ist an Allem Schuld! Ihre Intriguen haben Napoleon zurückgeführt!"

Jetzt, da er wieder König war, dachte er daran, und wollte vergelten. Er forderte es vom Kaiser als eine Gunst, daß er dies Mal nicht die Herzogin von St. Leu aufsuche.

Der Kaiser, entsetzt über alle diese gehässigen Gerüchte, welche man über Hortense ihm mittheilte, und schon befangen von dem mystischen, sternenfunkelnden Spinngewebe, mit welchem Frau von Krüdener ihn abtrennte von der Wirklichkeit der Welt, der Kaiser gab den Wünschen der Bourbonen nach und ließ die Königin fallen.

Das war das Signal, welches die allgemeine Wuth der Royalisten entfesselte. Sie durften jetzt ihrem Hohn, ihrer Bosheit ungehindert Worte geben, sie durften sich durch niedrige Verleumdungen aller Art entschädigen für die Vergangenheit, in welcher sie vor der Tochter des Vicomte von Beauharnais sich als vor einer Königin hatten neigen müssen. Sie durften in schrankenloser Wuth gegen die Stieftochter des Kaisers sich erheben, denn diese Wuth selbst ward ihnen angerechnet als guter Royalismus, und Bonaparte und seine Familie hassen und verleumden, hieß die Bourbonen lieben und ihnen schmeicheln.

Und immer neue Verleumdungen, neue Anschuldigungen schleuderten die Royalisten gegen die Herzogin, deren Anwesenheit in Paris ihnen eine gehässige Erinnerung an das Kaiserreich war, und welche sie entfernen wollten, so gut wie die Säule von der Place Vendôme. —

Während also die arme Königin traurig, allein und verlassen im Innern ihrer Gemächer weilte, verbreitete man das Gerücht, sie conspirire auf's Neue, und bei einbrechender Dunkelheit verlasse sie allabendlich ihr Hôtel, um das Volk aufzureizen, daß es aufstehe und den Kaiser zurückfordere oder wenigstens statt Ludwigs von Bourbon den kleinen König von Rom zu seinem Herrscher begehre.

Als Fräulein von Cochelet, die treue Gefährtin der Königin, ihr diese Verleumdungen mittheilte, blieb die Königin indeß ganz gleichgültig und kalt.

„Wie, Madame," rief das Fräulein, „Sie hören mich so ruhig an, als ob ich Ihnen die Geschichte des vorigen Jahrhunderts erzählte?"

„Es ist auch für mich ganz dasselbe," sagte Hortense ernst, „Alles ist für uns verloren, und ich beurtheile Alles, was uns jetzt noch treffen kann, mit der Ruhe eines ganz gleichgültigen Beobachters. Ich finde es natürlich, daß man sich abmühet, mich zu verleumden, weil ich einen Namen trage, vor dem die ganze Welt gezittert hat, und der groß bleiben

wird, wenn man uns auch Alle in den Staub treten mag! Aber ich will mich und meine Kinder vor diesem Haß und diesen Anfeindungen schützen. Ich will mit ihnen Frankreich verlassen und nach der Schweiz gehen, wo ich am Genfer See eine kleine Besitzung habe."

Aber man ließ der Herzogin nicht Zeit, die Vorkehrungen zu ihrer Abreise zu treffen. Die wilde Meute der Verleumdungen und des Hasses war gegen sie losgelassen und wollte sie von dannen hetzen. Eine einsame Frau mit zwei jungen wehrlosen Kindern schien der neuen Regierung ein Gegenstand der Furcht und der Besorgnisse, und sie eilte, sich desselben zu entledigen.

Am Morgen des 17. Juli kam ein Adjutant des preußischen Generals von Müffling, des Commandanten von Paris für die Alliirten, in das Hôtel der Herzogin von St. Leu und machte dem Intendanten derselben, Herrn Deveaux, die Anzeige, daß die Herzogin in zwei Stunden Paris verlassen müsse. Nur auf dringendes Bitten des Intendanten ward eine Frist von weiteren vier Stunden bewilligt.

Hortense mußte sich also dem strengen militärischen Befehl fügen, sie mußte abreisen, ohne ihre Verhältnisse geordnet, ihre Vorkehrungen getroffen zu haben. Ihr einziger Reichthum bestand in ihren Juwelen; und diese natürlich wollte sie mit sich nehmen. Aber eine offiziöse Warnung benachrichtigte sie davon, daß ein Trupp enragirter Bourbonisten, die von ihrer Abreise Kenntniß erhalten, Paris verlassen hätten, um ihr auf dem Wege aufzulauern und „ihr die Millionen wieder abzunehmen, welche sie mit sich führe."

Deshalb ward die Herzogin gewarnt, kein Geld und keine Kostbarkeiten mit sich zu nehmen, sondern nur mit dem Nothwendigsten abzureisen.

Zugleich ließ der General von Müffling ihr eine Escorte seiner Soldaten anbieten; Hortense lehnte es ab, aber sie bat, ihr einen österreichischen Offizier zur Begleitung mitzugeben, der sie und ihre Kinder während der Dauer ihrer Reise beschütze. Der Graf von Voyna, Adjutant des Fürsten Schwarzenberg, ward dazu ausersehen.

Am Abend des 17. Juli 1815 trat die Herzogin von St. Leu ihre Reise an. Ihre treue Gesellschafterin, Fräulein von Cochelet, hatte sie in Paris zurückgelassen, damit diese ihre Verhältnisse ordne und ihre Bril-

lanten in sichern Gewahrsam bringe. Nur von ihrem Stallmeister, Herrn von Marmold, dem Grafen Voyna, ihren Kindern, einer Kammerfrau und einem Bedienten begleitet, verließ die einstige Königin Paris, um sich in's Exil zu begeben.

Es war eine traurige und kummervolle Reise, welche Hortense jetzt durch dies geliebte Frankreich machte, das sie hinfort nicht mehr ihr Vaterland nennen sollte, und das dem Kaiser und seiner Familie jetzt eben so abgewendet schien, als es einst in glühender Liebe sich ihnen zugewandt hatte.

Die Bonapartisten hatten sich in jenen Tagen der politischen Verfolgung überall in das Dunkel ihrer Verstecke zurückgezogen, oder verbargen ihr wahres Angesicht unter der Maske des Bourbonismus. Es waren daher nur Royalisten, welchen Hortense überall auf ihrem Wege begegnete, Royalisten, welche vermeinten, ihren Patriotismus nicht besser beweisen zu können, als indem sie mit Hohngeschrei, mit Geberden des Hasses, mit lauten Verwünschungen diese Frau verfolgten, welche ihnen weiter nichts gethan, als daß sie den Namen dessen trug, den Frankreich einst vergötterte und den die Royalisten verabscheueten.

Mehr als einmal mußte ihr österreichischer Begleiter Hortense und ihre Kinder gegen die wüthenden Angriffe der Royalisten schützen. Der Fremde gegen die eigenen Landsleute! In Dijon hatte Graf Voyna sogar die Hülfe des dort stationirten österreichischen Militärs requiriren müssen, um die Herzogin und ihre Kinder vor den Angriffen eines wüthenden Haufens zu schützen, an dessen Spitze sich königliche Garden und vornehme schöne Damen befanden, deren Haar mit Lilien geschmückt war. *)

Trostlos, zerbrochen und niedergeschmettert von Allem, was sie erlebt und gesehen, langte Hortense endlich in Genf an, froh, nach so viel Stürmen sich ruhen und zurückziehen zu können auf ihr kleines Landgut Pregny.

Aber auch diese Zuflucht sollte ihr nicht gewährt werden. Der französische Gesandte in der Schweiz, der in Genf residirte, ließ den dortigen Behörden anzeigen, daß sein Gouvernement den Aufenthalt der Königin

---

*) Cochelet, Vol. III. p. 289.

so nahe der französischen Grenze nicht dulden werde und ihre Abreise fordere. Die Behörden von Genf verlangten daher, daß die Herzogin von St. Leu sogleich die Stadt verlasse.

Als der Graf von Voyna der Herzogin diese Nachricht mittheilte und sie fragte, wohin sie sich jetzt wenden wolle, rief sie mit einem einzigen Aufschrei ihrer so lange zurückgehaltenen Verzweiflung: Ich weiß es nicht. Werft mich in den See, dann werden wir Alle Ruhe haben!" —

Aber bald nahm sie wieder ihre gewohnte, stolze, resignirte Ruhe an und fügte sich still der neuen Verbannung, welche sie aus ihrem letzten Besitzthum, aus dem kleinen reizenden Pregny, aus ihrem „Rêve de bonheur" verjagte. —

In Aix endlich sollte sie einige Wochen der Ruhe und Stille finden, in Aix, wo sie einst als Königin so glänzende Triumphe gefeiert, und wo man ihr jetzt wenigstens gestattete, still und zurückgezogen mit ihren Kindern und ihren wenigen Getreuen leben zu können. —

Aber in Aix erwartete sie jetzt der fürchterlichste Schlag, den das Schicksal ihr noch aufbehalten hatte!

Sie hatte schon im Jahre 1814, kurz vor der Rückkehr des Kaisers, ihren Prozeß gegen ihren Gemahl verloren und war verurtheilt worden, ihm den ältesten ihrer Söhne, Napoleon Louis, auszuliefern. Jetzt, da Napoleons Wille ihn nicht mehr zurückhielt, jetzt verlangte Louis die Ausführung dieses Befehls und sandte einen Baron von Zuyten, um den Prinzen abzuholen und seinem Vater, der in Florenz lebte, zuzuführen.

Die unglückliche Mutter hatte jetzt keine Macht mehr, sich diesem harten Verbot zu widersetzen. Sie mußte sich fügen und den Sohn aus ihren Armen lassen, um ihn zu einem Vater zu senden, der dem Knaben ein Fremder war, und dem er daher kein Herz und keine Liebe entgegen tragen konnte.

Es war eine herzzerreißende Scene, dieser Abschied des Knaben von seiner Mutter und seinem kleinen Bruder Louis, der sich niemals eine Minute von seinem Bruder getrennt hatte, und jetzt weinend und zitternd seine Arme um seinen Hals legte und ihn beschwor, bei ihm zu bleiben.

Aber es mußte geschieden sein! Hortense selbst trennte die beiden

weinenden Brüder, den kleinen Louis Napoleon auf den Arm nehmend, während Napoleon Louis, in Thränen zerfließend, seinem Gouverneur zum Wagen folgte. Als Hortense das Rollen der Räder vernahm, sank sie mit einem lauten Schrei bewußtlos zusammen, und eine lange und schmerzvolle Nervenkrankheit war die Folge dieses traurigen Abschieds.

II.

Louis Napoleon als Kind.

Auch in Aix sollte die Herzogin von St. Leu noch keine Ruhe finden; die Bourbonen, immer noch nicht müde, sie zu verfolgen, immer noch diesen Namen fürchtend, dessen erster und größter Vertreter jetzt auf einer einsamen unwirthlichen Felseninsel schmachtete, die Bourbonen fanden es gefährlich, daß Hortense, die Stieftochter des Kaisers, und ihr Sohn, dessen Namen Louis Napoleon ihnen wie ein wandelndes Monument der Vergangenheit erschien, so nahe an der französischen Gränze verweilten. Sie ließen deshalb durch ihren Gesandten bei der Regierung von Savoyen gegen den ferneren Aufenthalt der Königin in Aix Protest einlegen und auf's Neue mußte Hortense von dannen pilgern, auf's Neue die Welt durchwandern, um sich eine Heimath zu suchen!

Sie wandte sich zuerst nach Baden, dessen Herzogin Stephanie ihr so nahe verwandt war, und von deren Gemahl sie daher wohl eine bereitwillige Aufnahme erwarten durfte.

Aber der Großherzog rechtfertigte nicht die Hoffnungen seiner Cousine, er hatte nicht den Muth, den argwöhnischen Befürchtungen Frankreichs trotzen zu wollen. Nur auf dringendes Bitten seiner Gemahlin gestattete er endlich, daß Hortense sich am äußersten Ende seines Landes, in Constanz am Bodensee, niederlasse, unter der ausdrücklichen Bedingung, daß weder die Herzogin von St. Leu noch ihr Sohn jemals nach Karlsruhe kämen, und daß seine Gemahlin Stephanie niemals ihre Cousine in Constanz aufsuche.

Hortense nahm diese Bedingung an, zufrieden, endlich eine Stätte finden zu können, wo sie ihr Haupt ruhen konnte, welches so müde war vom langen Umherirren und Wandern, und in der Stille und dem heiligen Frieden einer schönen und lieblichen Natur die schmerzenden und blutenden Wunden ihres Herzens verharrschen lassen zu können. In Constanz also lebte sie jetzt einige stille, glückliche Jahre, nichts wollend und verlangend, als nur ein wenig Ruhe und Stille, vom Himmel kein anderes Glück begehrend, als nur dieses: den Sohn, den ihr das Schicksal als Ersatz für alle ihre Leiden gelassen, zu einem starken, entschlossenen, willenskräftigen Mann zu erziehen.

Auf die Erziehung dieses Sohnes war jetzt ihre ganze Aufmerksamkeit, ihre ganze zärtliche Sorgfalt gerichtet. Sie ließ einen ausgezeichneten Gelehrten, Professor Lebas, aus Paris kommen, um bei dem jungen Prinzen die Stelle eines Erziehers zu übernehmen; sie selber unterrichtete ihn im Zeichnen, in der Musik, im Tanz, sie las mit ihm, sie sang mit ihm, sie machte sich zum Kinde, um ihrem einsamen Knaben den Spielgefährten zu ersetzen, den das Schicksal ihm entführt hatte.

An den stillen und langen Abenden, wenn sie auf ihrer Chaise longue ruhte, ließ sie den Knaben auf einem Tabouret zu ihren Füßen niedersitzen und erzählte ihm von seinem großen Oheim und von dessen Heldenthaten, und von Frankreich, seinem Vaterlande, das sie Beide für jetzt verstoßen habe, aber nach welchem zurückzukehren, so lange sie lebten, ihr heiligster Wunsch und ihr eifrigstes Bemühen sein müßte. Dann begeisterte sie die Seele des Knaben mit der Schilderung der großen Schlachten, welche sein Onkel in Italien und am Nil, am Rhein und an der Donau gewonnen habe; und der stille, bleiche Knabe mit den dunklen sinnenden Augen hörte ihr zu in athemloser Spannung, und ein seltsames Zittern durchflog seine kleine schmächtige Gestalt, wenn seine Mutter ihm erzählte, wie sehr der Kaiser Frankreich geliebt, und daß er, was er Großes und Herrliches vollbracht, nur zu Frankreichs Ruhm und zu Frankreichs Ehre gethan habe.

Eines Tages, wie er so neben ihr saß, blaß und zitternd vor Aufregung, deutete Hortense hinüber nach dem herrlichen Bilde von David,

das Napoleon darstellt auf der Höhe der Alpen, und dessen großartige und geniale Conception von Napoleon selber herrührt.

„Malen Sie mich ruhig, auf einem wilden Pferde sitzend," hatte Napoleon zu David gesagt, und so hatte David ihn gemalt: auf einem sich bäumenden Rosse sitzend, auf der Zackenspitze eines Felsens, dessen Gestein die Inschrift „Hannibal" und „Cäsar" trägt. Ruhig ist das Antlitz des Kaisers, die großen Augen voll mysteriösen Glanzes, das Haar flatternd im Winde, gedankenvoll und ernst der ganze Ausdruck, nicht achtend des sich bäumenden Rosses, das er fest und stark im Zügel hält.

Von diesem großartigen Bilde hing eine schöne Copie in dem Salon der Herzogin und auf dieses hin deutete sie, als sie dem Knaben jetzt erzählte von Napoleons Zug über die Alpen, und wie er mit einem Heer über den St. Bernhard gezogen, den vor ihm nur Hannibal und Cäsar mit einer Armee überschritten und den nach ihm vielleicht Keiner wieder überschreiten werde. Und wie sie das sagte, flog ein fast zürnender Ausdruck über das Antlitz des kleinen Prinzen Louis Napoleon hin. Sich von seinem Sitz erhebend, und seine kleine Gestalt hoch aufrichtend, rief er: „Oh, Mama, ich werde auch eines Tages über die Alpen gehen, wie der Kaiser es gethan!"

Und während er so sprach, überdeckte eine glühende Röthe sein Antlitz, seine Lippen zitterten und man konnte deutlich das fieberhafte Klopfen seines Herzens hören.

Hortense wandte sich beunruhigt zu ihrer Gesellschaftsdame, Fräulein von Cochelet, und bat sie leise, den Knaben durch eine heitere und harmlose Erzählung zu zerstreuen. Wie des Fräuleins Auge dann sinnend und suchend im Zimmer umherflog, traf es auf eine Tasse, die dort drüben auf dem Sims des Kamins stand. Sie eilte hin und nahm die Tasse, und kam damit zu dem kleinen Louis Napoleon.

„Maman hat Ihnen da ein so ernsthaftes Bild erklärt, Louis," sagte sie, „ich will Ihnen jetzt ein lustiges Bildchen zeigen. Sehen Sie nur, Prinz, ist das nicht allerliebst?"

Der kleine Prinz warf einen flüchtigen, zerstreuten Blick auf die Tasse und nickte ganz ernsthaft. Fräulein von Cochelet lachte.

„Sehen Sie, Louis," sagte sie, „dies ist das genaue Gegenstück zu dem Bilde von dem Kaiser Napoleon, welcher über die Alpen reitet und auf der Spitze derselben den großen Geistern des Hannibal und des Cäsar begegnet. Hier ist ein kleiner Napoleon, welcher nicht die Alpen hinauf klettert, sondern aus seinem Bett herunter klettert, und dem bei dieser Gelegenheit ein schwarzer Geist, nämlich der kleine Schornsteinfeger, begegnet. Das ist die Geschichte vom großen und vom kleinen Napoleon, der große begegnet dem Hannibal, der kleine dem Schornsteinfeger!"

„Bin ich der kleine Napoleon? fragte der Knabe ernsthaft.

„Ja, Louis, Sie sind es, und ich will Ihnen jetzt die Geschichte dieser Tasse erzählen. Eines Tages, wir waren damals noch in Paris und Ihr großer Onkel war noch Kaiser von Frankreich, eines Tages begegneten Sie in Ihrem Zimmer einem kleinen Savoyardenknaben, der mit seinem schwarzen Anzug und seinem schwarzen Besen aus dem Kamin herausfuhr. Sie schrieen laut auf vor Entsetzen und wollten entfliehen, ich hielt Sie fest und sagte Ihnen, daß diese Schornsteinfeger arme kleine Knaben und deren Aeltern so arm seien, daß sie ihre Kinder nicht ernähren könnten, sondern sie nach Paris schickten, um sich da ihr Brot zu verdienen, indem sie mit Lebensgefahr, mit Mühe und Beschwerde in unsere heißen und schmutzigen Kamine stiegen und sie reinigten. Meine Erzählung rührte Sie und Sie versprachen, sich nie mehr zu ängstigen vor den kleinen Schornsteinfegern.

Einige Zeit später waren Sie eines Morgens von einem seltsamen Geräusch aufgewacht, während Ihr Bruder noch schlafend neben Ihnen lag und Ihre alte Amme das Zimmer verlassen hatte. Das Geräusch hatte der kleine Schornsteinfeger gemacht, welcher eben den Kamin herunter gefahren war und jetzt im Zimmer stand. Als Sie ihn sahen, erinnerten Sie sich seiner Armuth und husch, kletterten Sie aus ihrem Bettchen und eilten im Hemd zu dem Stuhl, wo noch Ihre Kleider lagen. Sie nahmen aus Ihrem Rock Ihre Börse, welche Sie auf Ihren Spaziergängen immer mitnehmen mußten, um den Armen zu geben, und schütteten den ganzen Inhalt derselben in die schwarze, russige Hand des kleinen Savoyardenknaben. Dann wollten Sie in Ihr Bett zurückkehren, aber ach, es war Ihnen zu hoch, Sie konnten nicht über das Gitter gelangen.

Da nahm der kleine Schornsteinfeger den kleinen Prinzen im Hemdchen auf den Arm und wollte Ihnen in Ihr Bett helfen. In diesem Augenblick trat Ihre Amme ein und Ihr Brüderchen war aufgewacht und schrie laut, als er seinen kleinen Louis im Arm des Schornsteinfegers sah. —

Das ist die Geschichte vom kleinen Napoleon und dem Schornsteinfeger! Ihre Großmutter, die Kaiserin Josephine, hatte so viel Freude an dieser kleinen Geschichte, daß Ihre Frau Mutter, um der Kaiserin eine Freude zu machen, die Scene auf eine Tasse malen ließ, und sie der Kaiserin Josephine schenkte. Und was denken Sie wohl, Louis, die Tasse war Schuld, daß Ihrem Cousin, dem kleinen König von Rom, der jetzt in Wien lebt, eine Strafe erlassen ward."

„Erzählen Sie mir das, Louise," sagte Prinz Louis Napoleon lächelnd.

„Nun, hören Sie! Ihre Mutter hatte mir den Auftrag gegeben, die Tasse nach Malmaison zur Kaiserin zu bringen. Ehe ich mich dahin begab, mußte ich mich erst bemühen, der Kaiserin zugleich Nachricht zu bringen vom kleinen König von Rom, den die gute Kaiserin liebte, als ob es ihr eigenes Kind gewesen, und den sie doch noch nie gesehen. Ich ging also in die Tuilerieen zum kleinen König von Rom, mit dessen Gouvernante, Frau von Montesquiou, ich sehr befreundet war. Als ich in's Zimmer trat, sah ich den kleinen König ganz niedergebeugt in einer Ecke hinter einem Stuhle stehen; ein Augenwink der Frau von Montesquiou belehrte mich, daß das eine Strafe sei; ich verstand sie und unterhielt mich erst ein wenig mit seiner Gouvernante; als ich mich ihm dann näherte, verbarg er sein von Thränen überfluthetes geröthetes Gesicht, das von seinen langen blonden Locken bei jeder Bewegung, die er machte, wie von einem goldenen Schleier überdeckt ward, an dem Stuhl."

„Sire," sagte Frau von Montesquiou zu ihm, „Sire, wollen Sie Fräulein von Cochelet nicht guten Tag sagen? Sie kommt blos hierher, um Sie zu sehen."

„Ihro Majestät erkennen mich wohl nicht?" fügte ich hinzu, indem ich seine kleine Hand nehmen wollte. Er entriß sie mir heftig und rief mit einer von Schluchzen erstickten Stimme: „Sie will mich die Soldaten meines Papa's nicht sehen lassen!"

„Frau von Montesquiou erzählte mir nun, daß es das größte Ver-

gnügen des kleinen Prinzen sei, die auf dem Caroussselplatz aufziehende Wache zu sehen, daß aber, weil er eben unartig und ungehorsam gewesen, sie ihn zur Strafe dieses Vergnügens heute beraubt habe; aber daß, als er da die Trommeln und die Musik gehört, seine Verzweiflung und sein Zorn so heftig geworden, daß sie zu großen Mitteln ihre Zuflucht habe nehmen müssen, zu der Pönitenz nämlich, in einer Ecke hinter einem großen Stuhl zu stehen. Ich bat um Gnade für den kleinen König, ich zeigte ihm die Tasse und erklärte ihm die Scene, welche darauf gemalt war; der kleine König von Rom lachte, und Frau von Montesquiou begnadigte ihn zu Gunsten des kleinen Cousins Louis Napoleon, der so wohl erzogen und so artig sei, und der ihm immer als Muster vorgehalten werde.*) Da haben Sie meine ganze Geschichte, Louis, gefällt sie Ihnen?"

„Sie gefällt mir wohl," sagte der ernste Knabe, „aber es gefällt mir nicht, daß die Gouvernante meinen Cousin nicht die Soldaten seines Vaters sehen lassen wollte. Ach, wie müssen sie schön gewesen sein, die Soldaten des Kaisers! Maman, ich wollte, ich wäre auch Kaiser, und hätte auch recht viele und schöne Soldaten."

„Hortense lächelte traurig und legte wie segnend ihre Hand auf das Haupt des kleinen Sohnes. „Oh, mein Sohn," sagte sie, „es ist kein beneidenswerthes Glück, eine Krone zu tragen. Sie wird fast immer mit Dornenspitzen auf unserm Haupte befestigt!"

Von diesem Tage an sah man den kleinen Prinzen Louis Napoleon oft in Gedanken verloren vor dem Bilde seines großen Oheims stehen, und dann, wenn er es verließ, eilte er hinaus und rief die Knaben der Nachbarschaft, um mit ihnen in dem großen Garten, welcher das Haus der Herzogin umgab, Soldat und Kaiser zu spielen, und den Knaben die ersten Exercitien beizubringen.

Eines Tages hatte er im Eifer seines Spiels ganz das Verbot seiner Mutter vergessen, die Grenzen des Gartens nicht zu überschreiten, und war mit seinen Soldaten hinausmarschirt in's Freie. Als man seine Abwesenheit bemerkte und ihn im Garten nicht fand, wurden alle Diener

*) Cochelet, Vol. I. p. 212.

ausgeschickt den Knaben zu suchen, und trostlos und weinend spähte die Herzogin mit ihren Damen trotz der Kälte und des Schmutzes vom aufthauenden Schnee im Garten umher. — Plötzlich sahen sie den Knaben mit bloßen Füßen und in Hemdsärmeln durch den Schmutz und Schnee daher waten. Er war sehr erschrocken und verwirrt über dies unvermuthete Begegnen und gestand, daß eben, wie er vor dem Garten gespielt, eine Familie vorübergekommen sei, so arm und zerlumpt, daß es schmerzvoll gewesen, sie nur anzusehen. Da er kein Geld bei sich gehabt, um es ihnen zu geben, so habe er dem einen Kinde seine Schuhe angezogen und das andere mit seinem Rock bekleidet.*)

Die Herzogin fand nicht den Muth ihn zu schelten, sie beugte sich nieder und küßte ihren Sohn; als aber ihre Damen in laute Lobeserhebungen über ihn ausbrechen wollten, winkte sie ihnen zu schweigen und sagte laut: ihr Sohn habe nur gethan, was natürlich und gewöhnlich sei und es bedürfe deshalb keines Lobes.

Andere zu beschenken und zu erfreuen, war überhaupt eine Lieblingsneigung des kleinen Louis Napoleon. Eines Tages hatte Hortense ihm drei sehr schöne Knöpfe für sein Chemiset geschenkt, und noch am selben Tage hatte der Prinz sie an einen seiner Freunde, der die Knöpfe bewundert hatte, wieder fortgegeben.

Als Hortense ihrem Sohn darüber Vorwürfe machte und drohte, ihm nichts wieder zu schenken, da er ihre Geschenke gleich wieder fortgebe, antwortete Louis: „Ach, Mama, ich habe ja auf diese Weise doppelte Freude an Deinen Geschenken. Einmal, indem ich die Geschenke von Dir empfange, und zweitens, indem ich damit Anderen eine Freude machen kann.“ **)

---

*) Cochelet, Vol. IV. p. 303.

**) Cochelet, Vol. I. p. 355

III.

Die Revolution von 1830.

Das Schicksal schien endlich müde geworden, die arme Herzogin von St. Leu zu verfolgen. Es gönnte ihr wenigstens einige friedliche Jahre der Ruhe und des Behagens, es erlaubte ihr wenigstens, an dem Busen der Natur auszuruhen von ihrer schmerzvollen Vergangenheit, und in der Beschäftigung mit den Künsten und Wissenschaften ihre Leiden, ihre Enttäuschungen und ihre Kümmernisse zu vergessen.

Der Canton Thurgau hatte, aller Anfeindungen der europäischen Großmächte ungeachtet, den Muth gehabt, der Herzogin von St. Leu einen Aufenthalt innerhalb seiner Grenzen in demselben Moment anzubieten, als der Großherzog von Baden, gedrängt von Frankreich und Deutschland zugleich, Hortense aufgefordert hatte, Constanz und sein Land überhaupt zu verlassen

Hortense hatte daher das Erbieten des Schweizer Cantons dankbar angenommen, und sich auf der Schweizer Seite des Bodensees ein Landgut gekauft, dessen wundervolle Lage auf der Spitze eines Berges, unmittelbar am Ufer des Sees, mit dem herrlichen Fernblick auf die weite, üppige und mannigfaltige Gegend ringsum, mit den funkelnden Gletscherspitzen am fernen Horizont, dies kleine Landhaus zu einem der reizendsten und anmuthigsten Besitzthümer machte. Nach Arenenberg ließ Hortense jetzt, des Wanderns und Umherirrens müde, ihre Meubles aus ihrem Hôtel in Paris, das sie verkauft hatte, bringen, und es war für sie ein schmerzvoll süßes Erinnerungsfest, als alle diese Zeugen ihrer großen glanzvollen Vergangenheit, diese Fauteuils, diese Divans, diese Teppiche und Zimmer-Verzierungen, die Lustres und Spiegel, kurz all der Schmuck der Salons, in denen Hortense einst gewohnt war, Kaiser und Könige zu empfangen, aus ihren Kisten hervorkamen, um jetzt die kleine, von außen durch ihre Umgebung so schöne, von innen so einfache und beschränkte Schweizer Villa zu zieren.

Aber Hortense verstand es, Allem den Schimmer der Eleganz, der

Zierlichkeit und des guten Geschmacks zu geben. Sie selber übernahm es, ihr Haus zu ordnen, und sie that es mit echt frauenhafter Geschicklichkeit und Freudigkeit. Aber als Alles fertig und vollendet war, als sie endlich, mit dem Sohn an der Hand, durch die Reihe dieser Zimmer dahinschritt, wo jedes Meuble und jeder Schmuck sie an die Vergangenheit mahnte — als sie bedachte, in welchem Glanze sie sonst diese Sachen umgeben hatten, wieviel Diener sich damals um sie geschaart: da überkam sie ein Gefühl unaussprechlicher Einsamkeit, schmerzvoller Verödung und sie sank nieder auf einen dieser Fauteuils, auf denen sonst ihre Freunde gesessen und die jetzt immer leer und öde dastanden, und weinte bitterlich!

Aber es lag doch auch ein Trost darin, alle diese Sachen zu haben, welche ihr so bekannt und vertraut waren; es waren schweigende Freunde, welche dennoch so viel erzählten, so große Erinnerungen in ihr wach riefen und die einsame Königin oft zerstreuten und erheiterten. Ganz Arenenberg war wie ein Tempel der Erinnerung, jeder Stuhl, jeder Tisch, jedes Meuble hatte eine Geschichte, und diese Geschichte sprach von Napoleon, von Josephinen, von den großen Tagen des Kaiserreichs!

In Arenenberg also hatte Hortense, die Herzogin von St. Leu, endlich eine dauernde Heimath gefunden, in Arenenberg brachte sie den größten Theil des Jahres zu, und nur wenn die rauhen Stürme des Herbstes kamen und mit eisigem Hauch durch ihre fensterreiche, leicht gebaute Villa heulten, verließ Hortense ihre geliebte Einsamkeit und ging nach Rom, um dort die Winter-Monate zuzubringen, während ihr Sohn Louis Napoleon zu Thun in der dortigen Artillerieschule den Studien oblag.

Und so gingen die Jahre hin, friedvoll und still, zuweilen auch freilich unterbrochen von neuem Leid und neuem Verlust.

Im Jahre 1821 starb der Kaiser, dem neben der goldenen Lorbeerkrone jetzt noch eine Märtyrerglorie sein Haupt umleuchtete, auf der Felseninsel St. Helena.

Im Jahre 1824 verlor Hortense ihren einzigen Bruder Eugène, den Herzog von Leuchtenberg.

Hortense hatte jetzt nichts mehr zu lieben, außer ihren beiden Söhnen, welche stark und kräftig erblühten, die Freude und der Stolz ihrer Mutter, der Gegenstand des Mißtrauens, der Sorge und des ewigen Spähens

aller Europäischen Fürsten. Denn diese Söhne trugen auf ihrem Antlitz und in ihrem Wesen, in ihrem Namen und in ihrem Sinn zu deutlich die Erinnerung an die große Vergangenheit, die man nimmer hinweg zu leugnen vermochte, so lange die Napoleoniden noch lebten, um Zeugniß von ihr abzulegen.

Und sie lebten und gediehen, den Bourbonen zum Trotz, sie lebten und gediehen, obwohl verbannt aus dem Vaterlande und gezwungen, ein thatenloses, unkräftiges, nach Außen wirkungsloses Denkerleben zu führen!

Aber endlich schien es, als ob für sie, die verbannten Napoleoniden, auch wieder die Stunde des Glückes und der Freiheit schlagen sollte, als ob es auch ihnen wieder gegönnt sein sollte, ein Vaterland zu haben, dem sie dienen, dem sie ihre Kräfte widmen könnten.

Die Revolution von 1830 ließ ihre donnernde Stimme durch das zitternde Europa schallen. Frankreich, welchem die Alliirten die Bourbonen aufgedrungen, Frankreich stand auf und schüttelte seine Mähnen, und zerschlug mit seiner Löwentatze den Thron der Bourbonen und verjagte die Jesuiten, welche hinter demselben gestanden und welche Carl X den unheilvollen Rath gegeben, die Charte zu zerreißen, die Preßfreiheit zu vernichten und die Dragonaden und die Autodafés vergangener Zeiten wieder einzuführen.

Frankreich, welches man 1815 als ein unmündiges Kind behandelt hatte, es wollte sich jetzt als mündig beweisen, es wollte ganz und für immer mit der Vergangenheit brechen, um sich lediglich aus seiner eigenen Kraft heraus eine neue Zukunft zu begründen.

Die Lilien der Bourbonen waren für immer abgeblüht; diese letzten Jahre fanatischer Jesuitentyrannei hatten ihnen die letzte Lebenskraft ausgedörrt, und Frankreich schleuderte die welke Lilie aus seiner Erde fort, um eine neue, lebenskräftige, junge Pflanze an ihre Stelle zu setzen. Der Thron der Bourbonen war umgestürzt, aber das Volk, schaudernd der blutigen Republik gedenkend, wollte diese vermeiden, es wollte einen Thron, einen König! Es streckte seine Hand nach demjenigen hin, der ihm am nächsten stand, und der in den letzten Jahren die Sympathieen

Frankreichs zu gewinnen gewußt hatte. Es wählte sich den Herzog von Orleans zum König, den Sohn Philipp Egalité's.

Louis Philipp, der begeisterte Republikaner von 1790, der damals die drei Worte der Republik: Liberté, Egalité, Fraternité, mit der Ueberschrift: Vive la Republique! sich in seinen Arm hatte brennen lassen, um sich als ächter Republikaner zu bewähren,*) Louis Philipp, der dann flüchtig, proscribirt in Europa umhergeirrt und als Schreib- und Sprachlehrer sich sein Brot hatte erwerben müssen, Louis Philipp ward jetzt König von Frankreich! —

Das Volk rief ihn auf den Thron, es riß die weiße Fahne vom Dach der Tuilerieen, aber es wußte keine andere, keine bessere darauf zu pflanzen, als die Tricolore des Kaiserreichs!

Beschattet von dieser Tricolore bestieg Louis Philipp den Thron, und das Volk, dem die drei Farben die glorreiche Zeit des Kaiserthums zurückriefen, das Volk jauchzte laut 'auf vor Entzücken, und um seinen Sympathieen genug zu thun, forderte es für Frankreich — nicht den Sohn Napoleons, nicht Napoleon II. — sondern die Asche Napoleons und die Statue des Kaisers auf der Place Vendôme. —

Louis Philipp gewährte ihm Beides, aber damit glaubte er auch den alten Sympathieen Frankreichs genug gethan zu haben. Er hatte die Tricolore des Kaiserreichs angenommen, er hatte versprochen, den Kaiser von der Vendôme-Säule aus über Paris wachen zu lassen und seine Asche nach Paris zu holen — das waren genug der Liebesbeweise.

Man konnte sie ungefährdet dem todten Napoleon gewähren, aber schlimmer wäre es gewesen, den lebenden Napoleoniden auch Liebesbeweise zu gewähren, das hätte leicht den jungen Thron Louis Philipp's selbst erschüttern und die Alliirten wieder nach Paris führen können!

Denn der Haß der Fürsten gegen Napoleon lebte fort gegen die Napoleoniden, und es war für Jene, wie Metternich sagte, „eine Frage des legitimen Princips, keinen Napoleon wieder auf dem Thron von Frankreich zu dulden."

Die europäischen Mächte hatten also durch ihre Diplomaten dem

---

*) Mémoires de la Marquise de Créqui.

neuen König von Frankreich ihre Bereitwilligkeit erklärt, ihn anzuerkennen, aber sie hatten eine Bedingung gestellt — die Bedingung: daß Louis Philipp das Verbannungsdecret, welches die Bourbonen gegen die Napoleoniden geschleudert, bestätige oder erneuere.

Louis Philipp hatte diese Bedingung angenommen, und die Napoleoniden, welche kein anderes Verbrechen begangen, als daß sie Brüder und Verwandte des Kaisers gewesen, vor dem einst nicht bloß Frankreich, sondern alle Fürsten Europa's sich gebeugt — die Napoleoniden wurden auf's Neue aus ihrem Vaterlande verbannt und zum Exil verurtheilt!

IV.

Die Revolution in Rom und die Söhne Hortensens.

Es war ein fürchterlicher Schlag für die Napoleoniden, dieses neue Verbannungs-Decret. Es traf sie wie ein zerschmetternder Blitz in ihren heiligsten Hoffnungen, ihrer glühendsten Sehnsucht, und ihre Freude über die glorreiche und heldenmüthige Juli-Revolution verstummte unter den Seufzern einer neuen Enttäuschung.

Es blieb ihnen also nichts übrig, als ihr Leben so fortzusetzen, wie sie es einmal angenommen, und sich mit den Wissenschaften und Künsten zu trösten für die wieder entschwundene Hoffnung auf ein thatkräftiges und für Frankreich nutzvolles Leben.

Hortense entschloß sich also am Ende des Octobers 1830 wieder, wie alljährlich, Arenberg zu verlassen und mit ihrem Sohn nach Rom zu gehen.

Aber dies Mal wandte sie sich zuerst nach Florenz, wo ihr ältester Sohn Napoleon Louis, seit Kurzem mit seiner Cousine, der zweiten Tochter des Königs Joseph, vermählt, mit seiner jungen Gattin lebte. Eine geheime, angstvolle Sorge beschäftigte das Herz der zärtlichen Mutter; sie fühlte und sah, daß diese Revolution Frankreichs ein ansteckendes

Fieber für ganz Europa sein werde, und daß vor allen Dingen Italien sich dieser Ansteckung nicht entziehen könne. Italien war krank bis in seinem innersten Lebensmark, und in der Verzweiflung seiner Schmerzen mochte es zu einem verzweiflungsvollen Mittel, zu dem Aderlaß einer Revolution schreiten, um sich wieder gesund zu machen.

Hortense fühlte das und sie fürchtete für ihre Söhne!

Sie fürchtete, daß die Verbannten, die Heimathlosen, die aus ihrem eigenen Vaterlande Verstoßenen, da sie dem Vaterlande nicht dienen durften, Denen ihre Dienste weihen möchten, welche unglücklich waren und gleich ihnen litten. Sie fürchtete die Begeisterung, den edlen Muth, die Energie ihrer Söhne, und sie wußte, daß, wenn eine Revolution in Italien ausbräche, diese Revolution sich gern mit dem Namen Napoleon schmücken werde! —

Hortense beschwor demgemäß ihre Söhne, sich von allen gefährlichen Unternehmungen fern zu halten, nicht Denen zu folgen, welche sie mit dem alten Zauberwort: Freiheit! das trotz alles Bluts und aller Thränen, die es der Menschheit schon gekostet, doch niemals seine berauschende Kraft verlieren kann, zu sich rufen möchten.

Ihre beiden Söhne versprachen es ihr, und beruhigten und erleichterten Herzens verließ Hortense mit ihrem jüngeren Sohn Louis Napoleon Florenz und begab sich mit ihm nach Rom.

Aber das sonst so ernste, aristokratische, feierliche Rom nahm in diesem Winter eine ganz neue, ungewöhnliche Physiognomie an. Man sprach in den Salons nicht blos mehr von Kunst und Poesie, vom Pantheon und von St. Peter, man überlegte nicht mehr blos, wie man sich amüsiren wolle, sondern man sprach von Politik, von der Revolution in Frankreich, und lauschte auf das Signal, welches verkünden würde, daß die Revolution in Italien ihren feierlichen Einzug gehalten.

Selbst das Volk von Rom, welches sonst so harmlos und müßig in der Sonne zu liegen pflegte, es stand in dichten Gruppen auf der Straße, und gar seltsame und unerhörte Worte waren es, welche die Polizei vernahm, wenn sie lauschend an diese Gruppen heranschlich. Aber sie hatte nicht mehr den Muth, diejenigen zu verhaften, welche diese Worte ausgestoßen, sie fühlte, daß es vielleicht nur eines solchen kleinen

Anlasses bedürfe, um den Schleier zu zerreißen, unter dem die Revolution sich noch verborgen hielt. —

Eine Revolution möglichst zu vermeiden, nicht indem man ihr den Anlaß und Grund, sondern indem man ihr die Mitte nahm, war daher das eifrige Streben des römischen Gouvernements. Der Sohn Hortensens, Louis Napoleon, schien dem Gouvernement ein Mittel, dessen sich die Revolution zu ihren Zwecken bedienen konnte, und daß man daher entfernen mußte.

Sein Name Napoleon, selbst die dreifarbige Chabracke seines Pferdes, mit der er durch die Straßen Roms ritt, war aufreizend für eine Bevölkerung, in deren Adern schon das Fieber der Revolution pulsirte. Louis Napoleon mußte daher entfernt werden!

Der Gouverneur von Rom wandte sich mit dieser Forderung zuerst an den Großoheim des Prinzen, an den Cardinal Fesch, und bat ihn, der Herzogin von St. Leu den Rath zu geben, den jungen Prinzen auf einige Wochen aus Rom zu entfernen.

Aber der Cardinal erklärte mit edlem Zorn, daß sein Neffe, der nichts gethan, blos um seines Namens und seiner Chabracke willen, Rom nicht verlassen solle und daß er niemals der Herzogin von St. Leu diesen Rath geben werde.

Das Gouvernement von Rom entschloß sich also zu energischen Mitteln. Es ließ das Hôtel der Herzogin von Soldaten umzingeln, während ein Offizier des Papstes sich der Herzogin vorstellte und dem Prinzen Louis Napoleon ankündigte, daß er den Befehl erhalten habe, ihn sofort aus Rom zu bringen und bis an die Grenze zu begleiten.

Die Angst vor dem nahenden Unheil ließ die Regierung die Achtung vergessen, welche man einem edlen Unglück schuldig ist, und man wies den Neffen des Kaisers daher gleich einem Verbrecher fort.

Hortense empfing den Ausweisungsbefehl für ihren Sohn fast mit Freude. Fern von Rom schien er ihr mehr gesichert vor der Revolution, deren nahen Ausbruch sie ahnte, und sie war es daher sehr wohl zufrieden, den Prinzen nach Florenz zu seinem Vater gehen zu lassen, weil sie ihn dort sicher glaubte vor den gefährlichen politischen Verleumdungen, die ihn hier in Rom bedrohten.

Sie ließ ihn daher abreisen und wie hätte sie seine Abreise verhindern sollen, sie, die einsame machtlose Frau, welcher selbst der französische Gesandte nicht einmal würde Schutz gewährt haben! Niemand sprach für sie, Niemand legte Beschwerde ein gegen das gewaltsame und brutale Verfahren, mit dem man den Prinzen Louis Napoleon aus Rom verbannte, Niemand — außer dem Gesandten Rußlands!

Der Kaiser von Rußland war von allen Souveränen Europa's der Einzige, welcher sich stark genug fühlte um den Namen Napoleons nicht scheuen und die Rücksichten nicht aus den Augen setzen zu dürfen, welche man der Familie eines Helden und eines Kaisers wohl schuldig war.

Der Kaiser von Rußland hatte daher den Napoleoniden niemals seinen Schutz, seinen Beistand versagt, und sein Gesandter war also auch jetzt der Einzige, welcher gegen das Gewaltverfahren des römischen Gouvernements protestirte.*)

Das Gefürchtete traf endlich ein. Italien erhob sich, wie es Frankreich gethan, es wollte die Tyrannei und Bedrückung abwerfen, wie es Frankreich gethan, es wollte frei sein! — In Modena brach der Sturm zuerst los. Der Herzog sah sich genöthigt zu entfliehen, und eine provisorische Regierung unter dem General Menotti setzte sich an seine Stelle. Aber während das in Modena geschah, feierte das römische Volk jubelnde Feste zu Ehren des neuen, eben gewählten Papstes Gregor XVI., der statt des verstorbenen Papstes Pius VIII. den Stuhl von St. Peter bestiegen hatte, und der Jubel der Thronbesteigung und des Carnevals schien die Römer allein zu beschäftigen.

Unter der lachenden Maske der Carnevalsluft verbarg die Revolution ihr ernstes und drohendes Angesicht, und erst unter dem lauten Jubel des Fastnachtsdienstages wollte sie ihr wahres Antlitz zeigen.

Das Volk hatte an diesem Tage immer mit Confetti und Blumen geworfen, diesmal wollte es mit Steinen und Kugeln den Fastnachtsdienstag begrüßen, diesmal wollte es nicht in der Harlekinsjacke erscheinen,

---

*) La reine Hortense en Italie, en France et en Angleterre pendant l'année 1831. Ecrit par Elle-même. P. 47.

sondern in seiner wahren Gestalt, ernst, groß, gebieterisch, seiner Selbst und seines Willens sich bewußt.

Aber das Gouvernement hatte von dem Plane der Verschworenen, die Corsofahrt des Fastnachtsdienstags zum Ausbruche der Revolution zu benutzen, Nachricht erhalten, und der Corso ward daher eine Stunde vor dem Beginn desselben untersagt.

Das Volk empörte sich gegen das Verbot, und die Revolution, die man hatte unterdrücken wollen, brach aus. Der Donner der Kanonen, das Geschmetter des Gewehrfeuers erschallte jetzt in den Straßen von Rom, und überall setzte das Volk den Soldaten des Papstes einen festen und energischen Widerstand entgegen.

Der neue Papst erzitterte im Quirinal, die alten Cardinäle verloren den Muth und wichen bei jedem Schritt, den die Insurgenten vorwärts thaten, entsetzt einen Schritt zurück. Gregor fühlte, daß die kaum erst gewonnene Papstkrone schon im Begriff war, von seinem Haupte zu fallen und unter den Füßen des siegreichen Volkes zertreten zu werden. Er wandte sich also an Oesterreich und bat um Hülfe und Beistand.

Aber das junge Italien, das Italien der Begeisterung, der Freiheit und des Hoffens, das junge Italien richtete seine Augen nach Frankreich hin. Das alte Italien hatte das alte Oesterreich um Hülfe angerufen, das junge Italien hoffte auf die Hülfe dieses freien, neuerstandenen Frankreichs, in welchem die Revolution eben erst einen glorreichen Sieg gefeiert hatte. Aber Frankreich verleugnete seinen italienischen Bruder, es verleugnete seinen eigenen Ursprung, und kaum hatte die Revolution auf dem neu errichteten Königsthron sich niedergelassen, und sich mit der Krone und dem Purpurmantel bekleidet, als sie schon um ihrer eigenen Sicherheit willen reactionär ward und sich selber verleugnete.

Rom wollte, wie ganz Italien, das Joch abschütteln, das so lange seine Freiheit unterdrückt hatte, das ganze Volk begeisterte sich für diese Idee, und auf den Straßen Roms, auf denen man sonst gewohnt war, heiligen Prozessionen und Schaaren von Priestern und Mönchen zu begegnen, auf den Straßen Roms hörte man nur jubelnde Freiheitslieder, sah man nur die römische Jugend mit triumphirender Miene einherschreiten.

Die Fremden, entsetzt über diese Veränderung, verließen schaarenweise

die heilige Stadt und eilten ihrer Heimath zu. Hortense wollte bleiben, sie wußte, daß sie vom Volk nichts zu fürchten habe, denn Alles, was sie Schlimmes und Böses getroffen, war ihr nicht vom Volk, sondern immer nur von den Fürsten gekommen*)

Hortense also wollte bleiben, als sie Briefe von ihren beiden Söhnen erhielt, welche sie angstvoll beschworen, Rom zu verlassen, und ihr anzeigten, daß sie in dieser Stunde Beide Florenz verließen, um ihrer Mutter entgegen zu eilen.

Hortense schrie laut auf, als sie das las, sie, welche auf Erden kein Glück mehr kannte und begehrte, als das Glück ihrer Kinder, sie, welche immer nur zu Gott betete, „daß es ihren Kindern wohlergehen und sie vor ihnen sterben möge," sie fühlte jetzt, daß eine furchtbare Gefahr ihre Söhne bedrohte, daß sie im Begriff waren, von den Wogen der Revolution mit fortgerissen zu werden.

Sie hatten Florenz, sie hatten ihren Vater verlassen, sie befanden sich auf dem Wege nach Rom, das heißt auf dem Wege der Revolution, welche sie mit jubelnder Stimme zu sich rufen und den Namen Napoleon als Standarte vor sich hertragen wollte!

Aber noch war es vielleicht Zeit, sie zu retten, noch mochte es Hortensens Bitten und Flehen gelingen, ihre Söhne zurückzuhalten von dem Abgrund, dem sie im Rausche der Begeisterung entgegentaumelten. Hortense fühlte sich kraftvoll, entschlossen und muthig als sie das dachte, und an demselben Tage noch, an welchem sie die Briefe erhalten, verließ sie Rom, um ihren Söhnen entgegen zu eilen. Noch hoffte sie, daß es Zeit sei sie zu retten, bei jedem heranrollenden Wagen meinte sie ihre Söhne zu sehen und ihren leuchtenden Augen zu begegnen — aber umsonst!

Sie hatten geschrieben, daß sie ihr entgegen kommen würden, aber sie waren nicht da! —

Vielleicht indeß hatten sie den Vorstellungen ihres Vaters Gehör gegeben, vielleicht waren sie in Florenz geblieben, um dort ihre Mutter zu erwarten.

---

*) La reine Hortense. P. 63.

So langte Hortense, von Furcht und Hoffnung gequält, in Florenz an und fuhr zu dem Hôtel, in welchem ihr Sohn Louis Napoleon gewohnt hatte. Ihre Füße trugen sie kaum, sie hatte kaum die Kraft, nach ihrem Sohn zu fragen. Niemand wußte von ihm, er war nicht da!

Aber er konnte bei seinem Vater sein, und dahin sandte Hortense jetzt, um Nachricht von ihren Söhnen zu haben. Der Bote kam zurück, allein, traurig, — ihre Söhne waren abgereist!

Sie waren Beide der Revolution gefolgt, welche vor ihren entzückten Ohren die Jubel-Hymnen der Freiheit erschallen ließ. Der General Menotti hatte sie im Namen Italiens aufgefordert, die Sache der Freiheit und des Rechts mit ihrem Namen und mit ihrem Arm zu unterstützen, und sie hatten nicht den Muth und den Willen gehabt, diese Aufforderung zurückzuweisen.

Ein Diener, den ihr jüngerer Sohn zurückgelassen, übergab der Herzogin einen Brief von Louis Napoleon, ein letztes Abschiedswort an seine geliebte Mutter.

„Deine Liebe wird uns verstehen," schrieb Louis Napoleon, „wir haben Verpflichtungen übernommen, wir können uns ihnen nicht entziehen, und der Name, den wir tragen, verpflichtet uns, den unglücklichen Völkern, wenn sie uns rufen, beizustehen. Ich bitte meiner Schwägerin die Sache so vorzustellen, als ob ich es gewesen, der ihren Gemahl verleitet hat; er betrübt sich darüber, ihr eine Handlung seines Lebens verborgen zu haben." *)

V.

Tod des Prinzen Napoleon.

Das Gefürchtete war also geschehen, die Begeisterung der Jugend hatte jede andere Rücksicht verstummen gemacht, und die beiden Söhne

*) Reine Hortense. P. 78.

der Herzogin von St. Leu, die beiden Neffen des Kaisers Napoleon, standen an der Spitze der Revolution. Von Foligno bis Civita-Castellana organisirten sie die Vertheidigung, und die jungen Leute der Städte und Dörfer strömten freudig zu ihren Fahnen herbei und gehorchten den Prinzen Napoleon als ihren Herren; die Schaaren, welche die beiden Prinzen anführten, waren kaum bewaffnet, aber sie zogen dennoch muthvoll weiter und wollten jetzt versuchen, Civita-Castellana zu nehmen, um die dort seit acht Jahren in dumpfen Kerkern schmachtenden Staatsgefangenen zu befreien.

Das waren die Nachrichten, welche die Couriere heimbrachten, die Hortense mit flehenden Briefen an ihre Söhne geschickt, um sie zur Rückkehr zu bewegen. Es war zu spät, sie wollten und sie konnten nicht mehr zurück!

Ihr Vater rang in verzweiflungsvollem Jammer die Hände und beschwor seine Gemahlin, da er selber durch Krankheit und Gicht an seinen Lehnstuhl gefesselt war, Alles zu thun, um seine und ihre Söhne der furchtbaren Gefahr zu entreißen, in welcher sie sich befanden. Denn die Revolution war verloren, das fühlten, das sahen schon alle Besonnenen. — Aber die Jugend wollte es nicht sehen, sie strömte noch immer den Fahnen zu, sie jauchzte noch immer der Revolution mit begeisterten Freiheitsrufen entgegen, und wenn ihre Aeltern sie zurückhalten wollten, entflohen die Söhne heimlich dem väterlichen Hause, um dem Rufe zu folgen, der mit so göttlichem Klang an ihr Ohr geschlagen.

Einer der Söhne der Prinzessin von Canino, der Gemahlin Lucian Bonaparte's, war heimlich dem Schlosse seines Vaters entflohen, um zu den Insurgenten zu gehen. Es gelang, ihn aufzufinden und mit Gewalt zurückzuführen, und da die Familie dem Papst Dank schuldig war, weil er die Fürstenthümer Canino und Musignano für Lucian Bonaparte und seinen ältesten Sohn gegründet hatte, griff man zu den äußersten Mitteln, um den jungen Prinzen zu verhindern, gegen die Truppen des Papstes zu kämpfen.

Die Fürstin Canino erwirkte es von dem Großherzog von Toscana als eine Gnade, daß sie für ihren Sohn einen Platz in einem der Staats-

gefängnisse von Toscana erhielt, und dahin brachte man ihn während der ganzen Dauer der Revolution.

Man schlug der Herzogin von St. Leu vor, dasselbe Auskunftsmittel anzuwenden, aber trotz ihrer Angst und ihrer Sorge, trotzdem sie Tag und Nacht ruhelos und in fieberhafter Unruhe in ihren Zimmern umherirrte, lehnte sie es ab. Sie wollte ihre Söhne nicht einer solchen Demüthigung äußeren Zwanges unterwerfen; wenn ihre eigene Vernunft, wenn das Flehen und Bitten ihrer Mutter sie nicht zurückzuführen vermochte, sollte die Gewalt es nicht thun. Indeß war die ganze Familie bemüht, Alles anzuwenden, jedes Mittel zu ergreifen, um die beiden Prinzen Napoleon der Revolution zu entreißen, welche aufs Neue den Namen Napoleon den mißtrauischen und zürnenden Fürsten Europa's verdächtigen mußte. —

Der Cardinal Fesch und der König Jerome beschworen ihre Neffen in flehenden, dann in befehlenden Briefen, die Armee der Insurgenten zu verlassen.

Im Einverständniß mit ihrem Vater Louis Bonaparte schrieben sie an das provisorische Gouvernement von Bologna, daß der Name der beiden Prinzen der Sache der Revolution schade, an den General Armandi, den Kriegsminister der aufrührerischen Regierung, um ihn zu bitten, die Prinzen von der Armee zurückzurufen. Alle Welt, Freund und Feind vereinigte sich, um den Eifer und die Anstrengungen der beiden Prinzen zu neutralisiren und ihnen zu beweisen, daß sie der Sache, welcher sie ihren Namen liehen, nur schaden könnten, daß man die Revolution vielleicht gewähren ließe, und sie seitens der auswärtigen Mächte vielleicht als eine innere Angelegenheit Italiens betrachten werde, in die man sich nicht zu mischen habe, daß man aber unerbittlich sein werde, sobald der Name Napoleon sich an die Spitze der Revolution stelle, um vielleicht auf's Neue die Throne Europa's zu erschüttern.

Die beiden Prinzen gaben endlich so vielen Bestürmungen, so vielen Vorstellungen nach, — sie legten ihre Commando's nieder und entsagten ihrem Range, den man ihnen in der Armee der Aufständischen gegeben, — aber da es ihnen nicht mehr vergönnt sein sollte, der Revolution mit ihrem Namen und ihrem Kopf zu dienen, wollten sie ihr wenigstens mit

ihrem Arm dienen; sie legten also ihre Commando's nieder, aber sie wollten bei der Armee bleiben ohne Grad und ohne Rang als einfache Soldaten und Volontärs.

Und als ihr Vater, als ihr Onkles, damit noch nicht zufrieden, noch ferner in sie drangen, da erklärten die beiden Prinzen, daß, wenn man sie noch ferner so grausam quälen werde, sie nach Polen gehen und dort der Revolution dienen würden. *)

Hortense hatte zu allen diesen Versuchen und Bemühungen ihrer Familie geschwiegen; sie wußte, daß das Alles vergeblich sei, sie kannte ihre Söhne besser als sie Alle, und wußte, daß wenn sie einmal einen Entschluß gefaßt, nichts auf der Welt ihn zu ändern vermöchte. Aber sie wußte auch, daß sie verloren seien, daß die Revolution unterliegen müsse, daß ihre Söhne bald flüchtig und proscribirt umherirren würden und sie bereitete sich in der Stille vor, um ihnen in diesen Tagen der Gefahr hülfreich sein zu können. Sie waffnete sich mit Muth und Entschlossenheit und machte ihre Seele stark, damit sie nicht von dem Unglück zerschmettert werde, dessen nahendes Flügelrauschen sie schon in der Luft zu vernehmen meinte.

Während daher um sie her Alle jammerten und weinten, während ihr Gemahl trostlos die Hände rang und über die Gegenwart klagte, überlegte Hortense ruhig und entschlossen die Zukunft und bereitete sich vor, ihr zu trotzen.

Und was sie gefürchtet, traf schnell genug ein. Eine österreichische Flotte kam in's Adriatische Meer, ein österreichisches Heer näherte sich von allen Seiten den aufständischen italienischen Provinzen; schon hatte es Modena wieder erobert, schon flohen die Aufständischen schaarenweise vor den Kanonen Oesterreichs, deren donnernde Salven die Hoffnungen der italienischen Jugend auf's Neue zerschmettern sollten.

Jetzt sprang Hortense wie eine gereizte Löwin empor, glühend vor Enthusiasmus, vor Muth und Thatkraft. Die Gefahr war da, sie mußte ihre Söhne retten! Sie hatte lange überlegt, wie sie es anzufangen, wohin sie sich mit ihnen zu wenden habe.

---

*) La Reine Hortense. P. 93.

Sie war entschlossen gewesen, mit ihnen nach der Türkei zu gehen und sich in Smyrna mit ihnen niederzulassen, aber die österreichische Flotte, welche das Adriatische Meer jetzt beherrschte, machte diesen Plan unausführbar. Jetzt in dieser Stunde höchster Gefahr durchleuchtete es ihre Seele wie ein Blitz und auf einmal wußte sie den Weg der Rettung.

„Ich werde sie auf dem Wege entführen,“ sagte sie zu sich selber, „auf welchem man sie am wenigsten suchen wird, ich werde sie durch Frankreich, durch Paris führen. Ein Todes-Decret schwebt dort über ihren Häuptern, aber das kümmert mich nicht; die Freiheit, die Gerechtigkeit, die Menschlichkeit wird immer noch zu viel Gewalt über Frankreich haben, als daß ich ernste Maaßregeln zu fürchten hätte. Ich muß meine Söhne retten, der Weg durch Frankreich ist der Weg der Rettung, ich gehe ihn also!“

Und sofort ging Hortense jetzt an die Ausführung ihres Planes. Sie ließ einen in Florenz lebenden Engländer, dessen Familie sie einst in Frankreich wichtige Dienste geleistet, zu sich bitten, und bat ihn, ihr einen Paß zu verschaffen für eine englische Dame, die mit ihren beiden Söhnen durch Frankreich nach England reisen wolle.

Der Lord verstand sie und war freudig bereit, ihr und ihren Söhnen zu dienen und hülfreich zu sein.

Schon am andern Tage brachte er ihr den geforderten Paß, und Hortense, welche wohl wußte, daß, um ein Geheimniß zu bewahren, man gar keine Vertrauten haben müsse, erklärte jetzt sowohl ihrem Gemahl, als ihrer Familie und ihren Freunden, daß sie entschlossen sei, ihre Söhne aufzusuchen und sich mit ihnen in Ancona nach Corfu einzuschiffen.

Ihre Söhne befanden sich jetzt noch in Bologna, aber schon in wenigen Tagen mußte diese Stadt von den Oesterreichern genommen sein, und Alles war verloren, wenn Hortense ihnen nicht zuvorkam. Sie sandte einen vertrauten Diener als Courier an ihre Söhne und ließ ihnen ihre Ankunft melden, dann, sobald die Nacht dunkelte, brach sie selber, nur von einer Gesellschaftsdame begleitet, auf. Sie war muthig, entschlossen und stark, denn es galt, ihre Söhne, ihr einziges Glück zu retten.

Bald hatte ihr rasch dahinrollender Wagen die Grenze Roms überschritten und sie befand sich jetzt in dem von den Insurgenten noch be-

setzten Theil des Landes. Alles athmete hier noch Muth, Freudigkeit und Vertrauen.

Die ganze Bevölkerung, geschmückt mit Cocarden und tricoloren Bändern, schien glücklich und zufrieden, und wollte nicht glauben an die Gefahr, welche sie bedrohte.

Ueberall feierte man Feste zu Ehren der Revolution, der Freiheit, und verlachte Diejenigen, welche von den anrückenden Oesterreichern und von Gefahren sprachen. Statt Vorkehrungen zu ihrer Vertheidigung zu treffen, legten die Aufständischen ihre Hände in den Schooß und überließen sich dem Freudentaumel über das, was sie erlangt hatten, blind für das, was gegen sie heranrollte.

Die Armee der Aufständischen befand sich indessen in Bologna und hielt außerdem noch die beiden Städte Terni und Soleta besetzt, die sie muthvoll gegen die päpstlichen Truppen vertheidigt hatten. Jedermann erwartete, daß es bald zu einer entscheidenden Schlacht kommen werde, und Jedermann sah derselben mit freudiger Siegesgewißheit entgegen.

Hortense theilte diese allgemeine Zuversicht nicht; sie brachte in Foligno, wo sie geblieben war und wo sie ihre Söhne erwarten wollte, traurige Tage der Erwartung, der Spannung zu, erschreckend vor jedem Geräusch, und immer mit angstvoll klopfendem Herzen dem Moment entgegensehend, wo ihre Söhne flüchtig, vielleicht mit Wunden bedeckt, vielleicht sterbend zu ihr kommen würden, um ihr zu sagen, daß Alles verloren sei!

Endlich ließ die Unruhe, die Sorge sie nicht mehr in Foligno weilen. Sie mußte ihren Söhnen näher sein, die Gefahren, die sie bedrohten, in der Nähe sehen oder am liebsten sie mit ihnen theilen. Hortense verließ also Foligno, um nach Ancona zu gehen.

Auf der ersten Station angelangt, sah sie einen Mann aus einen Caleschwagen steigen und sich ihr nähern. Er war ihr unbekannt und doch erzitterte sie bei seinem Anblick in ahnungsvollem Schrecken. Das Herz der Mutter fühlte schon den Schlag, der ihrer wartete.

Dieser Mann war ein Abgesandter ihrer Söhne. „Der Prinz Napoleon ist krank!“ sagte er ihr.

Hortense erinnerte sich, daß man ihr gesagt, die Rötheln grassirten in der Gegend. „Er hat die Rötheln!" rief sie entsetzt.

„Ja," erwiderte der Mann, „er hat die Rötheln und er verlangt nach Ihnen, Madame!"

„Oh," rief Hortense entsetzt, „wenn er nach mir verlangt, dann ist er sehr krank! Vorwärts, vorwärts jetzt, so rasch die Pferde jagen können, ich muß zu meinem Sohn!"

Und vorwärts ging es in rasender Eile. Hortense, athemlos, bebend, bleich vor Entsetzen, lehnte im Wagen, ohne Thränen, ohne Klagen, nur zuweilen vor sich hin murmelnd: „Nein, es ist unmöglich! Ich habe schon zu viel gelitten! Der Himmel ist gerecht, er wird mich nicht noch unglücklicher machen wollen! Er wird mir den Sohn erhalten!"

Weiter geht es in rasender Eile, weiter von Station zu Station, immer näher dem Ziele zu. Aber je näher dem Ziele, desto trauriger werden die Gesichter, denen sie begegnet. Auf jeder Station, wohin Hortense kommt, sammeln sich Gruppen von Menschen um ihren Wagen, und Alle schauen sie an mit tieftraurigen Mienen, und auf jeder Post hört sie es um sich her murmeln: „Napoleon ist todt! Arme Mutter! Napoleon ist todt!"

Hortense hörte es, aber sie glaubte es nicht. Es sind nicht die Menschen, welche das sprechen, es ist nur die Angst ihres Herzens! Ihr Sohn ist nicht todt, er kann nicht todt sein! Napoleon lebt, ja er lebt!

Und wieder murmelt und klagt das Volk um ihren Wagen: „Napoleon ist todt!"

Hortense sitzt bleich, bewegungslos, in dumpfem Hinbrüten in ihrem Wagen. Ihre Gedanken verwirren sich, ihr Herz schlägt kaum noch!

Jetzt ist sie am Ziele, in Pesaro, jetzt hält ihr Wagen vor dem Hôtel, wo ihre Söhne ihrer warten! Da stürzt ein junger Mann, bleich, sein Antlitz von Thränen überfluthet, aus dem Thor und an ihren Wagen. Hortense erkennt ihn und streckt ihm die Arme entgegen! Es ist ihr Sohn Louis Napoleon, und wie sie sein bleiches, kummervolles Gesicht, seine vom Weinen gerötheten Augen sieht, da erkennt die unglückliche Mutter die Wahrheit! Ja, es war nicht ihr Herz, es war das Volk,

welches die Schreckensworte gesprochen: „Napoleon ist todt! Arme Mutter! Napoleon ist todt!“

Mit einem herzzerreißenden Aufschrei sinkt Hortense bewußtlos zusammen.

VI.

Die Flucht aus Italien.

Aber Hortense hatte jetzt nicht Zeit, den Sohn zu beweinen, den sie so sehr geliebt hatte, es galt, den Sohn zu retten, der ihr geblieben war und den sie nicht minder liebte, auf den sie jetzt alle ihre Liebe, ihre Zärtlichkeit concentriren mußte.

Sie hatte noch einen Sohn zu retten, und nur an diesen durfte sie jetzt denken, nur an Louis Napoleon, der bleich und traurig ihr zur Seite stand und das Schicksal anklagte, daß es ihm nicht vergönnte, mit seinem Bruder vereint zu sterben!

Sie muß ihren Sohn retten! Dieser Gedanke machte Hortense wieder gesund und stark. Man sagt ihr, daß die Autoritäten von Bologna sich schon den Oesterreichern unterworfen haben, daß die Armee der Insurgenten zerstreut und flüchtig umher irrt, daß man schon in der Ferne österreichische Schiffe sieht, welche vielleicht Truppen bei Sinigaglia landen wollen, um die Insurgenten zu umzingeln und jede Flucht unmöglich zu machen.

Diese Nachrichten erweckten Hortense aus ihrem Schmerz, und riefen ihre Energie wieder wach. Sie befahl sogleich anzuspannen und fuhr mit ihrem Sohn nach Ancona, offen vor aller Welt, damit Jedermann wisse, daß sie von dort mit Louis Napoleon sich nach Corfu einschiffen wolle.

In Ancona, unmittelbar am Ufer des Meeres, lag das Palais ihres Neffen, und dort stieg Hortense ab.

Die Wogen des stürmenden und brausenden Meeres schlugen zuweilen

hoch empor bis zu den Fenstern des Zimmers, welches die Herzogin bewohnte, sie konnte von dort aus den Hafen sehen und die Schaaren der Flüchtlinge, die sich am Ufer drängten, um sich auf die kleinen, elenden Schiffe zu retten, welche da vor Anker lagen.

Und es war für diese Armen die höchste Zeit sich zu retten. Die Oesterreicher zogen im Sturmschritt heran; sie hatten, indem sie das päpstliche Gebiet betraten eine Amnestie proclamirt, von welcher indeß der Prinz Louis Napoleon, der General Zucchi und die Modeneser ausgenommen waren. Die Fremden, die an der Insurrection Theil genommen, sollten ergriffen und nach der Strenge der Gesetze gerichtet werden.

Die jungen Leute, welche von Modena, von Mailand und aus allen Theilen Italiens hergeströmt waren, um der römischen Revolution beizustehen, mußten jetzt also eilen, sich vor den verfolgenden Oesterreichern zu retten.

Auch für Louis Napoleon gab es keinen Aufschub mehr; jeder verlorne Augenblick konnte die Flucht unmöglich machen! Hortense fühlte sich krank, bis zum Tode erschöpft, aber sie hatte jetzt nicht Zeit, an sich zu denken, sie mußte erst ihren Sohn retten, dann konnte sie sterben, aber früher nicht.

Sie war ganz ruhig, ganz gefaßt, und mit ruhiger Besonnenheit bereitete sie ihre doppelte, ihre fingirte und ihre wirkliche Abreise vor.

Oeffentlich wollte sie mit ihrem Sohn sich nach Corfu einschiffen, im Geheimen wollte sie mit ihm durch Frankreich nach England entfliehen! Aber der englische Paß, den sie zu diesem Behuf erhalten, lautete auf zwei Söhne, und Hortense besaß jetzt nur noch Einen Sohn, sie mußte daran denken, sich einen Stellvertreter für den verlornen Sohn zu schaffen.

Sie fand ihn in der Person des jungen Marquis Zappi, der, mehr noch als alle Andern compromittirt, mit Freuden den Vorschlag der Herzogin von St. Leu annahm und versprach, sich gehorsam allen ihren Anordnungen zu fügen, ohne ihre Pläne kennen zu wollen und in ihre Geheimnisse eingeweiht zu sein.

Sodann ließ Hortense für die beiden jungen Männer Alles, was zu ihrer Verkleidung als Livrée-Bedienten nöthig war, beschaffen, und ihren Wagen zur Abreise in Bereitschaft setzen.

Während dies im Geheimen geschah, ließ sie öffentlich Alles zu ihrer Abreise nach Corfu einrichten. Sie sandte ihren Paß an die Behörden, und bat um ein Visa für sich und ihren Sohn und ließ die Koffer zur Reise packen.

Louis Napoleon hatte all diesen Vorbereitungen mit stummer und kalter Gleichgültigkeit zugesehen. Bleich und niedergeschlagen wankte er umher, ohne zu klagen, ohne irgend ein Schmerzgefühl zu verrathen. Aber Hortense sah endlich, daß er krank sei und ließ den Arzt kommen. Dieser erklärte, daß der Prinz einen heftigen Fieberanfall habe, welcher gefährlich werden könne, wenn er sich nicht sogleich niederlege.

Man mußte also die Abreise auf einen Tag verschieben und Hortense verbrachte eine angstvolle, trostlose Nacht am Bett ihres von Fieberschauern geschüttelten, phantasirenden Sohnes.

Der Morgen tagte endlich an welchem sie zu fliehen hoffte, — aber wie das Licht des Tages in das Gemach hineindämmerte, wo Hortense am Bett ihres Sohnes saß, wer schildert das Entsetzen der unglücklichen Mutter, als sie das Antlitz ihres Sohnes sah, geschwollen, entstellt, mit rothen Flecken überdeckt!

Louis Napoleon hatte, gleich seinem Bruder, die Rötheln.

Einen Moment fühlte sich Hortense wie vom Blitz zerschmettert, dann raffte sie sich zusammen zu einer Entschlossenheit, wie sie solche noch nie in ihrem Leben gefühlt. Sie ließ sogleich wieder den Arzt kommen und voll Zuversicht auf ein mitleidsvolles Menschenherz vertraute sie sich ihm an, und er täuschte ihr Vertrauen nicht. Was geschehen soll, muß schnell, muß ungesäumt geschehen, wenn nicht Alles vergeblich sein soll!

Hortense denkt an Alles, sorgt für Alles. Sie läßt vor allen Dingen den Paß ihres Sohnes von allen Behörden zur Reise nach Corfu signiren und auf dem einzigen für Corfu bestimmten Schiff, welches im Hafen liegt, für ihren Sohn einen Platz nehmen. Sie befiehlt den Bedienten, welche mit Koffern und Paketen nach dem Schiff gehen, den neugierigen Zuschauern von der nahen Abreise des Prinzen mit diesem Schiffe zu erzählen. Zugleich läßt sie die Nachricht verbreiten, sie selber, Hortense, sei gefährlich erkrankt und könne daher ihren Sohn nicht begleiten.

Der Arzt bestätigt diese Angabe und erzählt in ganz Ancona von der gefährlichen Erkrankung der Herzogin von St. Leu.

Und nachdem dies Alles geschehen, läßt Hortense das Bett ihres Sohnes in das kleine Cabinet neben ihrem Zimmer tragen, und vor diesem Bett auf ihre Kniee niedersinkend und das Antlitz in ihren Händen verbergend, fleht sie zu Gott, ihr das Leben ihres Sohnes zu erhalten!

Am Abend dieses Tages lichtete das nach Corfu bestimmte Schiff die Anker. Niemand zweifelte, daß Louis Napoleon sich auf demselben befinde, und Jedermann beklagte die Herzogin, welche, krank vor Kummer und Angst, ihren Sohn nicht hatte begleiten können.

Und während deß saß Hortense am Lager ihres Sohnes, der in wilden Fieber-Phantasieen sich auf seinem Krankenbette umherwarf.

Aber sie fühlte gar keine Schwäche, keine Unruhe mehr, die nervöse Aufreizung hielt sie aufrecht und verlieh ihr Kraft und Besonnenheit. Zwei Gefahren zugleich bedrohten ihren Sohn, eine Krankheit, welche durch das geringste Versehen tödtlich werden konnte, und die Ankunft der Oesterreicher, welche ihren Sohn Louis Napoleon ausdrücklich von jeder Amnestie ausgeschlossen hatten. Vor beiden Gefahren mußte Hortense ihren Sohn retten, — das verlieh ihr Stärke.

So waren zwei Tage vergangen; die letzten beiden Schiffe hatten, mit Flüchtigen überladen, den Hafen verlassen, und jetzt rückte die Avantgarde der Oesterreicher in Ancona ein.

Der Commandant der Avantgarde, welcher für die nachkommende Armee Quartier bestellte, bestimmte das Palais des Prinzen Canino, in welchem die Herzogin von St. Leu wohnte, zum Quartier für den commandirenden General und seinen Stab. Hortense hatte das erwartet und sich schon im Voraus auf einige Zimmer beschränkt, die Salons und die großen Zimmer alle für den General bereit haltend. Als man aber verlangte, daß das ganze Palais geräumt würde, da erzählte die Frau des Schloßverwalters, die Einzige, welche die Herzogin in ihr Vertrauen gezogen, dem österreichischen Offizier, daß es die Königin Hortense sei, welche da allein, krank und unglücklich in diesen reservirten Zimmern wohne. —

Ein wunderbarer Zufall wollte, daß der österreichische Hauptmann,

welcher für seinen General hier Quartier machte, einer von denen war, welche im Jahre 1815 in Dijon die Königin und ihre Kinder gegen die Wuth der Royalisten vertheidigt hatten. Er nahm sich jetzt zum zweiten Male mit regem Eifer der Herzogin an und eilte dem eben einrückenden General en chef, Baron von Geppert, entgegen, um ihm von der Lage der Dinge Nachricht zu geben.

Dieser, wie alle Welt, überzeugt, daß ihr Sohn Louis Napoleon nach Corfu entflohen sei, erklärte sich gern bereit, der Herzogin die von ihr bewohnten Zimmer zu überlassen und bat, ihr einen Besuch machen zu dürfen. Aber die Herzogin war noch immer krank und bettlägerig und durfte Niemand empfangen.

Die Oesterreicher also zogen in das Palais ein und nahmen von allen Zimmern Besitz, und inmitten derselben, nur durch eine verschlossene Thür von dem Zimmer des Generals getrennt, befand sich Hortense mit ihrem kranken Sohn. Das geringste Geräusch konnte ihn verrathen. Wenn er hustete, mußte man ihm den Mund zuhalten und seinen Kopf unter Decken bergen, um das Geräusch des Hustens zu dämpfen, wenn er sprechen wollte, so durfte das nur flüsternd geschehen, denn die österreichischen Wandnachbarn würden erstaunt gewesen sein, in dem Zimmer der kranken Herzogin eine männliche Stimme zu vernehmen, und das hätte Verdacht erwecken können.

Endlich, nach acht Tagen der Qual und Angst, erklärte der Arzt, daß Louis Napoleon jetzt ohne Gefahr die Reise antreten dürfe, und die Herzogin von St. Leu war also plötzlich genesen! Sie ließ den österreichischen General Baron von Geppert um seinen Besuch bitten, um ihm zu danken für seinen Schutz und seine Theilnahme; sie erzählte ihm, daß sie jetzt bereit sei abzureisen, und daß sie beabsichtige sich in Livorno einzuschiffen, um in Malta mit ihrem Sohn zusammen zu treffen und mit ihm nach England zu gehen. Da sie auf dem Wege nach Livorno das ganze österreichische Armeecorps zu passiren hatte, bat die Herzogin den General um einen von seiner Hand unterzeichneten Passirschein, der indeß, um alles Aufsehen zu vermeiden, ihren Namen nicht enthalten solle.

Der General, voll tiefen Mitgefühls für die unglückliche Frau,

welche im Begriff stand ihrem proscribirten Sohn nachzueilen, erfüllte bereitwillig ihre Forderung.

Am andern Tage, dem ersten Tage des Osterfestes, wollte Hortense ihre Reise antreten, und indem sie dem österreichischen General ihre Abschiedsgrüße sandte, ließ sie ihm melden, daß sie, um in Loretto die Messe zu hören, sehr früh abreisen würde.

In der Nacht wurden alle zur Abreise nothwendigen Vorbereitungen getroffen, und Louis Napoleon mußte sich in die Verkleidung eines Livréebedienten stecken; ein eben solcher Anzug war auch dem Marquis Zappi, der sich bis zu diesem Tage bei einem Freunde verborgen gehalten, zugesandt, und in diesem Costüm sollte er unten am Wagen die Herzogin erwarten.

Endlich dämmerte der Morgen, endlich kam die Stunde der Abreise.

Das Posthorn des Postillons schmetterte die Straße herauf. Mitten durch die Reihen der schlafenden österreichischen Soldaten, welche das Vorzimmer, das man zu passiren hatte, bewohnten, schritt Hortense, gefolgt von ihrem mit Paketen beladenen Sohn in der Livrée dahin. Niemand als die Wache sah sie abreisen.

Der Tag dämmerte kaum herauf. Im ersten Wagen saß die Herzogin mit ihrer Gesellschafterin, und vorn auf dem Bock ihr Sohn als Bedienter neben dem Postillon, im zweiten Wagen ihre Kammerfrau mit dem jungen Marquis Zappi hinter sich.

Als die Sonne herauf kam und dem glänzend schönen Ostertage leuchtete, befanden sie sich schon weit von Ancona, und in der Kirche zu Loretto knieete Hortense an der Seite Louis Napoleons nieder, um unter heißen Thränenströmen Gott zu danken, daß es ihr bis jetzt noch gelungen, ihren Sohn zu retten, und Gott anzuflehen, ihr auch ferner beizustehen!

Dennoch gab es viele Gefahren zu überwinden, noch konnte der kleinste Zufall sie verrathen! Nicht blos darin, daß sie alle die Orte, in denen österreichische Truppen lagen, zu passiren hatten, lag die Gefahr; der Passirschein des Generals von Geppert diente ihnen als Schutz und Beistand für das, was sie von dieser Seite bedrohen konnte.

Die größere Gefahr konnte ihnen von Freunden kommen, von irgend

Jemand, der ihren Sohn erkennen mochte, und absichtslos sie verrathen konnte.

Sie mußten das Großherzogthum Toscana passiren, und das war für sie die größte Gefahr, denn dort kannte Jedermann ihren Sohn Louis Napoleon, und Jedermann konnte sie verrathen. Möglichst bei Nacht also mußte dieser Weg zurückgelegt werden, überall hatte der vorauseilende Courier die Postpferde bestellt; wie groß war daher das Entsetzen, als man auf der Station Camoscia, an der Grenze Toskana's, keine Pferde fand, und erfuhr, daß man erst in einigen Stunden deren haben könnte!

Diese Stunden der Erwartung und der Angst waren fürchterlich. Hortense verbrachte sie in ihrem Wagen, athemlos horchend auf jedes Geräusch, jeden Ton, der die Luft durchbebte.

Ihr Sohn Louis war abgestiegen und hatte sich auf die steinerne Bank gesetzt, welche da vor dem kleinen elenden Posthause stand. Erschöpft von Kummer und noch matt von Krankheit, unbekümmert um die Gefahren, die ihn von allen Seiten bedrohten, nicht achtend des Nachtwindes, der mit fröstelnden Schauern sein Antlitz berührte, ließ der Prinz sich auf diese Steinbank niedergleiten und schlief ein.

So brachten sie die Nacht zu. Hortense, die einstige Königin, in einem halboffenen Wagen; Louis Napoleon, der jetzige Kaiser von Frankreich, auf einer Steinbank, die ihm als Lager diente!

VII.

Die Pilgerfahrt.

Der Himmel hatte Mitleid mit der Angst und der Qual der unglücklichen Herzogin von St. Leu. Er erhörte das Gebet des geängstigten Mutterherzens und ließ Mutter und Sohn glücklich allen den Gefahren entrinnen, welche sie in Italien auf jedem Schritt bedrohten.

Bei Antibes überschritten sie glücklich und unerkannt die Grenze von

Frankreich. Sie waren jetzt in ihrem Vaterlande, in dieser belle France, die sie auch in der Ferne, obwohl von ihr verlassen und aufgegeben, doch immer noch mit stolzer Freude ihre Mutter genannt, und der sie die Treue und Liebe bewahrt hatten. Ein Todesurtheil bedrohte die Napoleoniden, wenn sie es wagen sollten, den französischen Boden zu betreten. Aber was kümmerte das sie! Weder Hortense, noch ihr Sohn dachten daran. Sie wußten nur, daß sie in ihrem Vaterlande waren! Sie athmeten mit Entzücken diese Luft ein, die ihnen schöner, reiner erschien, als jede andere; sie lauschten mit herzklopfender Freude der Musik dieser schönen Sprache, die sie jetzt überall vernahmen, die sie mit den süßen Lauten der Heimath begrüßte.

In Cannes brachten sie die erste Nacht zu. Welche Erinnerungen knüpften sich für Hortense an diesen Ort! In Cannes war Napoleon ans Land gestiegen, als er von Elba wieder heimkehrte nach Frankreich, von Cannes aus hatte er mit einem kleinen Häuflein Soldaten seinen Weg nach Paris angetreten, und mit einer Armee war er dort angelangt. Denn überall hatte das Volk ihn mit Jubel empfangen, überall waren die Regimenter, welche man dem heranrückenden Feldherrn entgegen gesandt, mit flatternden Fahnen und klingendem Spiel zu ihm übergegangen. Carl von Labédoyère, der junge begeisterte Anhänger des Kaisers, war der Erste gewesen, der das gethan. Von Grenoble aus sollte er dem Kaiser mit seinem Regiment entgegenrücken, aber mit dem jauchzenden Ruf: vive l'empereur! ging das ganze Regiment zu seinem angebeteten Feldherrn über. Schwer hatte Labédoyère den Enthusiasmus jener Stunden büßen müssen, denn die zum zweiten Mal heimgekehrten Bourbonen ließen ihn die dem Kaiser bewiesene Treue mit dem Tode büßen; gleich dem Marschall Ney ward auch Carl von Labédoyère erschossen, gleich dem Kaiser selber mußte er den Triumpf der hundert Tage mit seinem Leben und seiner Freiheit büßen!

An alle diese traurigen und schmerzvollen Namen der Vergangenheit dachte die Herzogin, als sie jetzt mit ihrem Sohn in dem Zimmer eines Hôtels in Cannes die ersten Stunden ruhiger Erholung genoß. In den Fauteuil zurückgelehnt, die großen Augen mit träumerischen Blicken zur Decke emporgerichtet, erzählte sie dem aufhorchenden Prinzen von den Tagen,

welche gewesen, sprach sie zu ihm von den Tagen, in denen sie jetzt lebten. Von diesen Tagen der Demüthigung und des Vergessenseins, von diesen Tagen, in welchen das französische Volk sich erhoben hatte, und seine Löwenmähne schüttelnd, die Bourbonen weit fortgeschleudert hatte von ihrem angestammten Throne, weit fort aus dem Lande, welches sie bis dahin stolz ihr Eigen genannt. Das Volk, indem es die Bourbonen verjagte, hatte sich freiwillig und aus eigener Machtvollkommenheit einen andern Herrscher gewählt, es hatte sich selber einen König berufen, nicht den König von Rom, welcher in Wien als Herzog von Reichstadt die leuchtenden Erinnerungen seiner Kindheit vergessen mußte, nicht den Sohn des Kaisers Napoleon! — Das Volk von Frankreich hatte sich den Herzog von Orleans zu seinem König auserwählt, und die erste That Louis Philippe's war gewesen, daß er das Verbannungsdecret erneuerte, welches die alten Bourbonen den Napoleoniden nachgeschleudert und welches es als ein todeswürdiges Verbrechen bezeichnete, wenn sie es wagen sollten, jemals den Boden Frankreichs zu betreten.

„Das Volk hat gehandelt seiner Freiheit und seinem Willen gemäß," sagte Hortense mit einem traurigen Lächeln, als sie sah, wie ihr Sohn erbleichte und seine Stirn sich in Falten legte. „Ehre den Willen des Volkes, mein Sohn! Um den Kaiser wegen der großen Dienste, die er dem Vaterlande geleistet, zu belohnen, hatte Frankreich ihn mit Stimmeneinheit zu seinem Kaiser erhoben. Das Volk, welches giebt, hat auch das Recht, wieder zu nehmen. Die Bourbonen, welche sich als Eigenthümer Frankreichs betrachten, mögen Frankreich als ein ihnen von den Orleans geraubtes Gut reklamiren. Die Bonapartisten aber müssen sich erinnern, daß alle ihre Macht ihnen von dem Willen des Volkes kommt. Sie müssen den Ausspruch desselben immer auf's Neue von der Zukunft erwarten, und sich ihm immer unterwerfen und fügen." *)

Louis Napoleon beugte sein Haupt und seufzte. Er mußte sich dem ausgesprochenen Willen des Volkes fügen, er mußte vorsichtig, unter einem erborgten Namen sich hineinstehlen in das Land seiner Sehnsucht und

---

*) Der Herzogin eigene Worte. Siehe: La reine Hortense en Italie, Suisse, France etc., p. 79.

seiner Träume, er mußte es sorgsam verleugnen, daß er ein Franzose sei, und seinen Namen und seinen Paß von der Nation entlehnen, welche seinen Oheim, einen zweiten Prometheus, an den Felsen geschmiedet und ihn dort hatte sterben lassen! Aber er that es mit blutendem, trauervollem Herzen; er pilgerte an der Seite seiner Mutter, die tief verhüllt und verschleiert neben ihm ging, von Ort zu Ort und ließ sich überall von ihr die großen Erinnerungen der Vergangenheit erzählen. Und bei diesen Erzählungen flammte seine Liebe, seine Begeisterung für das so lang entbehrte, so lang ersehnte Vaterland höher auf. Der Anblick, die Luft dieses Vaterlandes hatte ihn electrisirt, er hegte nur noch Einen Wunsch: in Frankreich zu bleiben, ihm zu dienen, wenn auch nur als gemeiner Soldat.

Eines Tages trat Louis Napoleon mit einem Brief in der Hand zu seiner Mutter ein, und bat sie, denselben zu lesen. Es war ein Schreiben an Louis Philippe, in welchem Louis Napoleon den König der Franzosen bat, ihn aus seinem Exil zu erlösen, ihm zu gestatten, daß er als Soldat in die französische Armee eintrete.

Hortense las den Brief und schüttelte traurig ihr Haupt. Es widerstrebte ihrem edlen und stolzen Sinn, daß ihr Sohn, der Neffe des großen Kaisers, irgend eine Gunst von Dem erbitten sollte, welcher sich nicht gescheut hatte, die Revolution für sich auszubeuten, und doch nicht den Muth gehabt hatte, den verbannten Napoleoniden zu ihrem Recht zu verhelfen, und ihnen ihr Vaterland wieder zu öffnen. In seiner glühenden Begierde, Frankreich zu dienen, hatte Louis Napoleon diese Beleidigung des Königs der Franzosen vergessen.

„Meine Kinder," sagt Hortense in ihren Memoiren, „meine Kinder, welche von allen Höfen, selbst von denen, die dem Kaiser, ihrem Oheim, Alles verdankten, ohne Rücksicht und Schonung verfolgt worden, hatten ihrem Vaterland ihre ganze Zuneigung bewahrt. Die Augen immer nach Frankreich hingewandt, beschäftigt mit den Institutionen, welche geeignet sein könnten, Frankreich glücklich zu machen, wußten sie, daß die Völker allein ihre Freunde seien, — der Haß der Großen hatte es sie genugsam gelehrt. Sich der Wahl des Volkes mit Resignation fügen, war ihnen also eine Pflicht, aber sich dem Dienste Frankreichs zu weihen, ein Herzensbedürfniß. Deshalb hatte mein Sohn an Louis Philippe geschrieben, des-

halb wollte er, um seinem Vaterlande doch auf irgend eine Art zu nützen, in die Armee eintreten." *)

Hortense mahnte ihm ab von diesem gewagten Schritte, und als sie sah, wie ihren Sohn das betrübte, wie seine Augen sich mit Thränen füllten, bat sie ihn, mindestens noch zu warten und zu überlegen, und seinen Entschluß bis zu ihrer Ankunft in Paris zu vertagen.

Louis Napoleon unterwarf sich den Wünschen seiner Mutter, und schweigend und trauervoll setzten die beiden Pilger ihre Wanderung fort durch dieses Land und diese Städte, die sich für Hortense in leuchtende Grabdenkmäler verklungener Herrlichkeit verwandelten.

In Fontainebleau zeigte Hortense ihrem Sohne das Schloß, welches Zeuge der größten Triumphe und des bittersten Weh's seines großen Oheims gewesen. Auf seinen Arm gelehnt, das Antlitz dicht verhüllt von dem schwarzen Schleier, damit Niemand sie erkenne, durchwanderte Hortense jene Gemächer, jene Säle, in denen sie einst als machtvolle, gefeierte Königin geherrscht, und welche sie jetzt heimlich, eine Verbannte, vom Tode Bedrohte, wiedersah. Die Diener, die sie geleiteten, waren noch dieselben, welche zur Zeit des Kaisers dort gewesen! Hortense erkannte sie gar wohl; sie wagte es nicht, sich ihnen zu erkennen zu geben, aber sie fühlte doch, daß auch sie hier nicht vergessen worden. Sie sah das an dem Ausdruck, mit welchem der Schloßdiener ihnen die Zimmer öffnete, welche sie einst bewohnt, an dem Ton, mit welchem er ihren Namen nannte! Alles in diesem Schloß war geblieben, wie es damals gewesen! Da waren noch dieselben Meubles in den Zimmern, welche die Kaiserfamilie nach dem Frieden von Tilsit bewohnt, und in denen sie damals so herrliche Feste gegeben, so viel Huldigungen aller Könige und Fürsten Europa's empfangen hatte, aller dieser Könige und Fürsten, welche gekommen waren, um die Hülfe und Huld ihres Besiegers anzuflehen! Da waren auch die Gemächer, welche der Papst, einmal freiwillig, das andere Mal gezwungen, bewohnt hatte. Ach, und da war auch dieses kleine Cabinet, in welchem der Kaiser, der einst so mächtige und glanzvolle Beherrscher von Europa, der Krone entsagte, welche seine Siege, seine Wohlthaten und die Liebe des

---

*) La reine Hortense etc., p. 19.

französischen Volkes auf sein Haupt gesetzt! Und endlich war da die Kapelle und dieser Altar, vor dem der Kaiser Napoleon seinen Neffen Louis Napoleon über die Taufe gehalten hatte! — Alles war geblieben, so wie es einst gewesen, nur der englische Garten, den Hortense mit ihrer Mutter angelegt und gepflanzt, war mächtig und herrlich herangewachsen, und sang mit seinen rauschenden Wipfeln der armen verbannten Pilgerin ein trauriges Lied von der Länge der Zeit, welche sie von ihrem Vaterlande getrennt gewesen!

Weiter wanderte das trauernde Paar, und endlich langten sie vor der Barrière von Paris an. Hortense war in diesem Moment nur Französin, nur Pariserin, und alles Andere, alle Schmerzen, alle Leiden vergessend, wollte sie ihrem Sohn nur die Honneurs von Paris machen. Sie befahl dem Postillon, sie über die Boulevards bis zur Rue de la Paix zu fahren, und dort vor dem ersten besten Hôtel von Bedeutung anzuhalten. Das war derselbe Weg, den die Herzogin von St. Leu vor sechszehn Jahren, von einem österreichischen Offizier escortirt, gemacht hatte. Damals hatte sie Paris bei Nacht verlassen, hinausgestoßen gewissermaßen von den Alliirten, welche sie, die arme schwache Frau, mit ihren kleinen Knaben so sehr fürchteten, daß man in einzelnen Distancen auf ihrem Wege die Truppen unter Waffen aufgestellt hatte, um, wie man sagte, ihren Weg zu beschützen. Jetzt, nach sechszehn Jahren, kehrte Hortense auf demselben Wege wieder heim nach Paris, immer noch eine Verbannte, Heimathlose, und neben ihr der Sohn, dessen Haupt nicht blos von dem Verbannungsdecret Frankreichs, sondern von dem Proscriptions-Edict Oesterreichs bedroht war!

Aber sie war doch wieder in Paris, wieder in der Heimath, und sie weinte vor Freuden, wieder diese Straßen, diese Plätze zu sehen, an die sich alle Erinnerungen ihrer Jugend knüpften.

Ein seltsamer Zufall wollte, daß die einstige Königin von Holland grade in dem „Hôtel von Holland“ ihr Quartier nahm, und so gewissermaßen unter der flatternden Fahne ihrer Vergangenheit ihren Einzug in Paris hielt. In dem kleinen Hôtel von Holland nahm die Königin von Holland Besitz von den Zimmern der ersten Etage, und diese boten ihr die Aussicht auf den Boulevard und die Säule der Place Vendôme.

„Sagen Sie der Säule auf der Place Vendôme, daß ich sterbe, weil ich sie nicht umarmen kann," schrieb einst der Herzog von Reichstadt in das Album eines französischen Edelmannes, dem es gelungen war, trotz der wachsamen Späher, welche den Sohn des Kaisers umgaben, ihm von seinem Vater und vom Kaiserreich zu erzählen. — Dieses Glück, welches der Sohn des Kaisers vergeblich ersehnte, es sollte jetzt mindestens dem Neffen des Kaisers zu Theil werden!

Louis Napoleon durfte es wagen, sich zu zeigen, Niemand kannte ihn in Paris, Niemand konnte ihn also verrathen, er durfte hinunter gehen auf den Platz, er durfte zu der Vendôme-Säule hineilen, um in seinen Gedanken mindestens niederzuknieen vor diesem Monument, das mit seinen ehernen Schriftzeichen den Ruhm und die Größe des Kaisers verewigte!

Hortense blieb zurück, um vor allen Dingen einer heiligen Pflicht, welche, wie sie vermeinte, ihre Ehre und ihre Würde ihr auferlegte, zu genügen.

Sie wollte nicht heimlich, wie eine flüchtige Verbrecherin, in diesem Paris sich aufhalten, welches jetzt durch den Willen des Volkes sich einen neuen König, aber keinen Napoleoniden, gewählt. Sie wollte die Gastfreundschaft Frankreichs, den Schutz seiner Gesetze nicht sich erschleichen, sie wollte nicht mit verhülltem Haupte einhergehen und das Gouvernement mit einem falschen Paß und einem erborgten Namen täuschen.

Sie hatte den Muth der Wahrheit und Aufrichtigkeit, und mit diesem Muth wollte sie dem König von Frankreich sagen, daß sie da sei, nicht um durch ihr Dasein sein Verbannungsdecret zu verhöhnen, nicht um gegen seine neue Krone zu intriguiren und durch ihr Erscheinen die Bonapartisten aus dem Schlaf ihres Vergessens aufzuschrecken, sondern nur, weil es kein anderes Mittel gegeben, ihren Sohn zu retten, weil sie mit ihm Frankreich durchwandern mußte, um nach England gelangen zu können. —

Die Revolution, welche die Geschicke der Menschen so seltsam durcheinander würfelt, hatte gemacht, daß die Umgebung des neuen Königs fast nur aus den Freunden und Dienern des einstigen Kaisers und der Herzogin von St. Leu bestand. Aber um diese nicht zu verdächtigen, wandte sich Hortense jetzt an denjenigen, den sie selbst am wenigsten kannte, und dessen Anhänglichkeit an die Familie Orleans zu bekannt war, um durch ihr

Unternehmen angezweifelt werden zu können. An Herrn von Houdetot, den Adjutanten des Königs, wandte sich also Hortense, oder vielmehr sie ließ ihre Gesellschafterin, Fräulein von Massuyer, an ihn schreiben. Diese mußte dem Grafen anzeigen, daß sie mit einer englischen Familie in Paris angekommen sei, und Herrn von Houdetot eine Bestellung von der Herzogin von St. Leu auszurichten habe.

Herr von Houdetot folgte dem Ruf und kam in das Hôtel von Holland, um Fräulein Massuyer zu sehen. Mit Erstaunen und Rührung erkannte er in der vermeintlichen englischen Dame die Herzogin von St. Leu, welche alle Welt auf dem Wege nach Malta glaubte, und für die ihre Freunde — welche die Strapazen einer so großen Reise für die schwache Gesundheit Hortensens fürchteten — schon Schritte gethan, um ihr die Erlaubniß auszuwirken, ihren Weg nach England durch Frankreich zu nehmen.

Hortense erzählte dem tiefbewegten Grafen Houdetot von den letzten Schlägen des Schicksals, welche sie betroffen, sie drückte ihm ihr Verlangen aus, den König zu sehen, um mit ihm selber die Zukunft ihres Sohnes zu besprechen.

Herr von Houdetot übernahm es, den König zu benachrichtigen, und kam am nächsten Tage, um der Herzogin Bericht abzustatten über den Erfolg seiner Sendung. Er erzählte der Herzogin, daß der König laut gejammert habe über die Tollkühnheit der Herzogin, nach Frankreich zu kommen, über die Unmöglichkeit für ihn, die Herzogin zu sehen. Er sagte ihr ferner, daß, da der König ein verantwortliches Ministerium neben sich habe, er seinem Minister-Präsidenten die Ankunft der Herzogin nicht habe geheim halten dürfen, und daß demgemäß der Minister Casimir Perrier noch im Laufe des Tages zu der Herzogin kommen werde.

Wenige Stunden später kam der berühmte Minister Louis Philipps. Er kam mit einem ernsten, strengen Wesen, gewissermaßen um über die angeklagte Herzogin zu Gericht zu sitzen, aber der edle Freimuth, die ungekünstelte Offenheit, die zarte Würde Hortensens entwaffneten ihn und ließen ihn bald ein feineres, höflicheres Wesen annehmen.

„Ich weiß wohl," sagte ihm Hortense im Laufe des Gesprächs, „ich weiß, daß ich ein Gesetz verletzt habe, indem ich hierher kam; ich kenne

die ganze Schwere dieses Vergehens; Sie haben das Recht, mich verhaften zu lassen, es wäre ganz gerecht, wenn Sie es thäten!" — Casimir Perier schüttelte langsam das Haupt und antwortete: „Gerecht, nein! Gesetzmäßig, ja!" *)

VIII.

Louis Philipp und die Herzogin St. Leu.

Der Besuch, welchen Casimir Perrier der Herzogin gemacht, schien ihn überzeugt zu haben, daß die Befürchtungen, welche der König und sein Ministerium gehegt, wirklich grundlos gewesen, daß die Stieftochter Napoleons nicht nach Frankreich gekommen, um zu intriguiren, und für den Herzog von Reichstadt, oder für Louis Napoleon den noch immer ein wenig schwankenden und unsicheren Thron von Frankreich zu beanspruchen, sondern daß sie nur in der Angst ihrer Mutterliebe den Weg durch Frankreich gewählt, um ihren Sohn zu erretten.

Dieser Ueberzeugung gemäß hielt Louis Philipp es jetzt nicht mehr für unmöglich, die Herzogin von St. Leu zu sehen, sondern ließ sie um ihren Besuch bitten. Vielleicht erinnerte der König, welcher ein so gutes Gedächtniß für Zahlen und Geldangelegenheiten besaß, sich daran, daß Hortense (damals noch Königin von Holland) es gewesen, welche in den hundert Tagen des Kaiserreichs von 1815 seiner Mutter, der Herzogin von Orleans Penthièvre, von dem Kaiser die Erlaubniß ausgewirkt, in Paris zu bleiben, und ihr von dem Kaiser eine Pension von 200,000 Francs Renten verschafft hatte; daß Hortense es gewesen, welche der Tante des jetzigen Königs, der Herzogin von Orleans-Bourbon, dieselben Dienste geleistet. Damals in der Freude über eine gesicherte und glänzende Existenz hatten diese beiden Damen die zärtlichsten Briefe voll Liebe und Ergebenheit

*) La reine Hortense: Voyage en Italie etc., p. 110.

an die Herzogin geschrieben, damals hatten sie Hortense ihrer ewigen unvergänglichen Dankbarkeit versichert. *) — Vielleicht erinnerte sich Louis Philipp daran, und wollte jetzt vergelten, was Hortense damals für seine Mutter und seine Tante gethan.

Er ließ Hortense um ihren Besuch bitten, und am zweiten Tage ihres Aufenthalts in Paris führte Herr von Houdetot die Herzogin von St. Leu in die Tuilerieen, welche sie einst als junges Mädchen, als Stieftochter des Kaisers, dann als die Königin von Holland, als Gemahlin des Bruders des Kaisers bewohnt hatte, und welche sie jetzt wieder sah, eine arme Pilgerin, flüchtig, namenlos mit verhülltem Haupt, bittend um ein wenig Schutz, ein wenig Duldung von Denen, welchen sie einst Schutz und Duldung gewährt.

Louis Philipp empfing die Herzogin von St. Leu mit all der Feinheit und Grazie, welche der „Bürger-König" so gut anzunehmen verstand, und die von jeher ein Erbtheil seines Hauses gewesen, mit all der glatten Freundlichkeit und anscheinenden Treuherzigkeit, unter der er so gut seine eigentlichen Absichten und Gesinnungen zu verbergen wußte. — Gerade auf das Ziel losgehend, begann er sogleich von dem, was der Herzogin ohne Zweifel am meisten am Herzen liegen mußte, — von dem Verbannungsdecret.

„Ich kenne," sagte der König, „alle Schmerzen des Exils, und es liegt nicht an mir, daß die Ihrigen nicht schon gelindert sind." — Er versicherte ihr, daß dieses, die Familie Bonaparte betreffende Verbannungsdecret wie ein Stein sein Herz belaste, er ging sogar so weit, sich wegen desselben zu entschuldigen, indem er sagte: das gegen die Kaiserliche Familie ausgesprochene Exil sei nur ein Artikel desselben Gesetzes, welches die Conventionellen niedergeschmettert, und dessen Erneuerung das Land mit Ungestüm verlangt habe! So habe es geschienen, als sei er es, welcher ein neues Verbannungsurtheil ausgesprochen, während er nur ein schon unter dem Consulat Napoleons bestehendes Gesetz erneuert habe. „Aber," fügte der König mit freudigem Stolz hinzu, „die Zeit ist nicht

---

*) La reine Hortense: Voyage en Italie etc. p. 185. seqq.

mehr fern, wo es keine Exilirten mehr geben wird, ich will deren keine unter meiner Regierung!"

Dann, gleichsam um die Herzogin daran zu erinnern, daß es zu allen Zeiten, auch unter der Republik, dem Consulat und dem Königreich, Verbannte und Verbannungsdecrete gegeben, erzählte er ihr von seinem eignen Exil, von der dürftigen und demüthigen Lage, in welcher er sich befunden, die ihn dahin gebracht, sich als Lehrer zu verdingen, und für ein geringes Honorar Unterricht zu ertheilen.

Die Herzogin hatte ihm mit einem feinen Lächeln zugehört, und erwiederte dem König, daß sie die Geschichte seines Exils kenne, und daß sie ihm zum Ruhm gereichte.

Sodann erzählte die Herzogin dem König mit offnem Freimuth, daß ihr Sohn sie auf ihrer Reise begleitet und bei ihr in Paris sei, daß Louis Napoleon in seiner glühenden Begeisterung für sein Vaterland an den König geschrieben und ihn gebeten habe, ihm zu gestatten, daß er in die Armee eintrete.

„Senden Sie mir den Brief," erwiederte Louis Philipp, „ich werde ihn durch Perrier abholen lassen, und wenn es die Umstände erlauben, bin ich gern geneigt, die Wünsche Ihres Sohnes zu erfüllen. Ueberhaupt werden Sie mich stets mit Freuden bereit finden, Ihnen zu dienen. Ich weiß, daß Sie legitime Reclamationen zu machen haben, und daß Sie sich vergeblich an die Gerechtigkeit aller früheren Ministerien gewandt haben. Schreiben Sie mir eine Rechnung von Allem, was Frankreich Ihnen schuldet, und senden Sie mir allein dieselbe zu. Ich verstehe mich auf Geschäfte, und mache mich von jetzt an zu ihrem Chargé d'Affaires." *) „Der Herzog von Rovigo," fuhr er fort, „hat mir gesagt, daß auch die übrigen Mitglieder der Kaiserfamilie sich in gleicher Lage befänden. Ich würde glücklich sein, wenn ich Ihnen Allen helfen könnte, und ich werde mich besonders bemühen, etwas für die Prinzessin von Montfort thun zu können." **)

---

*) Des Königs eigene Worte. Siehe: Voyage en Italie etc. p. 206.

**) Die Prinzessin von Montfort war die Gemahlin Jerome's, die Schwester des regierenden Königs von Würtemberg und Cousine des Kaisers von Rußland.

Hortense hatte dem König mit strahlenden Augen zugehört. Diesem wohlwollenden Angesicht, diesem freundlichen Lächeln, diesem Ausdruck herzlicher Geradheit des Königs gegenüber, hatte die Herzogin auch nicht das kleinste Mißtrauen, den geringsten Zweifel. Sie glaubte an die Güte und Geneigtheit des Königs und in ihrer freudigen Rührung dankte sie ihm mit innigen und begeisterten Worten für das Gute, was er zu thun versprach, ohne zu zweifeln, daß er es auch wirklich zu thun beabsichtige.

„Ach Sire," rief sie, „die ganze Familie des Kaisers ist im Unglück, und Sie werden viele Ungerechtigkeit wieder gut zu machen haben. Frankreich ist in großer Schuld gegen uns Alle, und es ist Ihrer würdig, dieselbe abzutragen.*)

Der König erklärt sich zu Allem bereit. Er, welcher es so sehr liebte, Millionen einzunehmen, und Geldgeschäfte zu machen, versprach mit lächelndem Munde im Namen Frankreichs Millionen herauszugeben und die alte Staatsschuld zu bezahlen!

Die Herzogin glaubte ihm. Sie glaubte seinen Freundschaftsbe-

---

*) Diese Schuld Frankreichs gegen die Napoleoniden war allerdings eine nicht abzuleugnende Thatsache. Der Kaiser Napoleon hatte alle Krondiamanten, selbst den berühmten „Regenten," welche das Directorium versetzt hatte, wieder eingelöst, er hatte alle Königlichen Schlösser restauriren und neu meubliren lassen, und er hatte alles dies nicht aus Staatsmitteln, sondern von seiner eigenen Civilliste bezahlt. Er hatte außerdem die Domainen mit einigen hundert Millionen, den Früchten seiner Eroberungen, dotirt. Als er zu Fontainebleau abdicirte, fixirte er sein und das Schicksal seiner Familie durch die Erneuerung des Vertrages vom 11. April 1814.

Er entsagte demgemäß allen seinen Reichthümern, all' seinem Privat-Eigenthum, er cedirte die Krondiamanten an Frankreich, aber unter der Bedingung, daß seiner Familie und ihm eine von ihm fixirte Pension gezahlt, und das Schicksal einiger seiner Braven gesichert werde. — Dieser Tractat ward von Talleyrand im Namen Ludwig XVIII. unterzeichnet und ausgefertigt und von allen Mächten garantirt, aber er ward niemals ausgeführt. Man confiscirte vielmehr alles Hab' und Gut der Kaiserfamilie und zahlte ihnen selbst nicht die rückständigen Pensionen, welche der Schatz ihnen schuldete und welche die Deputirten-Kammer von 1814 als gültig anerkannt und als Staatsschuld eingezeichnet hatte. (Voyage en Italie etc. p. 207.)

theuerungen und seiner biederen Aufrichtigkeit. Sie ließ sich von ihm zu seiner Gemahlin, der Königin, geleiten, und fand bei dieser und Madame Adelaide dieselbe Herzlichkeit, dieselbe aufrichtige Theilnahme wieder, welche ihr der König bewiesen. — Nur einmal im Lauf des Gespräches vergaß Madame Adelaide ihrer herzlichen Gesinnung. Sie fragte die Herzogin, wie lange sie noch in Paris zu bleiben gedenke, und als diese erwiederte, daß sie noch drei Tage bleiben wolle, rief Madame mit einem Ton angstvollen Erschreckens: „So lange noch! Drei Tage noch! Und es sind so viele Engländer hier, welche Ihren Sohn in Italien gesehen haben, und ihn hier wieder erkennen möchten!"

Aber das Schicksal selber schien die Abreise der Herzogin und ihres Sohnes verzögern zu wollen. Als sie von ihrem Besuch in den Tuilerieen heimkehrte, fand Hortense ihren Sohn in heftigem Fieber auf seinem Lager, und der herbeigerufene Arzt erklärte, daß er von einer Halsentzündung befallen sei.

Abermals hatte Hortense jetzt für das Leben eines Sohnes zu zittern, und dieser Sohn war der letzte Schatz, welchen das Schicksal ihr aus den Tagen ihrer Größe und ihres Glückes gelassen hatte.

Abermals saß die Mutter am Lager ihres Sohnes, Tag und Nacht ihn bewachend mit ihrer Liebe und ihrer Sorge. Das Leben ihres Sohnes erhalten zu sehen, das war jetzt ihr einziger Wunsch, ihr einziges Gebet, alles Andere trat darüber in den Hintergrund und war interesselos. Sie verließ das Lager des Kranken nur, wenn, wie das täglich geschah, Casimir Perrier kam, um im Namen des Königs nach dem Befinden ihres Sohnes zu fragen, und in seltsamer Dienstbeflissenheit die Herzogin aufzufordern, ihre Ansprüche an Frankreich zu normiren, und alle ihre Wünsche in Bezug auf ihre Zukunft ihm mitzutheilen. — Hortense hatte jetzt nur den einen nächstliegenden Wunsch: die Genesung ihres Sohnes, dann die Bitte, daß es ihrer eigenen schwachen Gesundheit vergönnt sein möge, im Lauf des Sommers eins der französischen Pyrenäenbäder besuchen zu können.

Der Minister versprach, ihr diese Erlaubniß beim Könige und den bald zusammentretenden Kammern zu erwirken. „Man wird sich auf diese Weise nach und nach an Ihre Anwesenheit gewöhnen," sagte Ca-

simir Perrier zu der Herzogin. „Was Sie persönlich anbetrifft, so wird man sehr geneigt sein, Ihnen die Thore Ihres Vaterlandes weit zu öffnen. Aber mit Ihrem Sohn ist es etwas Anderes. Sein Name wird ihm ein fortwährendes Hinderniß sein! Wenn er später wirklich wünscht, in der Armee Dienste zu nehmen, so müßte er vor allen Dingen seinen Namen ablegen. Wir sind verpflichtet, das Ausland zu schonen, Frankreich ist in so viele Parteien zerklüftet, daß ein Krieg nur verderbenbringend sein würde, deshalb muß ihr Sohn seinen Namen ändern, wenn —"

Aber jetzt unterbrach ihn die Herzogin mit glühenden Wangen, erröthend vor Unwillen und Zorn. „Wie," rief sie, „diesen edlen Namen, mit dem Frankreich sich schmücken darf, diesen Namen sollten wir verbergen, ihn verhüllen, als ob wir uns seiner zu schämen hätten?"

Und außer sich, in ihrer Erregung sogar den leidenden Zustand ihres Sohnes nicht achtend, eilte sie zu seinem Lager hin, um Louis Napoleon in fliegenden Worten zu berichten, welchen Vorschlag ihr der Minister Louis Philipp's gemacht.

Der Prinz richtete sich ungestüm auf seinem Lager empor, seine Augen flammten, und auf seinen Wangen brannte zugleich die Fieberhitze des Zorns und der Krankheit.

„Meinen Namen ablegen!" rief er. „Wer wagt es, mir einen solchen Vorschlag zu machen! Denken wir an alle diese Dinge nicht mehr, meine Mutter! Kehren wir in unsere Zurückgezogenheit zurück. Ach Du hast Recht, meine Mutter, unsere Zeit ist vorüber, oder sie ist noch nicht gekommen!"

IX.

Der Herzogin Abreise von Paris.

Indessen die Aufregung verschlimmerte den Zustand des Kranken noch mehr, und ließ das Fieber mit erneuerter Heftigkeit zurückkehren.

Hortense wich nicht mehr von seinem Lager, sie selber legte Eisumschläge um seinen Hals, sie selber war behülflich, ihm die Blutegel anzusetzen, welche der Arzt verordnet hatte.

Aber diese stete Angst und Erregung, all' diese Schmerzen der Gegenwart und der Vergangenheit, welche auf sie einstürmten, hatten endlich die Kräfte der zarten Frau aufgerieben; auch auf ihren Wangen brannte jetzt Fieberhitze, und der Arzt machte es ihr zur dringenden Pflicht, täglich sich Bewegung zu machen, in die Luft zu gehen, wenn sie eine Krankheit vermeiden wolle.

Hortense gehorchte. In der Dämmerstunde des Abends verließ sie jetzt täglich das Krankenbett des Sohnes, um in unscheinbaren dunkeln Gewändern, das Gesicht von ihrem schwarzen Schleier verhüllt, nur begleitet von dem Marquis Zappi, hinaus zu gehen auf die Straßen. Niemand kannte sie, Niemand grüßte sie, Niemand ahnte, daß diese dunkle Gestalt, welche da so leise und scheu durch die dunkelnden Straßen schlüpfte, daß dies die einstige Königin von Holland sei, welche einst nur in vergoldeten Karossen unter dem freudigen Zujauchzen des Volkes durch dieselben Straßen gefahren war!

Aber auch auf diesen Wanderungen durch Paris lebte Hortense nur ihren Erinnerungen. Sie zeigte dem Marquis das Hôtel, welches sie einst bewohnt, und welches für sie nur Eine glückliche Erinnerung hatte — ihre Söhne waren dort geboren! Sie schaute mit sanftem Lächeln zu der stolzen Façade dieses Hauses empor, dessen Fenster hell erleuchtet waren, und in dessen Salons vielleicht eben ein Banquier oder ein baronisirter Epicier ein Fest gab, und mit ihrer weißen schlanken Hand zu diesen Fenstern empor deutend, sagte sie: „Ich wollte dieses Haus wiedersehen, um mir Vorwürfe darüber zu machen, daß ich mich in demselben unglücklich gefühlt; ja ich wagte es damals, mich zu beklagen, inmitten so vielen Glanzes und so vieler Herrlichkeit; ich war noch so fern davon, die Schwere des Unglücks zu ahnen, das mich eines Tages betreffen sollte!" *)

Sie neigte ihr Haupt und ging weiter, um hier und dort die Häuser

*) Der Herzogin eigene Worte. Siehe: Voyage p. 225.

einiger Freunde aufzusuchen, von denen sie wußte, daß sie ihr treu geblieben. Tief verschleiert, dicht eingehüllt in ihren dunklen Mantel, stand sie diesen Häusern gegenüber, nicht wagend, ihre Freunde von ihrer Gegenwart zu benachrichtigen, befriedigt von dem süßen Gefühl, sich ihnen so nahe zu wissen!

Und wenn sie so ihr Herz gestärkt durch das Bewußtsein, sich einigen Freunden nahe zu wissen, ging sie weiter durch die Straßen, in denen sie, die Tochter Frankreichs, jetzt eine Unbekannte, Heimathlose und Vergessene war! Nein, nicht vergessen! Wie sie eben ganz zufällig ihr Auge hinwandte auf den Laden, an dem sie vorübergingen, sah sie da in dem erleuchteten Schaufenster ihr eigenes Portrait neben dem des Kaisers aufgestellt.

Von einer süßen Rührung erfaßt, blieb Hortense stehen und schaute die Bilder an. Die Menge ging jauchzend, schreiend und lärmend wie immer vorüber, und achtete nicht dieser verhüllten dunklen Gestalt, welche da vor dem Ladenfenster stand und mit von Thränen umflorten Augen ihr eigenes Bild betrachtete.

„Man denkt also noch an uns," flüsterte sie leise. „Diejenigen, welche Kronen tragen, sind nicht zu beneiden und man soll sich nicht beklagen, sie verloren zu haben, aber sollte wirklich die Liebe des Volkes, die zu empfangen so süß ist, noch nicht ganz für uns erloschen sein?"

Diese gänzliche Gleichgültigkeit, mit der Frankreich das Exil der Napoleoniden aufgenommen, hatte sie so tief betrübt. Sie hatte sich nur ein Erinnerungszeichen der Treue und Liebe ersehnt, um getröstet und gestärkt in ihr Exil zurückzukehren. Und jetzt sollte sie es finden, jetzt gab ihr Frankreich durch diese Portraits das Zeichen, daß es sich ihrer erinnerte.

Rasch trat Hortense mit ihrem Begleiter in den Laden, um ihr Portrait und das des Kaisers zu kaufen, und als man ihr sagte, daß diese Portraits sehr viel vom Volk begehrt und gekauft würden, da fühlte sie kaum die Kraft, die Thränen seliger Rührung zurück zu drängen, die wider ihren Willen aus ihrem Herzen in ihre Augen empor stiegen.

Sie nahm die Portraits und eilte damit heim, um sie dem kranken Sohne zu zeigen, um ihm damit die Liebesgrüße Frankreichs zu bringen!

Während die Herzogin so getheilt zwischen den Erinnerungen ihrer Vergangenheit, und den Sorgen und Kümmernissen ihrer Gegenwart still und unbekannt schon seit zwölf Tagen in Paris verweilte, erzählten alle Zeitungen, daß es dem Heroismus der Herzogin gelungen, ihren Sohn zu erretten, und daß sie mit ihm in Malta zu Schiff gegangen, um Louis Napoleon nach England zu führen.

Selbst im Ministerrathe des Königs beschäftigte man sich mit dieser Reise, und hielt es für nothwendig, dem König Vortrag darüber zu halten. Der Marrschall Sebastiani theilte daselbst dem König mit, daß, wie er bestimmt wisse, die Herzogin von St. Leu mit ihrem Sohne in Corfu angelangt sei. Mit lebhaftem Interesse sprach er von der beschwerlichen Seereise, welche die Herzogin zu machen genöthigt sei, und fragte fast schüchtern an, ob es ihr nicht gestattet werden könne, durch Frankreich zu reisen?

Der König sah fast finster aus, und erwiederte fast trocken: „Lassen Sie sie nur ihre Reise fortsetzen." — Casimir Perrier neigte sich tiefer auf das Papier, welches vor ihm lag, um sein Lächeln nicht sehen zu lassen, und der Minister Barthe benutzte das angeschlagene Thema, um eine Probe seiner Beredtsamkeit und seiner Strenge zu geben, indem er ausführte, daß ein Gesetz gegen die Herzogin existire, und daß ein Gesetz eine heilige Sache sei, welche man niemals umgehen dürfe.

Aber die Anwesenheit der Herzogin, so geheim sie auch immer gehalten wurde, fing doch mehr und mehr an, den König und seinen Minister-Präsidenten Casimir Perrier zu beunruhigen. Einmal schon hatte der Letztere ihr durch Herrn von Houdetot sagen lassen, ihre Abreise sei dringend nöthig, sie müsse sofort erfolgen, und nur der Anblick des kranken Prinzen, dessen Halsentzündung eben auf's Neue Blutegel nöthig gemacht, hatte ihn in ihr ferneres Bleiben willigen lassen.

Jetzt aber war man am Vorabend eines großen und gefährlichen Tages, am Vorabend des fünften Mai.*) Eine eigenthümliche Bewegung ging durch die Bevölkerung von Paris, und mit angstvoller Sorge sah

*) Der Todestag Napoleons.

das neue Gouvernement den Tag so großer Erinnerungen für Frankreich hereinbrechen.

Auch schienen diese Sorgen sich rechtfertigen zu sollen. Seit dem Anbruch des Tages strömten Tausende von Menschen der Säule auf dem Vendôme-Platz zu. Schweigend und in ernster Haltung näherten sie sich dem Denkmal, um mit ihren mitgebrachten Blumen-Kränzen die Adler zu schmücken, oder sie zu den Füßen der Säule niederzulegen, und sich dann mit dem Ausdruck stiller Trauer zurückzuziehen.

Hortense stand am Fenster ihres Gemaches, und schaute mit gefalteten Händen und Thränen der Wonne diesem für sie so tiefergreifenden und rührenden Schauspiel zu, das sich da unten auf der Place-Vendôme begab. Da auf einmal ward heftig an ihre Thür geklopft, und Herr von Houdetot stürzte mit bleichem, traurigem Gesicht herein.

„Frau Herzogin," sagte er athemlos. „Sie müssen sogleich abreisen; Sie dürfen keine Stunde länger hier bleiben. Ich habe gemessenen Befehl, Ihnen dies zu sagen; wenn nicht geradezu Gefahr für das Leben Ihres Sohnes daraus entsteht, müssen Sie sogleich abreisen."

Hortense hörte ihn ruhig an. Sie fühlte fast Mitleid mit diesem König, diesem Gouvernement, welchem eine schwache Frau, ein kranker Jüngling Furcht einflößte. Wie groß mußte diese Furcht sein, wenn man um ihretwillen alle Regeln der Gastfreundschaft und des Anstandes verleugnen mußte! Was hatte sie denn gethan, um diese Furcht zu rechtfertigen? Nicht an das Volk von Frankreich hatte sie sich gewandt, um für ihren Sohn, für den Neffen des Kaisers Schutz und Hülfe zu erflehen, angstvoll und scheu hatte sie sich vor dem Volk verborgen, und fern davon, ihrem Vaterlande neue Unruhe, neue Bewegung bereiten zu wollen, hatte sie nur dem König der Franzosen sich anvertraut, nur ihn um Schutz und Duldung gebeten.

Trotz dieses edlen Freimuths mißtraute man ihr, und ihre Anwesenheit, obwohl von Niemand gekannt, erregten denen Schrecken, welche die Macht und Gewalt in Händen hatten. Hortense hatte Mitleid mit ihnen, nicht ein Wort der Klage oder des Bedauerns kam mehr über ihre Lippen. Sie ließ sofort den Arzt rufen, und indem sie ihm sagte, daß sie noth-

wendigerweise nach London abreisen müsse, fragte sie ihn, ob eine solche Reise ihrem Sohne gefährlich werden könne. — Der Arzt erklärte, daß er allerdings noch einige Tage der Ruhe und der Erholung gewünscht habe, daß aber bei gehöriger Vorsicht und Aufmerksamkeit der Prinz im Stande sei, am anderen Tage abzureisen.

„Ich werde also morgen reisen, berichten Sie das dem König!“ sagte Hortense, und, während Herr von Houdetot von dannen eilte, dem König die willkommene Kunde zu bringen, traf die Herzogin ihre Vorbereitungen zur Reise, die sie in der Frühe des nächsten Morgens mit ihrem Sohn antrat.

In vier Tagen erreichten sie Calais; das Schiff lag bereit, welches sie hinüber führen sollte nach England. Abermals sollte Hortense als Verbannte, Flüchtige ihr Vaterland verlassen. Abermals war sie ausgestoßen, verurtheilt in der Fremde zu leben. Weil das französische Volk noch immer seinen Kaiser nicht vergessen konnte, fürchteten und haßten die französischen Könige die Familie des Kaisers. Unter den alten Bourbonen hatte man sie verwünscht und verhöhnt, Louis Philipp, welcher durch das Volk zu seiner Krone gelangt war, fühlte wohl, daß er es zuerst noch ein wenig nöthig habe, dem Herzen des Volkes zu schmeicheln und seine Sympathieen zu schonen. Er erklärte dem Volk, daß er die tiefste Bewunderung und Anbetung für seinen großen Kaiser hege, und er erließ doch ein Verbannungsdecret gegen die in der Fremde irrenden Napoleoniden; er befahl die Vendôme-Säule mit der ehernen Statue des Kaisers zu schmücken, und zur selben Zeit vertrieb sein Machtgebot die Tochter und den Neffen des Kaisers von der Schwelle Frankreichs und jagte sie zurück in die Fremde.

Hortense ging, aber sie fühlte doch an dem Wehegefühl, das ihr Herz ergriff, daß es das Vaterland sei, welches sie verließ, das Vaterland, in welchem es für sie Freunde gab, die sie nicht wiedergesehen, das Grab ihrer Mutter, welches sie nicht zu besuchen gewagt, und endlich das Grab ihres Sohnes! Auf's Neue verließ sie alle Erinnerungen ihrer Jugend, alle die Orte und Plätze, welche sie geliebt, und ihr Bedauern und ihre Thränen sagten ihr, wie sehr sie an allen diesen Dingen noch

hing, und daß die Verbannte und Heimathlose die Liebe zu ihrem Vaterlande noch nicht aus ihrem Herzen zu bannen vermocht, daß Frankreich immer noch ihre Heimath sei!

X.

Wallfahrt nach Frankreich.

Der Aufenthalt der Herzogin von St. Leu in England, wohin sie nach stürmischer Ueberfahrt mit ihrem Sohn gelangte, war für Beide eine Reihe von Triumphen und Huldigungen. Die ganze hohe Aristokratie von London beeiferte sich, die Herzogin mit Beweisen der Verehrung, der Hochschätzung und Liebe zu umgeben; Jedermann schien bemüht, durch die Bewunderung und Ehrfurcht, welche man der Stieftochter des Kaisers bewies, die Härte und Grausamkeit vergessen zu machen, welche England einst dem Kaiser selber bewiesen. Alle diese hohen und stolzen Aristokraten Englands schienen der Herzogin und ihrem Sohn den Beweis geben zu wollen, daß sie nicht die Gesinnungsgenossen des Hudson Low waren, welcher den gefesselten Löwen mit Nadelstichen langsam zu Tode gemartert hatte. Die Herzogin von Bedford, Lord und Lady Holland und Lady Grey waren es besonders, welche sich bemühten, Hortensen die Honneurs ihres Landes zu machen, und sich beeiferten, ihr ihre Huldigungen darzubringen. Aber Hortense lehnte alle diese Einladungen, alle diese Feste entschieden ab. Sie scheute die Oeffentlichkeit, sie fürchtete für sich und ihren Sohn, daß das Gerede der Welt und der Zeitungen ihr auf's Neue das Mißtrauen und Uebelwollen der französischen Regierung zuziehen könne, daß man sie vielleicht verhindern könne, mit ihrem Sohn zurückzukehren nach der Schweiz in ihr stilles Asyl am Bodensee, in ihr schönes und liebliches Arenenberg, wo sie so schöne und friedliche Jahre der Erinnerung und des Ausruhens durchträumt hatte.

Auch hatte Hortense sich nicht getäuscht. Ihr Aufenthalt in England erregte, sobald er bekannt ward, bei allen Parteien Besorgniß, Neugierde und Unruhe. Alle Parteien forschten nach der Absicht, weshalb die Herzogin mit ihrem Sohn sich in London aufhalte, alle Parteien waren überzeugt, daß sie Pläne hege, welche den ihrigen gefährlich werden und sie durchkreuzen könnten. — Die Herzogin von Berry, welche in Bath lebte, war, so wie sie die Ankunft der Herzogin von St. Leu erfahren, nach London gekommen, um von ihren Freunden die Absichten Hortensens zu erforschen. Die kühne und unternehmende Herzogin von Berry bereitete sich eben vor, nach Frankreich zu gehen, das Volk für sich und ihren Sohn unter die Waffen zu rufen, Louis Philipp von seinem usurpirten Thron zu stürzen, und ihrem Sohn sein rechtmäßiges Erbe wiederzugeben. Sie fand es daher so ganz natürlich, daß Hortense für ihren Sohn ähnliche Pläne hegte, daß auch sie den König der Franzosen zu stürzen trachte, um ihren Sohn oder den Sohn des Kaisers, den Herzog von Reichstadt, auf diesen Thron zu setzen. — Dem Prinzen Leopold von Coburg hinwieder, dem die Mächte so eben die Krone von Belgien angeboten, hatte man die Sorge eingeflößt, die Herzogin von St. Leu sei nach England gekommen, um sich durch einen Handstreich Belgiens zu bemächtigen, und Louis Napoleon zum König von Belgien ausrufen zu lassen. Aber der hochherzige und kluge Fürst belächelte diese Zuflüsterungen. Er kannte die Herzogin noch aus den Tagen ihres einstigen Glanzes, und er eilte jetzt, der heimathlosen Frau dieselben Huldigungen darzubringen, die er einst der angebeteten, mächtigen und gebietenden Königin von Holland geweiht hatte. Er machte der Herzogin seinen Besuch und unterhielt sich mit ihr von ihrer schönen und glanzvollen Vergangenheit, und erzählte ihr von den Hoffnungen, die er selber für die Zukunft hege. Tief darniedergebeugt durch den Tod seiner geliebten Gemahlin, der Prinzessin Charlotte von England, wollte er sich jetzt Erheiterung und Zerstreuung in seinem Unglück suchen, indem er das Glück des Volkes zu seiner Aufgabe machte. Er hatte daher die Krone von Belgien, welche das Volk ihm hatte anbieten lassen, angenommen, und war im Begriff dahin abzureisen.

Als er nach einer langen und herzlichen Unterredung sich von der Herzogin verabschiedete sagte er mit einem feinen Lächeln: „Auf Wieder-

sehen! Aber nicht wahr, Sie werden mir nicht auf Ihrer Durchreise durch Belgien mein Königreich fortnehmen?" —

Während so das neue Gouvernement von Frankreich sowohl, als auch die, gleich den Napoleoniden, im Exil befindlichen Bourbonen der Herzogin von St. Leu und ihrem Sohn weitaussehende Pläne auf Frankreich unterbreiteten, hofften die Kaiserlichen und die Republikaner gleich sehr auf die Einwirkung Hortensens auf die Geschicke Frankreichs. Ueberall in Frankreich wie in England war man der Meinung, das junge französische Königthum Louis Philippe's habe keine Lebensfähigkeit, weil es im Kern des Volkes keine Stütze habe. Die Parteigänger der legitimen Bourbons vermeinten, Frankreich sehne sich, den Enkel des heiligen Ludwig, seinen angestammten König Heinrich V., wieder zu haben; die Parteigänger des Kaiserreichs versicherten, des neue Gouvernement stehe am Vorabend seines Sturzes, und mehr als jemals sonst sehnte sich Frankreich nach dem Sohn des Kaisers, nach Napoleon II. Die Republikaner aber mißtrauten dem Volk und der Armee und fingen an, einzusehen, daß sie unter einem Napoleoniden allein die ersehnten republikanischen Institutionen erlangen könnten.*) Sie sandten daher ihre geheimen Emissaire und Unterhändler sowohl zu dem Herzog von Reichstadt, als auch zu Louis Napoleon.

Der Herzog von Reichstadt, dem die Emissaire den Vorschlag machten, nach Frankreich zu kommen und sich dem Volk darzustellen, erwiederte: „Ich kann nicht als Abenteurer nach Frankreich kommen; möge die Nation mich rufen, dann werde ich schon Mittel finden, hinzugelangen."

Louis Napoleon erwiederte auf die Anträge, die man ihm machte: er gehöre Frankreich an, gleichviel auf welche Weise; er habe das bewiesen, indem er verlangt hätte, Frankreich dienen zu dürfen, aber man habe ihn zurückgewiesen. Es stehe ihm nicht an, durch Gewaltstreiche die Wünsche einer Nation zur Entscheidung zu bringen, deren Decrete ihm immer heilig sein würden.**)

Hortense folgte diesen Bestrebungen der Kaiserlichen und der Republikaner, ihren Sohn für ihre Sache zu gewinnen, mit angstvollem und

---

*) Hortensens eigene Worte. Siehe: Voyage etc., p. 272.

**) Voyage etc., p. 272.

traurigem Herzen. Sie hoffte und glaubte nichts mehr, sie ersehnte nichts mehr als das Recht, in unbewachter Zurückgezogenheit ihren Erinnerungen leben zu können; sie fühlte sich erschöpft und entnüchtert schon von den wenigen Schritten, die sie wieder in's Leben der großen Welt gethan; sie, welche immer die zärtlichste Theilnahme dem Unglücke entgegen getragen, das thatvollste Verlangen, ihm helfen zu können, gehegt hatte, sie hatte für ihr Unglück und Leid überall nur kalte Gleichgültigkeit, Ungerechtigkeit und Verleumdung getroffen!

Nach Arenenberg, in ihre Schweizerberge, sehnte sich Hortense zurück. Dahin wollte sie heimkehren mit ihrem Sohn, um dort mit ihm zu träumen von den glanzvollen Tagen, welche gewesen, mit ihm das Hohelied ihrer Erinnerungen zu wiederholen.

Wenn das französische Gouvernement ihr erlaubte, mit ihrem Sohn Frankreich zu durchreisen, so gelangte sie sicher und ungefährdet nach dem Schweizer Canton Thurgau, auf dessen Gebiet ihr kleines Gut Arenenberg lag. Dort hatte sie durch dieses Besitzthum sich Heimathsrechte erworben; unter dem Schutz der Republik war die Tochter des Kaisers gewiß, Ruhe und Frieden zu finden.

Die Herzogin schrieb also an Herrn von Houdetot und bat ihn, ihr vom französischen Gouvernement einen Paß auszuwirken, der ihr gestattete, unter irgend einem angenommenen Namen ihre Reise durch Frankreich machen zu können.

Man versprach ihr nach langem Zögern denselben, aber unter der Bedingung, daß sie erst nach den Julitagen, nach der ersten Jahresfeier der Thronbesteigung Louis Philippe's, ihre Reise antrete. — Hortense war damit einverstanden, und erhielt demgemäß am ersten August ihren Paß, welcher ihr, als der Frau von Arenenberg und ihren Sohn, gestattete, Frankreich zu passiren, um nach ihrer Besitzung in der Schweiz zurückzukehren.

Es war anfangs die Absicht der Herzogin, trotz der unruhigen Bewegungen, welche in der Hauptstadt herrschten, über Paris zu gehen, gerade um durch ihre ruhige und theilnahmslose Anwesenheit den Beweis zu geben, daß sie ganz unbetheiligt sei an all' diesen Bewegungen und Emeuten.

Als sie aber Louis Napoleon ihre Absicht mittheilte, rief er mit flammenden Augen: „Wenn wir nach Paris gehen, und ich vor meinen Augen das Volk niedersäbeln sehe, werde ich dem Verlangen nicht widerstehen können, mich auf seine Seite zu stellen!“ *)

Hortense schloß ihren Sohn angstvoll in ihre Arme, als wollte sie ihn an ihrem Mutterbusen schützen gegen alle Gefahren, die ihn bedrohten. „Wir werden nicht nach Paris gehen,“ sagte sie, „wir werden Frankreich durchwandern, und vor den Monumenten unseres Glückes beten gehen!“

Am siebenten August verließ die Herzogin von St. Leu mit ihrem Sohn Louis Napoleon England und langte nach glücklicher und sonnenheller Ueberfahrt mit ihm in Boulogne an.

Boulogne war für Hortense das erste Monument des Glückes, vor dem sie beten gehen wollte! — Dort hatte sie einst in der glänzendsten Epoche des Kaiserreichs den militairischen Festen beigewohnt, inmitten welcher der Kaiser sich vorbereitete, neuen Gefahren und vielleicht neuem Ruhm entgegen zu gehen. — Eine hohe Säule bezeichnete die Stelle, wo einst diese prachtvollen Lagerfeste stattgefunden. Sie war unter dem Kaiserreiche errichtet worden, aber unter der Restauration hatte man sie mit dem Namen Ludwigs des Achtzehnten bezeichnet.

In Begleitung des Prinzen bestieg die Herzogin von St. Leu diese Säule, um ihm von der Höhe derselben das schöne, blühende Frankreich zu zeigen, welches einst ihr eigen gewesen, und welches sie jetzt mit verhülltem Haupt, unter einem erborgten Namen durchschleichen sollten. Von dort oben zeigte sie ihm die verschiedenen Lager bei jenem großen Manoeuvre, die Stelle, wo das Zelt des Kaisers, dann die Stelle, wo sein Thron gestanden, und wo er zum ersten Male die Kreuze der Ehrenlegion unter die Armee vertheilt hatte.

Louis Napoleon hörte seiner Mutter mit glühenden Wangen, in athemloser Aufmerksamkeit zu. Hortense, in Erinnerungen vertieft, hatte gar nicht bemerkt, daß noch andere Besucher auf die Plattform der Säule gekommen waren, ein Herr und eine Dame, welche einen Theil ihrer Worte gehört hatten. Als die Herzogin jetzt schwieg, näherten sie sich ihr, um

*) La reine Hortense, p. 276.

ihr zu sagen, mit welchem tiefen Interesse sie ihrer Schilderung der glorwürdigsten und herrlichsten Zeit Frankreichs zugehört hatten. Es war ein junges Ehepaar, welches aus Paris kam und viel zu erzählen wußte von den Parteien, welche Frankreich zerklüfteten und seine Zukunft ungewiß und nebelhaft machten.

Zum Dank dafür, daß Hortense ihnen so beredt die große Vergangenheit geschildert, erzählten sie ihr ein Bonmot aus der Gegenwart, das eben in den Salons von Paris circulirte. Man sagte dort, das beste Mittel, um alle Welt und alle Parteien zu befriedigen, würde sein, daß man Frankreich in eine Republik verwandelte, und ihm drei Consuln gebe, den Herzog von Reichstadt, den Herzog von Orleans und den Herzog von Bordeaux. „Aber," fügten sie hinzu, „der erste Consul könnte leicht damit endigen, sich zum Kaiser zu machen und die beiden anderen zu verdrängen!"

Hortense fand den Muth, dieses Scherzwort mit einem Lächeln zu beantworten, aber sie beeilte sich, mit dem Prinzen von dannen zu gehen und sich von diesem Paar zu entfernen, das sie vielleicht erkannt und nicht ohne Absicht ihnen dieses Bonmot erzählt haben mochte.

Traurig und schweigsam kehrten Mutter und Sohn in ihr Hôtel zurück, das, nahe am Ufer gelegen, ihnen die Aussicht auf das rauschende, schäumende Meer und die hohe Säule des Kaiserreichs gewährte.

Sie traten Beide hinaus auf den Balcon. Es war ein wundervoller Abend, die Sonne neigte sich zum Untergange und warf ihre purpurnen Gluthen über das Meer hin, daß es hier wie Morgenroth aufleuchtete, dort in tiefe Schatten sich versenkte. Murmelnd und in melodischem Tact rauschten die schaumgesäumten Wogen an das Ufer; die hohe Säule dort drüben stieg in den Gluthen der Abendsonne wie eine Feuersäule zum Himmel empor. Eine Feuersäule der Erinnerungen!

Hortense, welche lange schweigend bald die Säule, bald das Meer angeschaut hatte, wandte sich jetzt mit einem milden Lächeln an ihren Sohn.

„Laß uns hier unseren Erinnerungen einen Gottesdienst halten," sagte sie. „Diesem rauschenden Meer, dieser stolzen Säule gegenüber will ich Dir ein Bild aus der Vergangenheit zeigen. Willst Du's sehen?"

Louis Napoleon nickte schweigend, die Augen unverwandt hinüber gerichtet nach der Säule des Kaisers.

Hortense trat in das Gemach und kehrte bald mit einem in rothem Sammet gebundenen Buch auf den Balcon zurück. Oft in den stillen Tagen von Arenenberg hatte der Prinz sie an diesem Buche schreiben sehen, aber niemals hatte Hortense seinen Bitten gewillfahrt und ihm Mittheilungen gemacht aus ihren Memoiren. Heute wollte sie ihm ungebeten daraus ein schönes und glänzendes Bild entrollen. Der öden und traurigen Gegenwart gegenüber wollte sie ihm die strahlende und glanzvolle Vergangenheit zeichnen, vielleicht nur, um ihn zu zerstreuen, vielleicht, um ihn zu trösten mit der Hoffnung, daß Alles, was ist, vergeht, daß also auch die Gegenwart wieder versinken, und das, was einst gewesen, für ihn, den Erben des Kaisers, wieder Wirklichkeit werden könne.

Sie setzte sich neben ihren Sohn auf den kleinen Divan, der den Balcon einnahm, und ihr Heft entfaltend, las sie.

XI.

Fragment aus den Memoiren der Königin Hortense.

„Der Kaiser war aus Italien zurückgekehrt. Die schöne Ceremonie der Vertheilung der Kreuze der Ehrenlegion hatte vor seiner Abreise stattgefunden, und ich hatte derselben beigewohnt; jetzt begab sich der Kaiser nach Boulogne, um an seinem Geburtstage eine zweite Vertheilung des Ordens bei der Armee zu machen. Er hatte meinen Gemahl zum General der Reserve-Armee ernannt, und sandte ihm einen Courier, um ihn aufzufordern, mit mir und unserm Sohn Napoleon in das Lager von Boulogne zu kommen. Mein Gemahl wollte die Bäder, welche er in St. Amand nahm, nicht unterbrechen, aber er forderte mich auf, nach Boulogne zu gehen und acht Tage in der Gesellschaft des Kaisers zuzubringen.

Der Kaiser bewohnte bei Boulogne ein kleines Landhaus, genannt Pont de Brigue. Seine Schwester Caroline und Murat wohnten in einer andern kleinen Villa nahe dabei. Ich logirte bei ihnen, und alle Tage begaben wir uns zum Kaiser, um mit ihm zu diniren. Seit zwei Jahren hatten sich unsere Truppen im Angesicht Englands concentrirt und Jedermann erwartete einen Angriff. Das Lager bei Boulogne war am Ufer des Meeres errichtet und glich einer langen und regelmäßigen Stadt. Jede Hütte hatte einen kleinen Garten, Blumen und Vögel. In der Mitte des Lagers auf einer Erhöhung befand sich das Zelt des Kaisers, nahe dabei das des Marschalls Berthier. Alle auf dem Wasser befindlichen Kriegsschiffe waren in einer Linie aufgestellt, und warteten nur auf das Signal zur Abfahrt. In der Ferne erblickte man England, und seine schönen Schiffe, welche vor der Küste kreuzten, schienen eine undurchdringliche Barrière zu bilden. Diesem großartigen Anblick gegenüber hatte man zum ersten Mal die Vorstellung von einer bis dahin nicht geahnten unbekannten Größe, welche uns gegenüber stand. Alles regte hier die Phantasie an. Dieses unendliche Meer konnte bald sich in ein Schlachtfeld verwandeln, und vielleicht die Elite der beiden größten Nationen verschlingen. Unsere Truppen, stolz in dem Gefühl, daß es für sie keine Hindernisse gäbe, ungeduldig geworden durch eine zweijährige Ruhe, glühend vor Energie und Tapferkeit, glaubten schon die entgegengesetzte Küste erreicht zu haben. Ihre mit so vieler Tapferkeit gepaarte Zuversicht erregte unwillkürlich die gewisse Hoffnung auf Erfolg; aber plötzlich dann, wenn man hinüber schaute auf diesen undurchdringlichen Wald der Masten auf den feindlichen Schiffen, fühlte man sich von Furcht beängstigt, zog ein banges Schmerzgefühl Einem das Herz zusammen. — Doch schien der Expedition weiter nichts mehr zu fehlen, als ein günstiger Wind.

Von allen Huldigungen, welche eine Frau empfangen kann, haben die militairischen Huldigungen immer noch am meisten den Charakter des Chevaleresken, und es ist unmöglich, sich nicht von ihnen geschmeichelt zu fühlen. Es konnte unter keinen Umständen etwas Imposanteres und Herrlicheres geben, als die Huldigungen, deren Mittelpunkt ich hier war, auch haben sie allein bei dieser Gelegenheit auf mich Eindruck gemacht.

Der Kaiser gab mir zu meiner Begleitung seinen Stallmeister, den

General Defrance. So wie ich mich einer Lager-Abtheilung näherte, waren die Truppen unter den Waffen und manoeuvrirten vor mir. Ich hatte für einige wegen Disciplinarfehler bestrafte Soldaten Gnade erbeten, und ward deshalb überall mit lebhaftem Enthusiasmus begrüßt. Der ganze reitende Generalstab escortirte meinen Wagen, und überall verkündete brillante Musik meine Annäherung. Bei dieser Gelegenheit sah ich zum ersten Mal die Urne, welche ein Grenadier im Bandelier trug; man sagte mir, der Kaiser habe, um das Andenken des tapfern Latour d'Auvergne *) zu ehren, das Herz desselben in einen Bleikasten eingehüllt, dem ältesten Soldaten des Regiments anvertraut, und anbefohlen, daß sein Name jedes Mal beim Apell mit aufgerufen werde, als ob er zugegen sei. Derjenige, welcher das Herz trug, antwortete: „Gestorben auf dem Felde der Ehre."

Eines Tages gab man mir im Lager von Ambleteuse ein Déjeuner. Ich wünschte mich zu Wasser dahin zu begeben, und trotz des widrigen Windes führte der Admiral mich hin. Ich sah die Engländer, und wir kamen so nahe an ihnen vorüber, daß sie mit Leichtigkeit sich unserer Yacht hätten bemächtigen können. Ich besuchte auch die vom Admiral Versuell commandirten Holländer. **) Sie empfingen mich mit den größten „Hurrahs," ebenso wenig als ich selber ahnend, daß ich kaum ein Jahr später ihre Königin sein würde.

Ein anderes Mal fing der Kaiser einen kleinen Krieg an; die Engländer, welche sich von dem Anblick so vieler Truppen, die sich ihnen gegenüber zusammengezogen, beunruhigt fühlten, näherten sich immer mehr

---

*) Latour d'Auvergne, ein Abkömmling des berühmten Türenne, war in der ganzen Armee bekannt und berühmt wegen seines Heldenmuthes und seiner bei vielfacher Gelegenheit bewiesenen Tapferkeit. Da er alle ihm vielfach angebotenen Avancements und Ehren immer wieder ablehnte, ernannte ihn Napoleon zum ersten Grenadier der Armee. Er fiel in dem Gefecht bei Neuburg, und dort ließ ihm der Vicekönig von Italien, Eugène Beauharnais, nach dem Frieden ein Denkmal errichten.

**) Die Holländer hatten, um den ihnen angewiesenen Hafen von Ambleteuse erreichen zu können, erst einen Kampf gegen die englische Flotille bestanden, der ihnen zur größten Ehre gereichte.

unserer Küste, und feuerten sogar einige Kanonenschüsse auf uns; de Kaiser befand sich an der Spitze seiner französischen Colonnen, als diese die Schüsse erwiederten, und er war jetzt zwischen zwei Feuern. Da wir ihm gefolgt waren, mußten wir jetzt auch neben ihm bleiben. Mein Sohn zeigte nicht die mindeste Furcht, zur größten Freude seines Onkels. Aber die Generale zitterten, den Kaiser sich so in Gefahr setzen zu sehen; der Ladestock eines Ungeschickten konnte ihm hier eben so gefährlich werden, als eine Kugel.

Inmitten dieses imposanten Schauspiels überraschte mich der Contrast, den die Truppen darboten, die dem Feinde gegenüber glühten vor Tapferkeit und Entschlossenheit, und in den Tagen der Ruhe guten gelehrigen Kindern glichen, die sich mit einer Blume, einem Vogel belustigen konnten. Der verwegenste Krieger verwandelte sich da oft in den lernbegierigsten Schüler.

Zu diesem Déjeuner, welches der Marschall Davoust mir in seinem Zelt gab, hatten die Grenadiere sich einige Lieder eingeübt, und kamen mit der Zaghaftigkeit junger Mädchen, vor meiner Tafel zu singen. Mit der verlegensten und furchtsamsten Miene sangen sie ein Lied voll der kühnsten und verwegensten Drohungen gegen England, ein Lied, dessen Refrain, wenn ich mich recht erinnere, lautete:

„Die Meereng' kühn zu überschreiten,
„Das heißt noch nicht das Meer austrinken."

Oft sahen wir von dem Salon des Kaisers aus die Soldaten seiner Garde sich auf dem Grasplatz vor dem Schloß versammeln; einer von ihnen nahm eine Violine und gab, indem er aufspielte, seinen Cameraden Unterricht im Tanzen. Die Anfänger studirten die „jétés" und „assemblés" mit der größten Aufmerksamkeit; die Gelehrteren führten den ganzen Contretanz aus. Hinter den herabgelassenen Jalousieen schauten wir ihnen mit dem größten Vergnügen zu. Der Kaiser überraschte uns öfter bei dieser Beschäftigung, lachte mit uns und freute sich der unschuldigen Vergnügungen seiner Soldaten.

War das Project einer Landung in England ernsthaft gemeint? Oder wollte der Kaiser nur durch diese ungeheuren Vorbereitungen die Aufmerksamkeit von anders wo ablenken, und auf diesen Punkt fixiren?

Das ist für mich noch heute eine Frage, die ich nicht zu beantworten wage; hier, wie überall, berichte ich nur, was ich gesehen habe.

Die Marschallin Ney gab mir ein glänzendes Fest in Montreuil, wo ihr Mann commandirte. Der Vormittag ward dazu verwandt, die Truppen vor mir manoeuvriren zu lassen; am Abend fand ein Ball statt. Aber plötzlich ward dieser unterbrochen durch die Nachricht, der Kaiser habe sich so eben eingeschifft.

Eine Menge junger Offiziere, die bei diesem Feste zugegen gewesen, stürzten sich auf dem Wege nach Boulogne, den ich gleich ihnen mit Blitzesschnelle zurücklegte, immer escortirt von dem General Defrance, der vor Ungeduld brannte, wieder an der Seite des Kaisers zu sein. Ich selbst empfand eine unaussprechliche Bewegung bei der Idee, daß eine so große Weltbegebenheit unter meinen Augen statthaben solle. Ich stellte mir vor, wie ich vom Thurm neben dem Zelt des Kaisers der Schlacht zuschauen, wie ich unsere Flotte vordringen und in den Wellen versinken sehen würde. Ich schauderte schon im Voraus.

Endlich kam ich an; ich fragte nach dem Kaiser, und erfuhr, daß er allerdings der Einschiffung aller seiner Truppen beigewohnt habe, aber daß er so eben in seine Villa zurückgekehrt sei.

Ich sah ihn erst beim Diner, wo er den Prinzen Joseph, der damals Colonel eines Regiments war, befragte, ob er an diese falsche Einschiffung geglaubt habe, und welchen Effect sie unter den Soldaten gemacht habe?

Joseph sagte, daß er, wie alle Welt, an eine wirkliche Abreise geglaubt habe, und daß die Soldaten, dieselbe gar nicht bezweifelnd, ihre Uhren verkauft hätten. — Der Kaiser fragte auch öfter, ob der Telegraph noch nicht das Annähern der französischen Escadre anzeige; sein Adjutant Lauriston befand sich am Bord dieser Escadre, und der Kaiser schien nur noch die Ankunft Lauristons und einen günstigen Wind abzuwarten, um seine Flotille die Anker lichten zu lassen.

Die von meinem Gemahl mir bewilligten acht Tage waren zu Ende, und ich nahm Abschied von dem Kaiser. Ich ging über Calais und Dünkirchen; überall sah ich die Truppen vor mir defiliren, und mit eben so viel Bedauern als Schrecken verließ ich diese schöne Armee, daran

gedenkend, daß sie vielleicht in einigen Tagen schon den größten Gefahren möchte ausgesetzt sein. . . . .

Jeden Tag erwarteten wir in St. Amand die Nachricht von einem Uebergange nach England zu erhalten, als wir plötzlich die Truppen in unserer Gegend ankommen sahen, um sich in Eilmärschen an den Rhein zu begeben. Oesterreich hatte den Frieden gebrochen. Wir eilten sofort nach Paris, um den Kaiser vor seiner Abreise nach Deutschland noch einmal zu sehen." *)

XII.

Die Pilgerin.

Am nächsten Morgen verließ die Herzogin mit ihrem Sohn Boulogne, um weiter mit ihm zu pilgern durch das Land ihrer Jugend und ihrer Erinnerungen.

Es war eine traurige und doch eine herzerquickende Wanderschaft, denn obwohl eine Verbannte und Namenlose, war sie doch in ihrem Vaterland, war es doch die heimathliche Erde, welche ihr Fuß berührte. Seit sechszehn Jahren hatte sie in der Fremde gelebt, in einem Lande, dessen Sprache sie nicht kannte, und dessen Volk sie daher nicht zu verstehen vermochte. Jetzt auf dieser Reise durch Frankreich freute sie sich, einmal wieder Alles verstehen zu können, was sich das Volk auf den Gassen, die Bauern auf den Feldern erzählten. Es war für sie ein schmerzlich süßes Gefühl, sich sagen zu können, daß sie inmitten dieses Volkes keine Fremde sei, und darum gewährte es ihr jetzt auch die größte Freude, mit diesem Volk zu plaudern und seinen naiven und kunstlosen Worten zuzuhören.

So wie sie in dem Gasthaus irgend einer Stadt, eines Dorfes, wo sie einen Rasttag haben wollten, angelangt waren, begab sich Hortense

*) **La reine Hortense en Italie, France etc. p. 278. seqq.**

am Arm ihres Sohnes hinunter auf die Straße; einmal trat sie in eine Boutique ein, setzte sich dort nieder und sprach mit den Leuten, welche in den Laden kamen, um sich ihre geringen Bedürfnisse des Tages zu kaufen; ein anderes Mal hielt sie auf der Gasse ein Kind an, um es zu liebkosen und es nach seinen Aeltern zu fragen; dann wieder sprach sie in den Dörfern mit den Bauern, und unterhielt sich mit ihnen von ihrem Acker, und von den Hoffnungen, welche sie auf eine glückliche Ernte hegten. Der naive, gesunde und kräftige Sinn des Volks entzückte sie, und mit dem lächelnden Stolz einer glücklichen Mutter zeigte sie ihrem Sohn diese große, schöne Familie, dieses französische Volk, dem auch sie Beide, obwohl verbannt und verstoßen, immer doch angehörten!

In Chantilly zeigte sie dem Prinzen das Schloß deß Prinzen Condé. Die Waldungen, welche in der Nähe desselben lagen, hatten einst der Königin gehört, oder vielmehr, sie waren ein Theil der Appanage gewesen, welche der Kaiser seit der Vereinigung Hollands mit Frankreich für ihren zweiten Sohn Louis Napoleon ausgesetzt hatte. — Hortense selbst war niemals in dieser Gegend gewesen, und sie durfte daher das Schloß besuchen, ohne befürchten zu müssen gekannt zu werden.

Den Führer, welcher ihnen das Schloß und den Garten gezeigt, fragte sie, wer wohl früher der Besitzer der großen Wälder von Chantilly gewesen?

„Die Stieftochter des Kaisers Napoleon, die Königin Hortense," sagte der Mann mit vollkommener Gleichgültigkeit. „Man hat hier noch lange von ihr gesprochen; man sagte immer, daß sie verkleidet im Lande herumstreife. Aber seit einigen Jahren hört man nichts mehr von ihr; ich weiß nicht, was aus ihr geworden ist."

„Gewiß ist sie gestorben, die arme Königin," sagte Hortense mit einem so sanften, wehmüthigen Lächeln, daß ihr Sohn erbleichte, und seine Augen sich mit Thränen füllten.

Von Chantilly wanderten sie weiter nach Ermenonville und Morfontaine, denn Hortense wollte ihrem Sohn alle die Plätze zeigen, die sie einst mit dem Kaiser und ihrer Mutter in den Tagen des Glückes gesehen.

Diese Plätze schienen jetzt so einsam und verlassen, wie sie selber es war. Welch eine Pracht hatte einst in Ermenonville geherrscht, als der Kaiser den Besitzer desselben zu den großen Jagden, welche dieser ihm zu

Ehren veranstaltete, besucht hatte! In den Gängen des Parks, der damals von tausend und tausend Lampen erhellt gewesen, wucherte jetzt das Gras; ein elendes baufälliges Boot führte hinüber zu der Pappelinsel, die dem Andenken Jean Jacque's geweiht ist, und auf dessen Monument Hortense und Louis Napoleon jetzt ihre Namen einzeichneten.

Noch verödeter und trauriger erschien Morfontaine; die Alliirten hatten es 1815 geplündert, und seitdem war es noch nicht reparirt worden. In Morfontaine war unter dem Consulat der Friede mit Amerika gezeichnet worden, dort hatte Hortense einem herrlichen Fest beigewohnt, das Joseph Bonaparte, damals der Besitzer von Morfontaine, seinem kaiserlichen Bruder gegeben.

In St. Dénis gab es für Hortense noch heiligere und schönere Erinnerungen, denn daselbst befand sich das große Erziehungshaus für die Töchter höherer Militairs, dessen Protectrice sie gewesen. Sie wagte es nicht, sich zu zeigen, denn dort, das wußte sie wohl, hatte man sie nicht vergessen; es gab noch viele dort, welche sie kannten und liebten, und nur den Fremden und Gleichgültigen durfte sie sich zeigen.

Aber sie besuchte doch die Kirche und stieg mit Louis Napoleon hinunter zu den Gewölben. Ludwig XVIII. allein ruhte in den Hallen, welche das Kaiserreich restaurirt hatte, um darin die neue, von Frankreich adoptirte Herrscherfamilie aufzunehmen. Ach, und der, welcher diese Hallen gebaut, der Kaiser Napoleon ruhte jetzt unter einer Trauerweide auf einer öden Insel mitten im Meer, und der, welcher ihn vertrieben, nahm die Stelle ein, welche einst dem Sarge des Kaisers bestimmt gewesen!

Diese schweigenden und öden Hallen durchwandernd, erinnerte sich Hortense jenes Tages, wo sie mit dem Kaiser hierher gekommen, um den Bau der Kirche zu besichtigen. Damals war sie krank und leidend gewesen, und mit vollster Ueberzeugung hatte sie zu ihrer Mutter gesagt: sie, die unglückliche Königin Hortense, werde die Erste sein, welche man in der Gruft von St. Denis bettete. Jetzt, nach so vielen Jahren, stieg sie lebend in dieselbe hinunter, und hatte kaum das Recht, sie zu besuchen.

Aber es gab noch eine andere Grabstätte, ein anderes Monument ihrer Erinnerungen, vor welchem Hortense beten gehen mußte. Das war das Grab der Kaiserin Josephine in der Kirche von Ruelle.

Ach, mit welchen Empfindungen betrat sie diesen Ort, knieete sie nieder an dem Grabeshügel! Von Allem, was Josephine geliebt, war nichts mehr übrig geblieben, als Hortense und ihr Sohn, ein vereinsamtes Paar, das selbst nur heimlich den Ort besuchen durfte, wo Hortensens Mutter ruhte. Die Menge von Blumen, welche das Monument schmückten, war indeß ein Beweis, daß Josephine wenigstens inmitten von Freunden ruhte, denen ihr Andenken immer noch heilig geblieben, und das war immer doch ein Trost für die vereinsamte Kaisers-Tochter.

Von Ruelle und seinem heiligen Grabe pilgerten sie weiter nach Malmaison. Dies Schloß vor allen Dingen wollte Hortense ihrem Sohn zeigen! Von Malmaison aus hatte der Kaiser Frankreich für immer verlassen! Dort hatte Hortense das schmerzlich süße Glück gehabt, durch ihre zärtliche Theilnahme ihm den Moment zu versüßen, wo alle Welt ihn verließ, wo er von der Höhe des Ruhms in die tiefen Abgründe des Unglücks hinabstürzte.

Aber ach, die heimkehrende Königin Hortense sollte nicht einmal die Genugthuung haben, ihrem Sohn dies von so vielen Erinnerungen geheiligte Schloß, welches einst ihr Eigenthum gewesen, zu zeigen! Der jetzige Besitzer desselben hatte strengen Befehl gegeben, das Schloß nur gegen vorher von ihm erhaltene Einlaßkarten zu öffnen, und da Hortense deren nicht besaß, waren alle ihre Bitten vergeblich.

Man wies sie grausam zurück von der Pforte des Schlosses, in welchem sie in früheren Tagen von ihren ergebenen Freunden und Dienern immer mit so viel Freude war empfangen worden.

Traurig, ihre Augen von Thränen umdüstert, wandte sie sich ab, und kehrte, auf den Arm ihres Sohnes gelehnt, in ihren Gasthof zurück.

Schweigend und still setzte sie sich neben ihm nieder auf die Steinbank, die da vor dem Hause stand, und blickte hinüber nach dem Schloß, in dem sie einst so schöne und bedeutungsvolle Tage durchlebte. Ach, sie hatte in Frankreich nur Gräber aufzusuchen, und fühlte sich jetzt ganz allein mit ihren Erinnerungen und ihrer Vergangenheit.

Es ist wohl natürlich, flüsterte sie leise vor sich hin, daß die Abwesenheit uns von Denen vergessen macht, welche das Glück hatten, in der Heimath zu bleiben. Aber für Diejenigen, welche auf fremde Erde hinaus-

gestoßen wurden, steht das Leben des Herzens still, und die Vergangenheit ist ihnen Alles, die Gegenwart und die Zukunft ist im Exil bedeutungslos. — In Frankreich ist Alles vorwärts geschritten, hat sich Alles verwandelt, ich allein bin übrig geblieben mit meinen Empfindungen unveränderter Liebe und Treue! Ach, wie traurig und schmerzvoll ist es, vergessen zu werden! *) Wie —

Auf einmal ward sie unterbrochen von den Lauten eines Claviers, welches in ihrer unmittelbaren Nähe ertönte. Hinter der Bank, auf welcher sie saßen, befanden sich die in den Salon des Gasthofes führenden Fenster. Die Fenster waren geöffnet, und mit größter Deutlichkeit konnte man jeden Ton der Musik vernehmen, welche drinnen in dem Salon ertönte.

Jetzt ward das Spiel von einer weiblichen Stimme unterbrochen, welche sagte: „Singe uns ein Lied, meine Tochter."

„Was für ein Lied?" fragte eine andere jugendlichere Stimme.

„Nun, singe uns das rührende, schöne Lied, das Dir Dein Bruder gestern aus Paris mitgebracht. Das Lied von Delphine Gay, zu welchem Herr von Beauplan die Musik gemacht."

„Ach, Du meinst das Lied von der Königin Hortense, welche als Pilgerin nach Paris kommt? Du hast Recht, Maman, es ist ein gar schönes und rührendes Lied, und ich will es Dir singen!"

Und das junge Mädchen schlug kräftiger auf die Tasten und begann das Präludium zu spielen.

Draußen auf der Steinbank vor dem Gasthause saß die einstige Königin Hortense, jetzt die arme, vereinsamte Pilgerin. Nichts war ihr geblieben von dem herrlichen Einst, als ihr Sohn, welcher neben ihr saß! Beide Hand in Hand, Beide athemlos vor Rührung, Beide bleich und mit Thränen in den Augen horchten sie auf das Lied, welches das junge Mädchen jetzt begann, und welches also lautete:

Die Pilgerin.

Soldaten, die ihr habt die Wacht
Auf Frankreichs grünen Höhen,
Auf diese Pilgerin gebt nicht Acht,
Laßt sie vorübergehen!

---

*) Der Herzogin eigene Worte. Siehe: Voyage en Italie etc., p. 305.

Ach, dieser süßen Stimme Klang
Hallt unser Echo wieder!
Die Laute, die einst Dunois sang,
Singt jetzt nur Trauerlieder!

Soldaten, die ihr habt die Wacht 2c.

An ihrer Trauer werdet schnell
Die hohe Frau ihr kennen,
An ihrer Thräne, rinnend hell,
Wenn sie hört Frankreich nennen!

Soldaten, die ihr habt die Wacht 2c.

Ein Schleier jetzt das Haupt umgiebt,
Das einstens trug der Kronen Bürde,
Die Gaben nur, die reich sie giebt,
Verrathen ihre hohe Würde.

Soldaten, die ihr habt die Wacht 2c.

Sie kommt zu unsern Grenzen nicht,
Daß sie um Erbschaft werbe,
Vom Einst nur ihre Thräne spricht,
Der Ruhm, das ist ihr Erbe!

Soldaten, die ihr habt die Wacht 2c.

Sie will mit duft'ger Blumen Spur
Das Grab der Mutter schließen,
Auf Thränen eifersüchtig nur,
Die And're dort vergießen!

Soldaten, die ihr habt die Wacht
Auf Frankreichs grünen Höhen,
Auf diese Pilgerin gebt nicht Acht,
Laßt sie vorübergehen.

Der französische Urtext dieses Liedes von Delphine Gay, der nachherigen Frau von Girardin, lautet:

Soldats, gardiens du sol français,
Vous qui veillez sur la colline,
De vos remparts livrez l'accès,
Laissez passer la pélerine.

Les accents de sa douce voix
Que nos échos ont retenues,
Et ce luth qui chanta Dunois
Vous annoncent sa venue.

Soldats, gardiens du sol français etc.

Sans peine on la reconnaîtra
A sa pieuse rêverie,
Aux larmes qu'elle répandra
Aux noms de France et de patrie.

Soldats, gardiens du sol français etc.

Son front, couvert d'un voile blanc
N'a rien gardé de la couronne,
On ne devine son haut rang
Qu'aux nobles présens qu'elle donne.

Soldats, gardiens du sol français etc.

Elle ne vient pas sur ces bords
Réclamer un riche partage,
Des souvenirs sont ses trésors
Et la gloire est son héritage.

Soldats, gardiens du sol français etc.

Elle voudrait de quelques fleurs
Parer la tombe maternelle,
Car elle est jalouse des pleurs
Que d'autres y versent pour elle.

Soldats, gardiens du sol français,
Vous qui veillez sur la colline,
De vos remparts livrez l'accès,
Laissez passer la pélerine.

XIII.

Schluß.

Und endlich war diese traurige Pilgerfahrt beendet, endlich war Hortense wieder heimgekehrt in ihre Berge, heimgekehrt nach Arenenberg, auf ihre reizende Villa, die auf einer Höhe unmittelbar am Ufer des Bodensees gelegen, einen lieblichen Ueberblick über den majestätischen See mit seinen Inseln und seine mit Städten und Dörfern umkränzten Ufer gewährt.

Ehre dem Canton Thurgau, der, als alle Welt von der bei dem Schicksal und den Regierungen in Ungnade gefallenen Königin sich abwandte, als ihre nächsten Verwandten selbst, der Großherzog und die Großherzogin Stephanie von Baden, ihr den Aufenthalt in ihrem Lande verweigern mußten, den Muth hatte, der Herzogin von St. Leu ein Asyl zu bieten, und ihr auf dem freien Boden der kleinen Republik eine Stätte zu gewähren, von der das Uebelwollen und Mißtrauen der Mächtigen sie nicht wieder vertreiben konnten!

In Arenenberg ruhte Hortense aus von ihren Schmerzen. Mit blutender Brust und bestäubten Füßen kehrte sie wieder heim in ihr Haus, ihr Herz zerschmettert von dem furchtbarsten Schlag, von dem Verlust eines edlen und geliebten Sohnes, ihr Geist gebrochen und darnieder gebeugt von der Härte und Grausamkeit der Welt und der Menschen, welche in der feigen Furcht ihres Egoismus sogar der heiligsten und unvergänglichsten aller Religionen, der Religion der Erinnerungen, untreu geworden waren!

Wie Viele, die ihr einst Liebe und Dankbarkeit geschworen, hatten sie verlassen, wie Viele, denen sie wohlgethan, hatten sie verleugnet in der Stunde der Gefahr!

In der Großmuth und Milde ihres Herzens verzieh sie ihnen Allen, und statt Groll zu hegen, bemitleidete sie sie. — Sie hatte abgeschlossen mit der Welt! Arenenberg war jetzt allein noch ihre Welt, Arenenberg, in welchem ihr letztes und schönstes Glück, ihr Sohn, der Erbe des kaiserlichen Namens, an ihrer Seite lebte, Arenenberg, welches einem großen Tempel der Erinnerungen glich, dessen fromme und gläubige Priesterin Hortense war.

In Arenenberg schrieb Hortense die so traurige und rührende Geschichte ihrer Reise durch Italien, Frankreich und England, die sie in dem Heroismus ihrer Mutterliebe unternahm, um ihren Sohn zu retten. Die edelste Weiblichkeit, der gebildetste Geist, die stolzeste und reinste Seele spricht aus diesem Buch, mit dem Hortense sich ein Denkmal gesetzt, das unvergänglicher ist, wie alle Denkmäler von Stein und Erz, denn dieses Denkmal spricht zum Herzen, jene nur zu den Augen. — Hortense hat dies Buch mit ihrem Herzen, oft unterbrochen von den Thränen, die ihre

Augen verdunkelten, geschrieben, sie schließt es mit einem rührenden Zuruf an das französische Volk, dem man hier eine Stelle gestatten möge:

„Die Erneuerung des Exilgesetzes," so lautet der Schluß ihres Buches, „und die Einigungsversuche, welche man zwischen uns und den Bourbonen macht, sind der Beweis der Empfindungen und Befürchtungen, die man in Bezug auf uns hegt. Nicht Eine Freundesstimme hat sich zu unsern Gunsten erhoben; diese Gleichgültigkeit hat die Bitterkeit unserer Verbannung verdoppelt! Mögen sie dennoch glücklich sein, Diejenigen, welche vergessen! Mögen sie vor allen Dingen Frankreich glücklich machen! Das ist mein Gebet!"

„Was das Volk anbetrifft, so wird ihm, wenn es seines Ruhmes, seiner Größe, und der beständigen Fürsorge, deren Gegenstand es war, eingedenk ist, unser Andenken immer theuer sein. Ich habe die Ueberzeugung, daß es so ist, und dieser Gedanke ist der süßeste Trost, den man im Exil haben, den man mit sich in das Grab nehmen kann!" *)

Noch lebte Hortense einige friedliche stille Jahre, fern von Allen, die sie liebte, fern auch von dem Sohn, der ihr einziges Gut, ihre einzige Hoffnung war, und von dem sie noch nicht ahnte, welch eine glänzende Zukunft ihm das Schicksal vorbehalten, und daß Louis Napoleon, den die Bourbonen als Kind, den die Orleans als Jüngling aus Frankreich verbannt und vertrieben hatten, daß Louis Napoleon dereinst als Kaiser in Paris thronen würde, während die Bourbonen und die Orleans in der Fremde, im gezwungenen Exil verkümmern!

Im Jahre 1837 starb Hortense, die Blume der Napoleoniden!

Des Lebens, des Unglücks und des Exils, in dem sie schmachtete, endlich müde, senkte sie ihr Haupt und ging heim zu ihren großen Todten, heim zu Napoleon und Josephinen!

---

*) Voyage en Italie etc., p. 324.

Ende des zweiten und letzten Bandes.